

# Heimatkundliche Blätter

# Balingen

Jahrgang 33

31. Januar 1986

Nr. 1

## Die württembergische Landesvermessung (1818–1840) und die Zeit davor

Von Rudolf George

Die entscheidende Verbesserung zur einheitlichen, gerechten und vollständigen Grundsteuerbewertung brachte die württembergische Landesvermessung (1818–1840). Zum richtigen Verständnis und zur unparteiischen Würdigung der Landesvermessung ist ein geschichtlicher Rückblick notwendig. Bereits im 14. Jahrhundert wurden für die weltlichen und geistlichen Grundherrschaften Abgabebücher angelegt. Ihr Inhalt beruhte auf Angaben der Steuerpflichtigen und wo dies nicht möglich war auf Schätzungen.

Zu den Anfängen des Steuerkatasters wäre folgendes zu sagen: Im früheren Herzogtum Württemberg hatten die Stände frühzeitig freiheitliche Errungenschaften. Im Tübinger Vertrag von 1514 wurden die allgemeinen Menschenrechte verfügt; es war die erste Verfassung mit landständisch-demokratischem Einschlag. Der Fürst besaß nicht mehr die bloße Gewalt, er hatte sich vor dem Volk zu rechtfertigen. Der Herzog war es aber, der wiederholt auf die ungleiche steuerliche Veranlagung hinwies und beabsichtigte, ein besseres Steuersystem einzuführen. Die Landschaft war meist reformfeindlich und beharrte auf dem Herkommen. Schließlich wurde im Jahre 1607 eine gleichmäßige Steueranlage bestimmt „die gietter, unnd Was sonsten zue besteuern geschetzt unnd belegt wordenn (Reyscher II 288)“.

Im Jahre 1624 wurde vom Herzog erneut die Einführung eines besseren Steuermodus betrieben. „Einen Modum fürzuschlagen (– wie man durch den Herzog und –) der Landschaft darzu verordnete Deputirte, mit Zuziehung etli-

cher verständiger ohnpartheyischer aus der Erbarkeit jeder Orten ein ordentlich Catastrum oder Steuerbuch von Gütern zu Gütern angeordnet und also eine durchgehende billigmäßige gleiche Steuer derenmalen eins angestellt und fürder continuirt werde, dann man einmal Mittel haben muß, aus dieser Ohnordnung, deren J. F. G. als Landsfürst nit länger zusehen können, zu kommen (Reyscher XVII S. CXIX).“

Hier erscheint in der württembergischen Amtssprache zum ersten Mal das Wort „Kataster“. Register zu ähnlichen Zwecken hatte man zuvor als „Urbare“ oder „Zinsrodel“ bezeichnet. Es folgte die erste Steuerinstruktion, von 1629, die Ordnung und Einheit entsprechend dem Wissensstand in das Steuerwesen brachte. Die verheerenden Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges machten 1642 und 1652 Steuerrevisionen erforderlich. Dieses erste Grundsteuerkataster währte von 1607–1655 und beruhte ebenfalls auf Schätzungen.

Das nachfolgende Grundsteuerkataster, das schon zu der frühen Stückvermessung über-

ging, war von 1713–1744 gültig. Es bezog sich bereits auf Vermessungen.

Im Jahre 1705 wurde die Katastersteuer als Objektsteuer eingeführt. Der steuerbare Grund und Boden wurde durch obrigkeitliche Einschätzung festgesetzt. Die unerläßliche Voraussetzung solcher Grundbesteuerung ist jedoch eine vollständige Erfassung des gesamten Grund und Bodens. Nach der **Steuerinstruktion von 1713** waren für jeden Ort Spezialtabellen und für jedes Amt Generaltabellen getrennt nach Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuern anzulegen. Anstelle des reinen Feldgüterwer-

### Jahresprogramm der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen e. V.

#### Studienfahrten und Vorträge

Montag, 21. 4.:

Klek (mit Lehrerfortbildung) Hechingen

Sonntag, 27. 4.:

Dr. Stettner: Bärenseen – Solitude – Leonberg

7./8. 6.:

Brockmüller/Wedler: Hochrhein – Hotzenwald

Sonntag, 22. 6.:

Dirlewanger: Botanische Exkursion Stiegelesfelsen, Donautal

Sonntag, 21. 9.:

Dr. Föth/Maulbetsch: Hegau – Blumberg

Sonntag, 12. 10.:

Munz: Heuneburg – Hunderingen – Riedlingen

Samstag, 8. 11.:

Hauptversammlung im Schloß Stauffenberg zu Lautlingen. Thema des Festvortrags und Redner werden noch bekanntgegeben.

Zur Hauptversammlung erfolgt eine besondere Einladung in der Presse. Die einzelnen Veranstaltungen werden jeweils ca. 14 Tage vorher in der Presse bekanntgegeben. Änderungen bleiben vorbehalten. Der Geschäftsführer bittet um möglichst frühzeitige Anmeldungen zu den Studienfahrten. Zusätzliche persönliche Einladungen erfolgen in der Regel nicht.

#### Stammtische

Balingen:

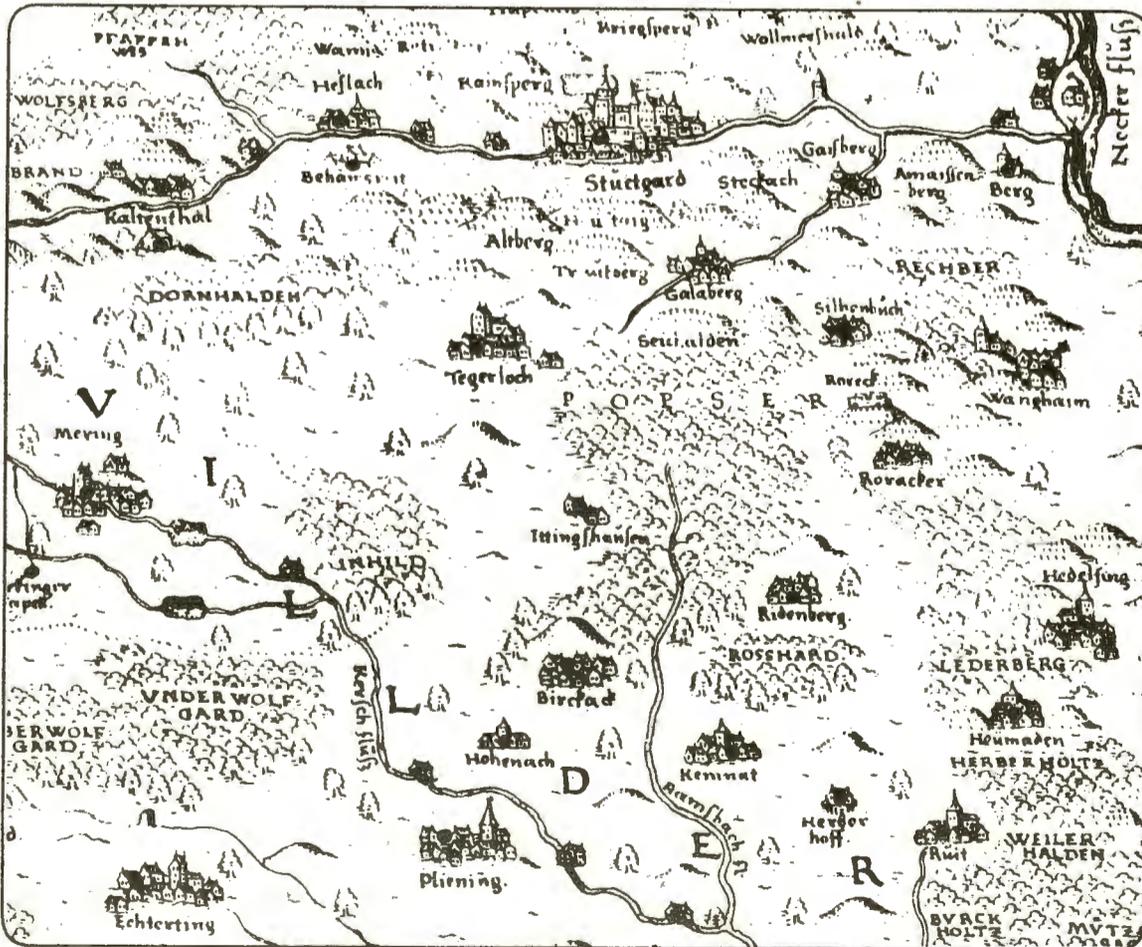
an jedem 2. Mittwoch ab 17 Uhr in der „Brücke“ Balingen

Albstadt:

an jedem 1. Mittwoch ab 17 Uhr im „Kräuterkasten“ oder „Alte Kanzlei“ Ebingen

#### Heimatkundliche Blätter Balingen

Die Redaktion bittet um Zusendung von Berichten über Kunst, Kultur, Wirtschaft, Naturwissenschaft und Politik und insbesondere auch über besondere Persönlichkeiten aus unserem Raum, die in Wissenschaft und Praxis gewirkt haben.



"Stuetgarter Vorst" von Georg Gadner, 1589





*Prof. Ferdinand Heinrich August von Weckherlin*

damalige Direktor des Steuerkollegiums, Staatsrat Ferdinand Heinrich August von Weckherlin (1767–1828), der 1818 zum Finanzminister berufen wurde und dem Geheimen Rat, der höchsten Staatsbehörde, angehörte (vgl. Schwäb. Lebensbilder III 575). Der König hatte sich für die große Lösung entschieden.

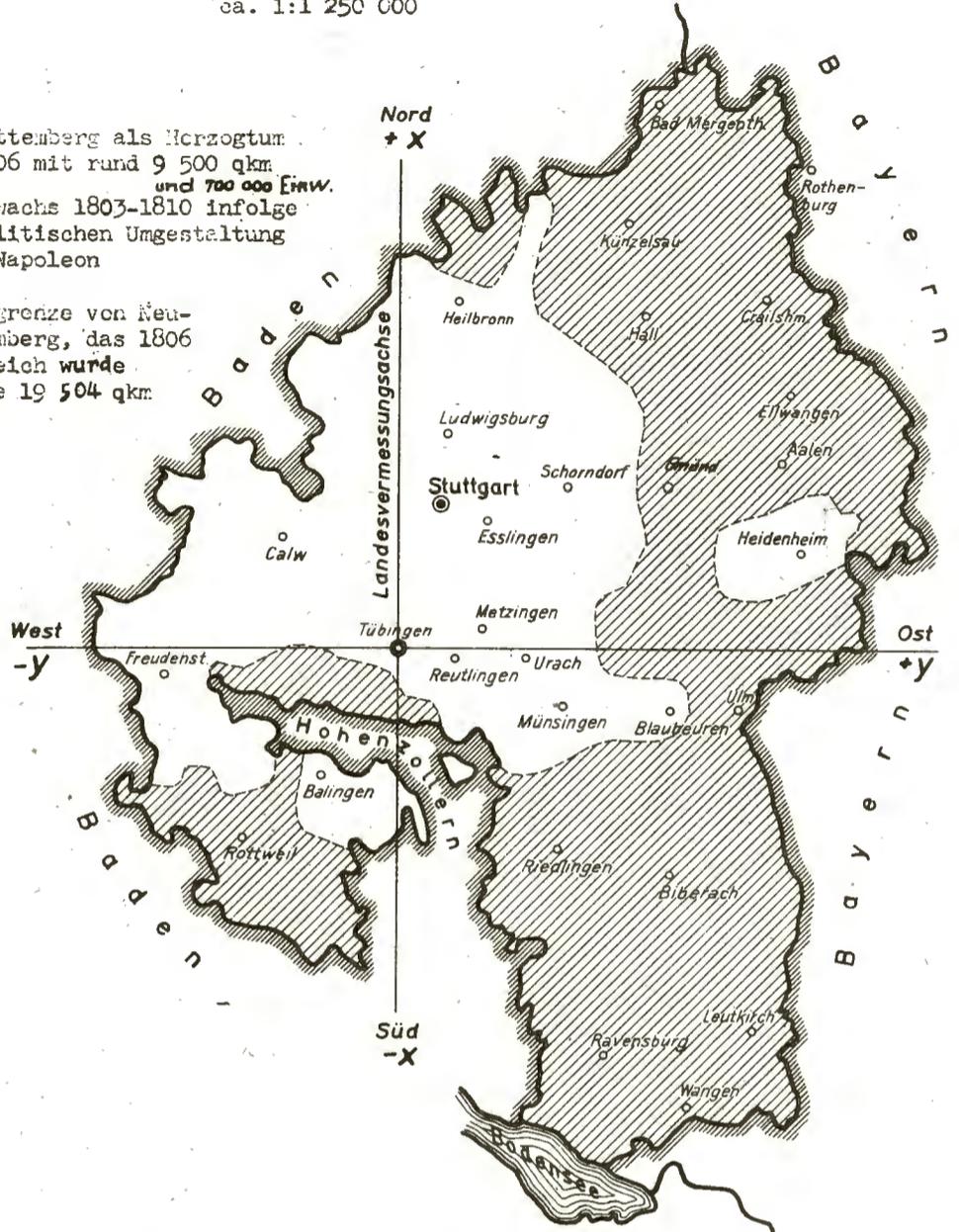
Die württembergische Landesvermessung war beschlossen, sie währte von 1818–1840. Sie wurde von König Wilhelm I. im Dekret vom 25. Mai 1818 „zum Behuf der zur Schaffung eines neuen Grundsteuerkatasters zu treffenden Einleitungen und Vorkehrungen“ angeordnet. Es wurde eine dem Steuerkollegium unterstellte Katasterkommission gebildet, deren Zusam-



Das Staatsgebiet von Altwürttemberg (Herzogtum) und Neuwürttemberg (Königreich) vor Beginn der Landesvermessung (1818)

ca. 1:1 250 000

-  Altwürttemberg als Herzogtum bis 1806 mit rund 9 500 qkm und 700 000 Einw.
-  Landzuwachs 1803–1810 infolge der politischen Umgestaltung durch Napoleon
-  Landesgrenze von Neuwürttemberg, das 1806 Königreich wurde Fläche 19 504 qkm



menetzung am 27. August 1818 bekanntgegeben wurde.

Die Leitung wurde dem Staatsrat Ferdinand Heinrich August von Weckherlin übertragen, die administrative Leitung lag in den Händen von Vermessungsdirigent Franz von Mittnacht und der technischen Leitung stand Professor Johann Friedrich von Bohnenberger vor; letzterer gehörte als außerordentliches Mitglied der Katasterkommission an und war als wissenschaftlicher Mitarbeiter für die Triangulation tätig.

Die Landesvermessung war nicht nur reine Steuervermessung sondern sollte auch dem Nachweis der Lage der einzelnen Flurstücke, dem Schutz der Grenzen gegen Verdunkelung und Verrückung, der Verhütung von Grenzprozessen, der Ausarbeitung von Entwürfen zu Straßenbauten, Flußbauten sowie der Herstellung eines topographischen Kartenwerks dienen. Es sollte ein Vermessungswerk geschaffen werden, das viele Jahrzehnte den Anforderungen der Steuerverwaltung genüge.

Obwohl die Abmarkung der Grenzen seit altersher eine Aufgabe der Untergangsgerichte der Gemeinden war, waren vor Beginn der Landesvermessung viele Grenzen nicht abgemerkt. Es wurde in verschiedenen Dekreten die Weisung zur dauerhaften Abmarkung der Eigentumsgrenzen erteilt.

Am 19. August 1818 begann die Landesvermessung mit der Vereidigung des Personals und dem gleichzeitigen Beginn der Stückvermessung im Oberamt Tübingen.

Am 1. Juli 1840 wurde die Landesvermessung im Oberamt Tuttlingen abgeschlossen. (Im Raum Balingen wurde die Landesvermessung etwa um das Jahr 1838 beendet.) Die Gebiete des damaligen Fürstentums Hohenzollern-Sigmaringen wurden nach den württembergi-

schen Vorschriften mitvermessen und im Jahre 1863 beendet.

Das Vermessungspersonal wurde in Stuttgart in einer Geometerschule ausgebildet. Trigonometer und Obergeometer erteilten im Winter 1818/1819 den ersten Unterricht für ca. 40 Teilnehmer, die zum Geometer ausgebildet wurden. Zu den Probemessungen bei Tübingen waren neun Geometer – damals Geodäten genannt – mit 12 Praktikanten eingesetzt die 27 Flurkarten aufnahmen. In 22 Jahren waren 500 Geometer eingesetzt. Geodäten, die bei der Landesvermessung arbeiten wollten, mußten neben den gesetzlichen Eigenschaften eines Unterfeldmessers wenigstens den Gebrauch des Meßstisches und der „Scheibe“ verstehen; sie wurden auf Grund einer besonderen Prüfung ausgewählt. Die Kreuzscheibe ist ein Gerät, das auf einem Schaft einen sich nach oben verjüngenden Zylinder trägt, in den senkrecht zueinanderstehende Schlitzte eingeschnitten sind, durch die ein Objekt angezielt und senkrecht dazu wieder abgesetzt werden kann. Die Bezahlung der Unterfeldmesser erfolgte nach der Zahl der gefertigten und geprüften Flurkarten; im Durchschnitt waren es 77,5 Gulden = 133 Mark je Karte (oder 101 Mark je qkm).

Die Grundlagen der Landesvermessung bildeten die Dreiecksnetze mit größeren, mittleren und kleineren Seitenlängen. Zum ersten Dreieck mußte eine Strecke – die Basis – genau gemessen werden. Nach anfänglichen Messungen von kürzeren Strecken im Raum Tübingen u. a. im Ammertal wurde von der zuständigen Kommission unter Leitung von Professor Bohnenberger beschlossen, die Strecke Solitude – Ludwigsburg auf dem geradlinigen Weg möglichst genau zu messen.

Der Weg wurde von Herzog Karl Eugen (1744-1793) anlässlich des Baus von Schloß Solitude als Allee angelegt und mit Obstbäumen bepflanzt.

Die waagrechte Entfernung von Schloß Solitude bis Ludwigsburg beträgt 13 032,70 m und wurde auf die Höhe des Landesvermessungshorizontes von 273 m ü. NN bezogen (NN = Normalnull; Pegel in Amsterdam). Die Strecke wurde vom 18. September bis 12. Oktober 1820 unter Leitung von Professor Bohnenberger und 2 Kommissären sowie 9 Gehilfen einmal gemessen. Es wurden 5 je 4 m lange mit Thermometern versehene Metallstangen in Holzfassung (Kopien von Urmaßen in Paris) verwendet. Die Stangen wurden mit Hilfe von Libellen

auf Gestellen waagrecht verlegt, die Abstände dazwischen mit einem Meßkeil gemessen und die Ablotungen mit einem Senkel mit Silberfäden vorgenommen. Der Einfluß der Temperatur wurde berücksichtigt.

Die weiteren Messungen waren reine Winkelmessungen. Dieses Verfahren nannte man **Triangulation**. Die Lagefestpunkte, abgekürzt TP genannt, wurden vor der Vermessung mit Steinen abgemerkt. Die Sandsteine hatten eine gewölbte Kopffläche, seitlich ein Dreieck, ihm gegenüber die Aufschrift „TP“. (Die heutigen Granitpfeiler haben ein Kreuz auf dem Kopf und tragen seitlich das Dreieck stets nach Norden ausgerichtet; die Aufschrift „TP“ kommt nach Süden zu liegen.)

Fortsetzung folgt

## Der ehemalige Außenhof „Reuthalde“ in Ratshausen

von Gerold Riede, Ratshausen

Die Vorgeschichte des ehemaligen Außenhofes „Reuthalde“ (der Name stammt von reuten = roden) auf Ratshausens Gemarkung läßt sich bis ins Jahr 1538 zurückverfolgen. Dieses ehemalige „Widumgut“ (kirchlich genutztes Gut) wurde vom damaligen Lehensherrn, dem Chorstift St. Margarethen zu Waldkirch, durch dessen Pröbste und Dekane als Mann- und Erblehen an ihre Vasallen und Lehenträger verliehen. Die Nutznießung des Lehenzinses stand dem jeweiligen Pfarrherrn zu Schömberg zu, da dieser die Chollatur der hiesigen Filiationkaplanei mitbesaß.

Der erste bekannte Lehenträger dieses Widumgutes, **Martin Krystle**, muß bei seinem Tode im Jahr 1538 außer zwei unmündigen Kindern noch eine verheiratete Tochter hinterlassen haben; denn am „Zynstag nach St. Otmar 1538“ übernahm Blasius Lips (Lippus) von Roltzhausen bei Schönbergk von Anna Freygle (Vielleicht Frey), der Wittve des seligen Martin Krystle, seines Schwehers (Schwiegervaters), den Widumshof. Die Ansprüche der beiden noch unmündigen Kinder wurden geregelt und ausbezahlt. Der Lehnbrief bestätigte die Belehnung durch das Stift St. Margarethen zu Waldkirch. Dabei wird der Widumhof „benennt“ mit: „Haus, Hof, Hofraite, Scheuren, Gärten, Äckern, Matten, Feld und Wald, Wunn- und Waid, Weg und Steg mit allen Eigenschaften, Inn- und Zugehörung zu Roltzhausen in Zwing- und Bann (Gerechtbarkeit, Gemarkung, Bahn) gelegen“. Der Lehenzins von 16 Schilling Rottweiler Pfennig Währung, acht Vierteln Korn, acht Vierteln Haber und 60 Eiern ging an den jeweiligen Pfarrherrn zu Schömberg.

Durch Lehenbrief vom 1. 6. 1568 übertrug der Probst des St. Margarethenstiftes zu Waldkirch, Adrian Mantz, das Widumgut an die Söhne von Blasius Lippus, **Martin** und **Christoph**. Für die Neuerstellung eines baufälligen Hauses des Lehens sagte ihnen das Kloster 50 Gulden Kredit zu, der innerhalb fünf Jahren zurückzuzahlen wäre. Außerdem verpflichtete sich Martin Lippus für sich und seine Erben, dem jeweiligen Pfarrherrn zu Schömberg auf Anforderung zu Baumaßnahmen am Pfarrhaus nach „Notturft“ statt Brennholz Bauholz zu liefern. Der Lehenzins vom Vorgänger veränderte sich nicht.

Am 4. 10. 1583 ging das Widumgut durch Belehnung vom Collegiatstift Waldkirch an **Johannes Tannecker** über. Er selbst gibt an, daß er das Gut „aus allerhand Ursachen gutwillig von seinen lieben Freunden und Vorfahren Martin und Christoph Lippussen Gebrüder vorzeitig empfangen“ habe. Auch hätte er es nicht erblich bekommen (als Mannlehen von seinem Vater), sondern allein „uff meine Vorfahren der Lipussen und Dannerin“. (Es ist anzunehmen, daß Martin Lippus' Frau eine geborene Tannecker war.) Während der Lehensträgerschaft des Vorgängers Martin Lippus, ist anscheinend ein Haus des Gutes „verbrunnen“ (abgebrannt). Dieses sollte Hans Tannecker wieder aufbauen. Dieses neue Widumhaus errichtete er an einer anderen Hofstatt. Es stieß oben an die Allmand und an das St. Afragut (Kirchengut) einerseits, und andererseits an Hans Toser (Dauser). Hans Tannecker tätigte auch einen Feldertausch des Widumgutes, der allerdings erst nachträglich von der Lehensherrschaft genehmigt wurde. Laut Lehenbrief erhöhte sich

der Lehenzins, von dem vorigen acht Viertel Korn und Haber, auf je 12 Viertel beider Kornes. Auch die Bauholzlieferung an den Pfarrherrn blieb bestehen. Auf den Tod eines jeden Stiftprobstes und Lehenträgers mußte eine Neubelehnung erfolgen. Dabei fiel jedesmal der „Ehrschatz“ von 100 Gulden an das Stift zur Zahlung an. Am 14. 12. 1590 bezichtigte sich Hans Tannecker beim Lehensherrn selbst, gegen ihn und den Lehenbrief verstoßen zu haben, weil er etliche Hundert Stammen Bauholz ohne Wissen des Lehensherrn aus dem Pfarr- und Lehenwald verkauft habe. Auch hätte er den aufgetragenen Hausbau nicht ausgeführt. Laut Brief bedeutete dies den Verlust des Lehens. Doch bei einer Augenscheinnahme des Probstes, der am 14. 12. 1590 selbst nach Ratshausen kam, bat er inständig um Gnade, welche ihm dann auch gewährt wurde.

Dabei versprach er unverbrüchliche Treue gegenüber den Lehensherren und innerhalb zwei Jahren ein neues Widumhaus samt Scheuren neben der Schlichem, linkhalb der Almend und St. Afragut gelegen, aufbauen zu lassen. Als Zeugen fungierten Schultheiß, Bürgermeister und Rat der Stadt Schömberg. Am 20. 9. 1612, nach dem Tode Johannes Tanneckers, erteilten seine Frau Christina Gretzingerin und ihre Söhne Hans und Martin ihrem Sohn und Bruder Michael Vollmacht, nach Waldkirch zu gehen, um sich mit dem Widum-Lehengut belehnen zu lassen, da er der älteste Sohn und somit Erbe war. Als Zeugen sigelten Bürgermeister und Gericht (Gemeindrat) zu Schömberg.

**Michael Tannecker**, Vogt, geb. um 1578, verh. mit Salomea Herterin, erhielt den Lehenbrief am Samstag vor Simon und Juda, den 27. 10. 1612. Der auf Martini fällige Lehenzins, außer dem Zehnten, erhöhte sich aufgrund einer Neuordnung, wobei Michael Tannecker Wald zu Wiesen machte, zusätzlich um 1/2 Malter Veesen (Korn, Dinkel) und 1/2 Malter Haber. Er verpflichtete sich auch, das von seinem Vater nicht ganz vollendete neue Widumhaus gänzlich aufzubauen. Als Ehrschatz mußte er 80 Gulden gangbare Münze bezahlen.

Bis 1833 bewirtschafteten fortan männliche Nachkommen Michael Tanneckers, die sich später Danegger schrieben, den Hof. 1769 wurde der bisherige Natural-Lehenzins in 22 Gulden zu je 60 Kreuzer Reichswährung umgestellt und alle Widumgüter durch den Stiftschaffner Raymund Bernhard von Schömberg (Verwalter des Stiftseigentums) einzeln aufgenommen und beschrieben. Das Gut mit Haus, Hof, Stallung und Scheuren unter einem Dach in Ratshausen im Dorf, die 12 Felder auf der Markung verstreut gelegen sowie die „Reuthal-

den“ mit 42 Jauchert ergaben insgesamt etwa 67 Jauchert, nach heutiger Berechnung ca. 21 Hektar, also einen ganz ordentlichen Besitz. Das damalige „Widumhaus“ und Vogthaus des Wolfgang Danegger, das gleichzeitig als Zehntscheuer diente, befand sich auf der heutigen Egart (Haus Lay/Hummel).

Sehr wahrscheinlich wurden immer wieder einzelne Felderstücke, die auf der Gemarkung verstreut lagen, veräußert, so daß hauptsächlich nur mehr die „Reuthalde“ übrigblieb. Wann dann letztlich der Außenhof „Reuthalde“ erbaut wurde, um die dort liegenden Felder leichter bewirtschaften zu können, konnte ich nicht genau ermitteln. Am 16. 10. 1762 jedoch verstarb Johann Treer und am 3. 3. 1772 seine Ehefrau Elisabeth Dräher, beide von der Reuthalden, sehr wahrscheinlich Knecht und Magd. Beide stammten von Hausen a. T. wo sie auch beerdigt wurden, da dort ihre Kinder wohnten. Es ist also anzunehmen, daß der „Reuthalderhof“ etwa um 1760 unter Wolfgang Danegger ((I.), geb. 31. 10. 1715), Vogt und Lehenträger des Widumgutes, angelegt wurde.

Durch Napoleon änderten sich 1806 die Herrschaftsverhältnisse in unserem Lande, die bisher österreichischen Gebiete wurden zwischen Württemberg und Baden aufgeteilt, die dem Stift Waldkirch zustehenden Lehen- und Zehntrechte fielen an das Land Baden, von dem sie die Stadt Schömberg für das Gut Reuthalde 1822 aufkaufte. 1850 wurden diese Herrschaftsrechte in Württemberg allgemein abgelöst, der Hof war nun frei veräußerliches Eigentum.

Wolfgang Danegger ((II.) geb. 12. 4. 1778), der keine männlichen Nachkommen hatte, seine Tochter Maria und sein Schwiegersohn Mathäus Miller verkauften den Hof 1836 an Xaver Rottler, Kronenwirt zu Schömberg um 8200 Gulden. Von nun an wechselten die Besitzer rasch, es gab acht Eigentümer, darunter keine Ratshausener, bis die Gemeinde Ratshausen am 19. 11. 1861 das Gut um 16200 Gulden erwarb.

Die Kommune mußte bei der Stiftungs-Hospitalpflege Tübingen ein Anlehen von 16000 Gulden zu 4 1/2 Prozent zur Bezahlung des angekauften Hofgutes Reuthalde aufnehmen und verpfändete dafür die allgemeine Allmende. Sie konnte doch das so dringend benötigte landwirtschaftliche Areal dem anderen Kaufinteressenten, Baron von Cotta, nicht überlassen. Die Gemeinde Ratshausen verkaufte dann am 5. 7. 1862 die einzeln aufgeteilten Parzellen an die **Bürger und Kauflihaber von Ratshausen und Hausen a. T.**

Der letzte Reuthaldenbauer Johann Georg Sauter, Uhrmacherbua, zog im Jahre 1863 auf den Ziegelhüttenhof in Hausen a. T. als Pächter auf, 1863 wurden die Hofgebäude (zwei Wohnhäuser mit Stallungen, zwei Scheunen mit Stallungen, ein Waschhaus und ein Backhaus) abgerissen. Aus dem Abbruch-Baumaterial wurden die beiden Bauernhäuser Nr. 144 und 145 (Josef Hummel Chorleiter, Anton Schneckenburger Schlosser) an der Schömberger Straße errichtet.

Mit dem Abriß des Schafstalles im Jahre 1896 war das letzte Relikt des „Reuthalden-Hofgutes“ in Ratshausen auf dem Bergsporn gegen die östliche Gemarkungsgrenze Ratshausen/Hausen a. T. (wo der jetzige Grüne-Plan-Feldweg vorbeiführt) mit seiner wechselhaften Geschichte zu Ende gegangen.

Nur noch die älteren Leute des Ortes erinnern sich seiner vom „Hörensagen“.

Quellen:

Generallandesarchiv Karlsruhe  
Hauptstaatsarchiv Stuttgart  
Staatsarchive Ludwigsburg und Sigmaringen  
Gemeinde- und Kirchenregister  
von Ratshausen und Tübingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen, Königsberger Straße 89, Telefon 63 36.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter



# Balingen

Jahrgang 33

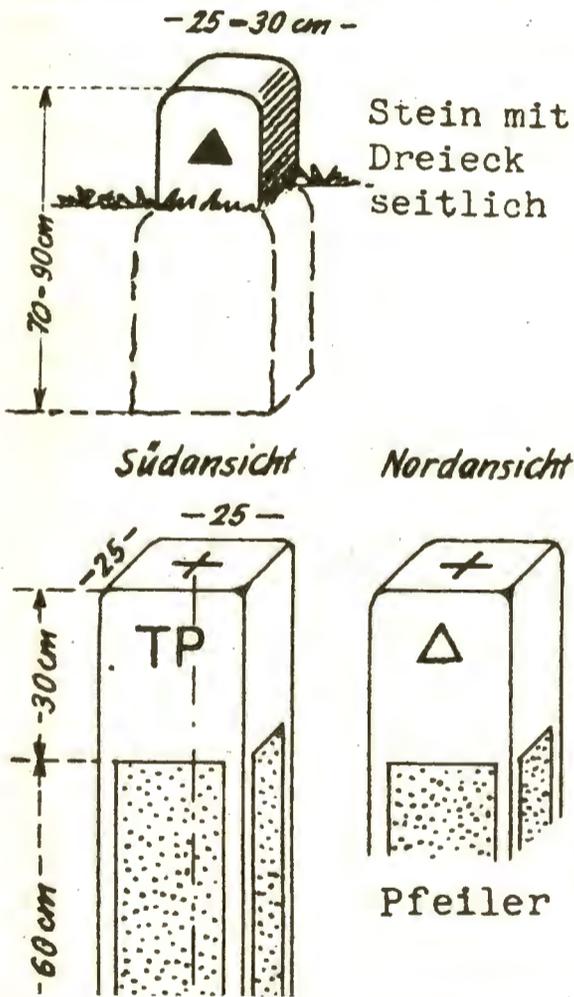
28. Februar 1986

Nr. 2

## Die württembergische Landesvermessung (1818–1840) und die Zeit davor

Von Rudolf George (Schluß)

Die weiteren Messungen waren reine Winkelmessungen. Dieses Verfahren nannte man **Triangulation**. Die Lagefestpunkte, abgekürzt TP genannt, wurden vor der Vermessung mit Steinen abgemerkt. Die Sandsteine hatten eine gewölbte Kopffläche, seitlich ein Dreieck, ihm gegenüber die Aufschrift „TP“. (Die heutigen Granitpfeiler haben ein Kreuz auf dem Kopf und tragen seitlich das Dreieck stets nach Norden ausgerichtet; die Aufschrift „TP“ kommt nach Süden zu liegen.)

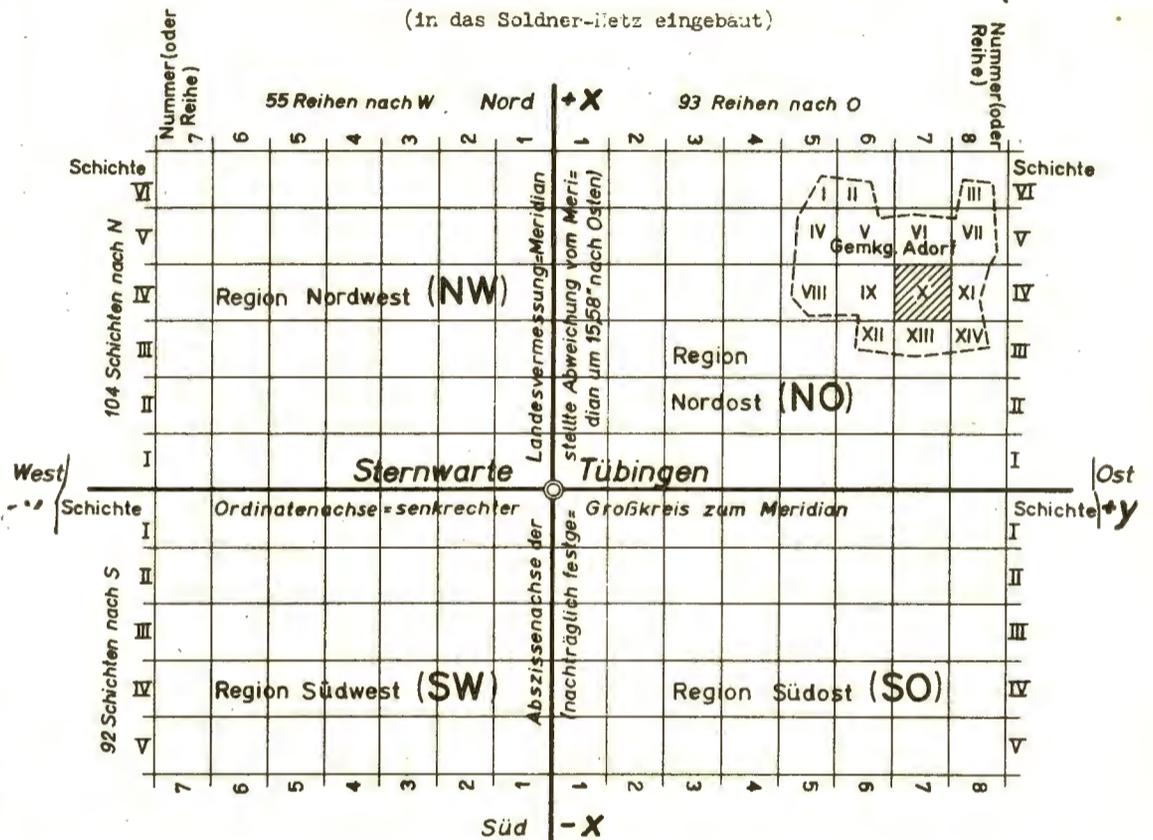


Es entstand ein dreifach gestuftes Dreiecksnetz. I. Ordnung mit Seiten von 10 – 75 km Länge (ca. 75 Punkte); II. Ordnung mit Seiten von 4 – 30 km Länge (ca. 478 Punkte); III. Ordnung mit Seiten von 0,7 – 5 km Länge. Die Punkte III. Ordnung wurden in schlecht zugänglichen Waldgebieten (Schwarzwald) durch Polygonzüge bestimmt (Polygon = Vieleck). Zur Orientierung des Netzes wurde das Azimut der Dreiecksseite Tübingen – Salmendinger Kapelle auf dem Kornbühl gemessen.

Für die TP's wurden Koordinaten nach Soldner bestimmt. Diese auf Württemberg bezogenen Landeskoordinaten hatten zum Mittelpunkt die Sternwarte Tübingen. Durch diesen Punkt verlief der Meridian nach Norden mit der positiven X-Achse, der hierzu senkrecht

Flurkartensystem der Württ. Landesvermessung

(in das Soldner-Netz eingebaut)



stehende Großkreis nach Osten mit der positiven Y-Achse.

Das dadurch entstehende Achsenkreuz teilt das Land in 4 Regionen oder Quadranten (NO, SO, SW und NW). Durch Parallellinien zu den beiden Achsen in Abständen von 4000 Fuß = 1145,69 m entstehen Quadrate, die sogenannten **Meßtisch- oder Flurkartenblätter**. Die Horizontalstreifen heißen Schichten und werden mit römischen Ziffern und die Vertikalstreifen heißen Reihen oder Nummern und werden mit arabischen Ziffern bezeichnet.

Die **Detailvermessung** wird auch Parzellar- und Stückvermessung genannt. Vor der Detailaufnahme sollten die Eigentums Grenzen durch Untergänger „unfehlbar, vollständig und dauerhaft“ auf Kosten der Grundeigentümer und Gemeinden abgemerkt werden. Erst nach drei Aufforderungen wurde dem Abmarkungszwang nachgegeben. Die Abmarkung wurde willkürlich durchgeführt, vielfach mit Läufersteinen oder mit sogenannten Steinlinien, d. h. die Abmarkung erfolgte in den jeweiligen Grenzen, bildete aber eine gerade Linie. Die Läufersteine sind Rückmarken in einer Grenze.

Die **Grundstücksaufnahme** erfolgte flurkartenweise.

Der **Trigonometrierer** bestimmte die auf die Flurkarte fallenden trigonometrischen Punkte. Der **Obergeometer** verdichtete mit dem Meß-

tisch das Festpunktnetz mit geometrischen Punkten. Diese waren mit Stangen signalisiert; blieben aber unvermerkt. Die trigonometrischen und geometrischen Punkte wurden von ihm auf dem Meßtischblatt eingetragen. Er kontrollierte die Grenzabmarkung und nahm die Absteckung der Randlinien vor, indem er die Flurkartenecken – **Sektionspunkte** genannt – aussteckte. Dann erfolgte von ihm die Einweisung des Aufnahmegeometers. Die angrenzenden Flurkarten wurden in der Regel anderen Geometern zugeteilt.

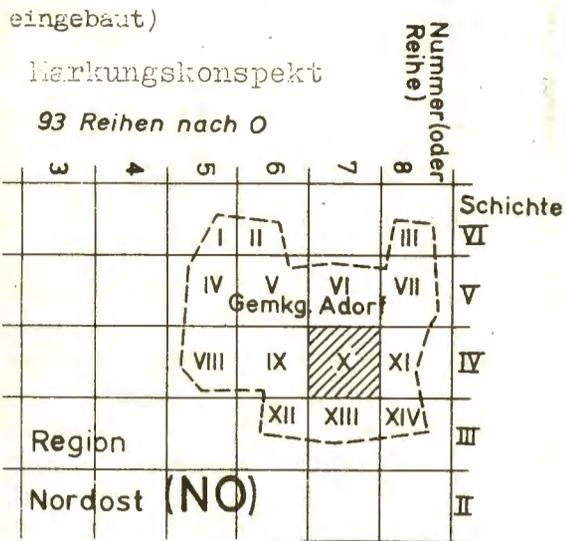
Der **Aufnahmegeometer** führte die Stückvermessung aus, meist nach der Orthogonalmeß-



Meßtischverfahren



von Nord nach Süd fortlaufend mit römischen Nummern numeriert (**Gemarkungskartennummern**). Diese Übersicht wurde „Markungskonspekt“ genannt und auf der ersten Seite des Primärkatasters eingetragen.



Das Ergebnis der Landesvermessung wurde in der **Publikation** bekanntgegeben. Diese Publikation fand gemeindeweise statt. Es wurden den Grundstückseigentümern die Ergebnisse der Landesvermessung eröffnet und das Flächenmaß unterschriftlich anerkannt sowie Anstände untersucht. Begründete Beschwerden wurden in das Reklamationsverzeichnis aufgenommen und gegebenenfalls durch Nachmessungen erledigt bzw. nachgewiesen.

Zur **Nachmessung** wurden die Untergänger und Grundstückseigentümer hinzugezogen und das Ergebnis im **Nachmessungs-Brouillon** aufgenommen. Die Steinplatten wurden nach der Publikation bezüglich der Mängel und Nachmessung berichtigt („rectificiert“). Danach wurden von sämtlichen Flurkarten lithographische Abdrucke der rectificierten Steinplatten hergestellt. Die Abdrucke erhielten am oberen rechten Karteneck den Vermerk „Ist rectificiert“. Der auf Pappdeckel aufgelegte lithographische Abdruck wurde zur Fortführung benutzt und heißt „**Ergänzungskarte**“. Die Kartierung erfolgte mit Karmin durch den Aufnahmegeometer.

In der **Solennisation** haben der Steuerkommissär, Schultheiß, Gemeinderat und Bürgerausschuß das Primärkataster und die Flurkarten durch ihre Unterschrift für „öffentlich glaubwürdige Dokumente“ erklärt. Die Gemeinden erhielten Abschriften der Primärkataster. Sie befinden sich heute bei den staatlichen Vermessungsämtern. Darin wurden die nachfolgenden Vermessungen in der Spalte „Meßurkundenheft“ vermerkt. Man nennt diese Registrierung der Vermessungsvorgänge „**Allegation**“.

Hier sei nochmals ins Gedächtnis gerufen, daß die Landesvermessung am 19. August 1818 im Oberamt Tübingen begonnen und auf den 1. Juli 1840 im Oberamt Tuttlingen abgeschlossen wurde. Der Plan, dort einen Gedenkstein zu errichten, kam nicht zur Ausführung. In den Gemeinden, in denen die Katasterpublikationen früher erfolgten, mußten Karten und Primärkataster auf den Stand vom 1. Juli 1840 gebracht werden.

Literatur:

- Reist, Hugo: Das württembergische Vermessungswesen in historischer Sicht
- Reist, Hugo: Vermessungsrecht für Baden-Württemberg
- Schäfenacker: Die württembergische Landesvermessung
- Innenministerium Baden-Württemberg: Vermessungs- und Kartenwesen

Dies geschah durch die **Ergänzungsvermessung I**, die sich also auf den Zeitraum zwischen der Publikation und dem 1. Juli 1840 – also vor Ende der Landesvermessung – auf alle Änderungen bezog.

Dagegen wurden die Veränderungen in den Jahren zwischen 1841 bis 1849 mit der **Ergänzungsvermessung II** erfaßt. Es war eine Vermessung nach der Landesvermessung. Mit ihr beginnt die Fortführung, die zu allegieren war.

Die Vermessungsarbeiten wurden im Akkord vergeben. Im Durchschnitt kostete die Aufnahme einer Flurkarte 77,5 Gulden (133 M) oder 101 M für einen qkm. Die Gesamtkosten in Höhe von 3 820 000 Gulden (6 549 000 M) wurden

vom Staat getragen; es entfielen auf die Triangulation (einschl. Basismessung) 301 067 M  
 Instrumentenbeschaffung, Signalsteine (je TP 9,19 M) 2 070 070 M  
 Die Parzellarvermessung (5 005 979 Parzellen) (je Parzelle 0,41 M) 711 069 M  
 die Flächenberechnung (je Parzelle 0,14 M) 618 083 M  
 die Lithographie (je volle Flurkarte 41,59 M) 2 901 689 M  
 Die Publikation und die Ergänzungsmessungen für Instrumente sind an diesen Teilbeträgen insgesamt abzusetzen 52 978 M

## Stadtschreiber in einem kleinen Städtchen

Von Wolfgang P. Bernhard

Vor 250 Jahren gab es in einem hohenbergischen Städtchen wie Schömberg nur einen einzigen Mann, der „von Amts wegen über alles Bescheid wissen“ mußte, der rechtsgültige Verträge aller Art ausstellen konnte, der Urkunden abfaßte und „in die Geheimnisse der Kalligraphie eingedrungen“ war: den Stadtschreiber.

Zumeist mußte dieser auch noch Schule halten, weil man sich einen Lehrer nicht leisten konnte, oder weil sich ein hauptamtlicher Schulmeister nicht gelohnt hätte. Erst 1770 bekam der Schömberger Stadtschreiber für den Schulunterricht einen ständigen Provisor (= Unterlehrer) zur Seite gestellt.

Von 1730 bis 1770 versah in Schömberg Raymund Bernhardt das Amt des Stadtschreibers. Von 1773 bis 1799 übte es Thaddäus Kuen aus, sein Schwiegersohn. Dazwischen war es Ignatius Schwenk, der vorherige Adjunkt (= Amtsgelilfe) Raymund Bernhardts.

Sieht man von dieser Unterbrechung einmal ab, war das Amt fast 70 Jahre lang in Händen einer Familie. Das entsprach dem Wunsch der Kaiserin, Maria Theresia, die die Absicht verfolgte, durch die Verwandtschaft der Amtsträger untereinander eine amtsbewußte, der österreichischen Krone ergebene Gesellschaftsschicht aufzubauen.

Raymund Bernhardt war aber nicht nur Stadtschreiber von Schömberg, sondern (spätestens ab 1755) auch von Binsdorf, das damals von Schömberg mitverwaltet wurde. Im Zuge der Wahrnehmung seiner Aufgaben in Binsdorf wurde er vielleicht schon zum ersten Pendlere (per Kutsche freilich).

1733 vertrat Raymund Bernhardt als Deputierter die Stadt Schömberg auf dem Landtag in Ehingen; 1749 war er in Angelegenheiten der Stadt vor der Ordinarideputation in Ehingen an der Donau, wo die schwäbisch-österreichischen Landstände ihren ständigen Sitz hatten. (Die Ordinarideputation war deren geschäftsführender Ausschuß). 1751 wohnte der Schömberger Stadtschreiber noch einmal als Deputierter dem Landtag bei.

Als 1753 der damalige Stadtschultheiß Joseph Anton Gaßer von und zu Freyenhuben starb, wurde Raymund Bernhardt bis zur Amtseinsetzung von Joseph Andreas Dorn von Haidenburg im Jahr 1754 (für fast zwei Jahre) Schultheißenamtsverwalter. Noch am 28. Dezember 1754 nahm er in einer Magistratssitzung in Schömberg die „Rathsersatzung“ vor.

Von Januar 1762 bis November 1763 war Raymund Bernhardt erneut mit der Wahrnehmung



Siegel des Stadtschreibers Raymund Bernhardt, das er 1733 auf dem Landtag zu Ehingen bei der Unterzeichnung des Sessionszettels verwendete. Er vertrat damals als Deputierter die Stadt Schömberg.

der Geschäfte des Stadtschultheißen von Schömberg und Binsdorf betraut, weil Joseph Andreas Dorn von Haidenburg wegen „Unkorrektheiten in der Rechnungslegung und anderer Verfehlungen entlassen und landesfürstlicher wie auch ständischer Dienste für unfähig erklärt“ worden war.

Der Stadtschreiber war durchaus prädestiniert, auch hauptamtlich ein Schultheißenamt zu übernehmen. So wurde in Schömberg anno 1683 der Stadtschreiber Hanß Conrad Molitor zum Stadtschultheißen bestellt.

Was man kaum glauben möchte: Auch der Stadtschreiber des hohenbergischen Städtchens Schömberg wirkte, wie die böhmischen und ungarischen Magnaten, an der Gesetzgebung der damaligen österreichischen Monarchie mit. Seine Zustimmung mußte beim Erlaß von gesetzlichen Bestimmungen ebenso eingeholt werden, wie die der Vertreter der größeren Landesteile.

Keine Frage, daß da sowohl Raymund Bernhardt als auch Thaddäus Kuen und Ignatius Schwenk zu den wenigen im Städtle gehörten, die mit „Herr“ angesprochen wurden (was zu dieser Zeit beileibe nicht jedem zustand). Und natürlich führte Raymund Bernhardt auch ein Siegel.

In oft nur wenig größeren Städten war die Erlangung des Stadtschreiberamts schon die Vorstufe zur Adelserhebung. Dazu war allerdings der Schömberger Stadtschreiber nicht vermögend genug. Und das mußte man für eine Nobilitierung schon sein, denn der Adelsstand war mit hohen finanziellen Aufwendungen verbunden.

Schömberg war überhaupt eher ein armes

*Raymund Bernhardt  
 Binsdorfs Pfüllfrist  
 zu Schömberg, im  
 Binsdorf, in besagter  
 des rathsersatzung  
 = seldung*

Ausschnitt aus einem Schriftstück vom 20. Mai 1763, der besagt, daß Raymund Bernhardt zu dieser Zeit Interims-Schultheiß war.

Städtchen, dessen Erträge aus der Landwirtschaft so karg waren, wie das Klima noch heute als rauh gilt. Von der Stadt erhielt der Stadtschreiber damals eine recht bescheidene Besoldung. Sie bestand in neun Gulden Geld, viereinhalb Malter Dinkel, anderthalb Malter Hafer, anderthalb Malter Gerste, einem Fuder Stroh und vier Fuhren Holz. Den größten Teil seines Einkommens bezog er aus seiner direkten Tätigkeit für die Bürgerschaft, für die er Verträge aller Art in gültiger Form ausfertigte. Die dafür fälligen Gebühren durfte er größtenteils für seine diesbezügliche Mühe behalten.

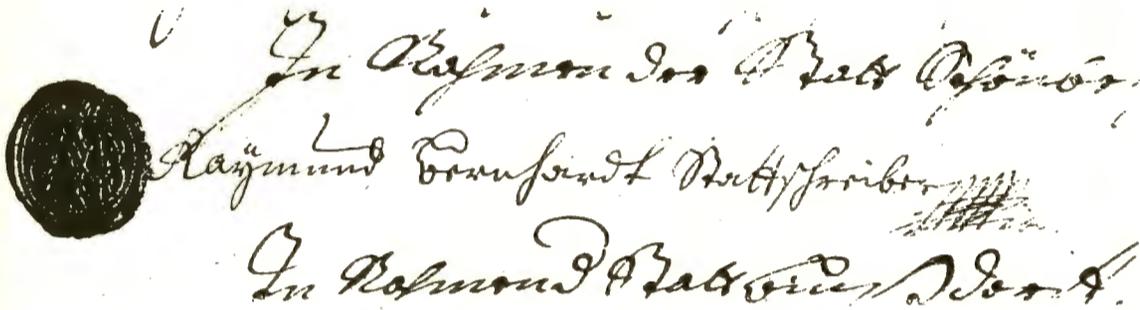
Der „nobilis dominus“ Thaddäus Kuen stammte – im Gegensatz zu Raymund Bernhardt – nicht aus Schömberg. Er kam aus Fellendorf, wo sein Vater Gemeinbeschreiber war (ehe er zum Amtmann in Glatt bestellt wurde).

Nachfolger Kuens im Amt des Stadtschreibers von Schömberg wurde Marquart Söll, dessen Sohn die Witwe des Sonnenwirts Joseph Anton Bernhard heiratete. Marquart Söll selbst war der Sohn des Schultheißen Johann Baptist Söll, dessen Amt Raymund Bernhardt fast zwei Jahre lang provisorisch wahrgenommen hatte, ehe Söll eingesetzt wurde. Thaddäus Kuen

starb 1800, ein Jahr nach seinem Ausscheiden aus dem Amt. Raymund Bernhardt, der erst mit 73 aus dem Amt ausgeschieden ist, lebte danach noch fünf Jahre.

Nachdem Bernhardt anno 1775 78jährig gestorben war, beantragte seine Witwe bei der „Regierung und Kammer“ in Freiburg, sie vom Hauptfall (einer Steuer) zu befreien. Das Oberamt in Hohenberg befürwortete diesen Antrag, „da der verstorbene Stadtschreiber Raymund Bernhardt zweymal die unmittelbare landesfürstliche Beamtung zu Schömberg versehen hat“. Freiburg lehnte den Antrag jedoch ab mit der Begründung, daß „der geweste Stadtschreiber seinen Stadtschreibereyndinst resigniret“ habe und „qua privatus und Bürger“ verstorben sei. Aus der Tatsache, daß er (insgesamt fast vier Jahre lang) in landesfürstlichen Pflichten gewesen sei, folgere nicht, „daß Er wie andere ohnmittelbare acta in dinsten stehende Beamte betrachtet werden solle“.

Es gab, wie aus diesem Fall zu ersehen, also schon damals Kämpfe um die Anerkennung von Ansprüchen gegenüber den Behörden auszufechten. Und Witwen hatten es vor 200 und mehr Jahren schon schwer.



In Namen des Rates  
Raymund Bernhardt Stadtschreiber  
In Namen des Rates

Siegel und Unterschrift des Stadtschreibers Raymund Bernhardt aus Schömberg unter dem Landtagsabschied von 1733 (im Hauptstaatsarchiv Stuttgart B 29 Bü 21).

## Die Saatkrähe, Vogel des Jahres 1986

Von Dr. Karl-Eugen Maulbetsch, Ortsgruppe Balingen im Deutschen Bund für Vogelschutz

Der Deutsche Bund für Vogelschutz, DBV, wählte in diesem Jahr die Saatkrähe zum Vogel des Jahres. Damit will der DBV auf Mißstände in unserer Kulturlandschaft aufmerksam machen. Die Bestandsgröße der Saatkrähe umfaßt in der Bundesrepublik nur noch etwa 18 000 Brutpaare. Auch aus unserem Raum sind die Brutvögel nahezu verschwunden.

Die im Herbst ziehenden und in der Feldflur nach Nahrung suchenden Schwärme von Saatkrähen sind Artgenossen aus Osteuropa, die in Mittel- und Westeuropa überwintern. Diese Wintergäste werden auf ihrem Zug tagsüber häufig von Dohlen und Staren begleitet. Ihre mittlere Zuggeschwindigkeit wurde mit etwas über 50 km/h gemessen. Im März verlassen uns diese Vögel wieder und ziehen nach Osteuropa in ihre Brutgebiete zurück. Von Süden kommen dann die einheimischen Vertreter, denen der Winter hier zu kalt war. Sie vermischen sich mit den wenigen, die hier geblieben sind. Saatkrähen sind also Zug- und Standvögel.

Die geselligen Singvögel schlafen und brüten in Kolonien. Dadurch fallen die Tiere häufiger auf und man kann sie leichter verfolgen als Rabenkrähen, mit denen sie ständig verwechselt werden. Die letzteren horsten nie kolonieweise. Sie brüten als Einzelpaare. Im Vergleich zur Rabenkrähe zeigt das Federkleid der Saatkrähe einen metallischen Glanz und das Bauchgefieder hängt über die Beine herab. Der Schnabel ist schlanker entwickelt. Auch in der Gesichtsfarbe liegt ein weiterer Gegensatz zu der Rabenkrähe. Die Schnabelwurzeln der Saatkrähenjungvögel verlieren bereits im ersten Winter Federn, so daß die Gesichter mit zunehmendem Alter grauweiß erscheinen. Zur Unterscheidung kann auch die Stimme herangezogen werden. Diese klingt bei den Rabenkrähen angenehm, während die Rufe der Saatkrähen an den tieferen, rauheren Lagen zu erkennen sind. Saatkrähen leben wie andere Rabenvögel in Dauerehe. Ab März bebrüten die Weibchen ein Gelege von durchschnittlich 3 – 5 Eiern. Die Brutdauer beträgt 17 – 20 Tage. Das Männchen hilft bei der Bewachung und Fütte-

rung der Nestlinge mit. Eindringende Greifvögel werden von der ganzen Kolonie verjagt. Nach etwa einem Monat sind die Nesthocker flügge und nach zwei Jahren geschlechtsreif. Die Altvögel, die über 20 Jahre alt werden können, erreichen einen hohen „Intelligenzgrad“. Ihr relativ großes Gehirn zeigt, in welchem hohem Grade die Vögel lernfähig sind.

Die Nahrung der Saatkrähen setzt sich im wesentlichen aus Engerlingen, Würmern, Raupen, Schnecken und Mäusen zusammen. In der insektenarmen, kalten Jahreszeit treten auf ihrer Speisekarte Getreide- und Grassamen in den Vordergrund. Der gelegentliche Schaden, der dadurch in den Feldern auftritt, fällt gegenüber dem Nutzen kaum ins Gewicht. Die nach menschlichen Maßstäben getroffene Einteilung in nützlich oder schädlich ist ohnehin falsch. Die Saatkrähe hat, wie andere Tierarten auch, ihren Platz in der Natur. Die Saatkrähen benötigen freie Flächen, insbesondere Wiesen, die sie gut überblicken können. Die Böden müssen durchfeuchtet sein, nur in ihnen finden die Tiere ausreichend Nahrung. Kleine Baumgruppen und Wäldchen, die am oder in der Nähe von Wasser stehen, dienen als Nist- und Schlafplätze. Große zusammenhängende Waldflächen werden gemieden. Geeignete Lebensräume sind somit offene Landschaften mit eingestreuten Feldgehölzen. Nach der zum Teil gezielten Verfolgung durch den Menschen sind auch Städte zu Teillebensräumen geworden. Auf Laub- und Nadelgehölzen in Parkanlagen und Friedhöfen nisten die Saatkrähen kolonieweise. Müllplätze werden nach Freißbarem abgesehen.

Das Verschwinden der Saatkrähen als Brutvogel aus unserer Kulturlandschaft hat folgende Gründe:

1. Die schon erwähnte Nachstellung durch den Menschen. Dies ist der wichtigste Grund für die Bestandsabnahme.

2. Die Anlage „maschinengerechter Felder“ zur Produktivitätssteigerung in der Landwirtschaft hat immer größere Schläge zur Folge. Dies geht parallel mit der Ausräumung der Landschaft. Sträucher, Hecken und Horstbäume fallen der Axt und der Motorsäge zum Opfer. Feuchtwiesen werden drainiert, andere Wiesen zu Ackerland umgebrochen, kleiner Gewässer zugeschüttet und trockengelegt. Alle diese Eingriffe haben zur Monotonisierung der Landschaft und allgemein zur Biotopvernichtung beigetragen. Auch die Lebensräume der Saatkrähen, die vom Menschen zum Teil erst durch Waldrodungen geschaffen wurden, werden dadurch weiter eingeengt.

3. Schädlingsbekämpfungsmittel und andere Gifte sind am Rückgang dieser Brutvogelart ebenfalls beteiligt.

Die Saatkrähe gehört heute zu den bedrohten Tierarten. In den Roten Listen der gefährdeten Tiere und Pflanzen in der Bundesrepublik ist sie in die Kategorie „stark gefährdet“ eingeordnet. Soll die Saatkrähe als Brutvogel vor dem Aussterben bewahrt werden, dann müssen die Nachstellungen durch den Menschen aufhören und die Wiesenflächen erhalten werden. Fehlen letztere, so sind die Vögel gezwungen, auf Äcker auszuweichen. Erstrebenswert wäre wieder eine vernetzte vielgestaltige Kulturlandschaft mit kleinflächigeren Wiesen, Äckern und Ödlandstreifen, die mit Hecken, Feldgehölzen und kleineren Waldflächen durchsetzt sind.

Der Deutsche Bund für Vogelschutz bemüht sich um die Erhaltung dieser interessanten Vogelart. Dazu werden jedoch Angaben über Brutplätze, Schlafplätze, Verhalten bei der Nahrungssuche und Winterplätze benötigt. Die Ortsgruppe Balingen wendet sich an Landwirte, Jäger und alle Naturfreunde mit der Bitte um Informationen über Saatkrähen in unserem Raum. Entsprechende Beobachtungen können an folgende Adresse weitergegeben werden:

Dr. Karl-Eugen Maulbetsch, Am Stettberg 9, 7460 Balingen 1.



Dia: Saatkrähe – Altvogel. Im Gegensatz zur Rabenkrähe hat die Saatkrähe ein „weißes Gesicht“.  
Foto: DBV-Verlag

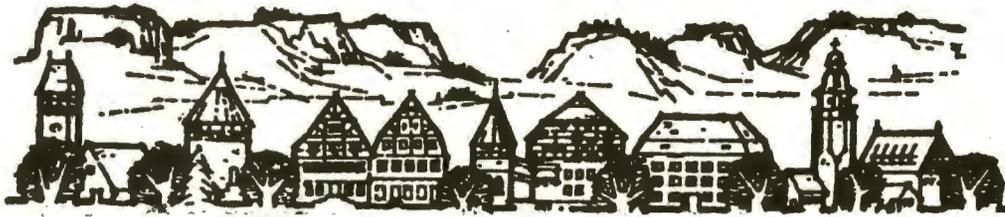
Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen, Königsberger Straße 89, Telefon 63 36.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter



# Balingen

Jahrgang 33

31. März 1986

Nr. 3

## Historische Glocken im Zollernalbkreis

von Eugen Gröner, Balingen

„OSANNA HAIS ICH. AUS DEM FEIR FLOS ICH, FRANZ KESLER ZU STUTTGART GOS MICH ANNO 1557“ war die Inschrift auf der größten Glocke des einstigen Geläutes der Evangelischen Stadtkirche in Balingen. Sie wurde, zusammen mit zwei Glocken aus den Jahren 1456 und 1459, im Jahre 1904 eingeschmolzen. Wenige Jahre später begann das große Glockensterben. Dem ersten Weltkrieg fielen in Deutschland rund 70000 Glocken zum Opfer. Die sicher wesentlich höhere Zahl der im zweiten Weltkrieg zerstörten Glocken läßt sich nicht mehr feststellen. „Reichsmarschall“ Göring hatte sogar angekündigt, in Deutschland dürfe höchstens ein Dutzend alter Glocken erhalten bleiben. Auf den meisten Türmen war 1945 nur noch die kleinste Läuteglocke übrig geblieben.

In der 1880 erschienenen Amtlichen Beschreibung des (bis 1938 bestehenden) Oberamts Balingen waren noch 78 Glocken aus dem 13. bis zum frühen 19. Jahrhundert aufgeführt. Von ihnen sind heute noch 18 übrig geblieben, nahezu völlig verschwunden sind die Glocken aus dem 19. Jahrhundert. Ähnlich ist das Verhältnis in den früheren hohenzollerischen Gemeinden des Zollernalbkreises.

Die Kunst des Glockengießens war in frühen Zeiten ausschließlich in den Klöstern ausgeübt worden. Erst im 12. Jahrhundert wurde diese Kunst von bürgerlichen Meistern übernommen, die meist in den Reichsstädten ihren Sitz hatten. Es gab aber auch Wandergießer, die von Ort zu Ort zogen und arbeiteten, wo sie gebraucht wurden. Die schlechten Verkehrsverhältnisse im Mittelalter brachten es mit sich, daß auch die seßhaften Gießer ihre Glocken meist an ihrem Bestimmungsort gießen mußten. Am Fuße des Turmes, für den die Glocken bestimmt waren, wurden die Formen gefertigt und eingegraben, ein behelfsmäßiger Schmelzofen aufgemauert, die „Glockenspeise“ (eine Mischung von ca. 78 % Kupfer und 22 % Zinn) auf die Gießtemperatur von rund 1150 Grad erhitzt und in die Form gefüllt. Der Gießvorgang war eine feierliche Handlung, an der sich die ganze Gemeinde beteiligte, die ja meist durch ihre Spenden erst den Guß einer Glocke ermöglichte.

Die älteste bekannte Gießhütte, die unsere Gegend mit Glocken belieferte, war in der

Reichsstadt Rottweil. Hainrich der Glogner nannte sich ihr Meister; seinen Namen hat er uns glücklicherweise auf der kleinsten Glocke des Leidringer Kirchturms überliefert.

Es ist die älteste Glocke des Landes mit einer deutschen Inschrift, die sonstigen Inschriften aus alten Zeiten sind meist in lateinischer Sprache abgefaßt. Von Hainrich dem Glogner (um 1300) und seinen Nachfolgern im 14. Jahrhundert erklingen im heutigen Zollernalbkreis noch 10 Glocken.

Im 15. Jahrhundert hatte die Kunst des Glockengießens ihren ersten Höhepunkt erreicht, die Klangqualität und die künstlerische Gestaltung zahlreicher Glocken aus dieser Zeit wurde nie mehr übertroffen. Unsere Gegend war damals im Einzugsbereich dreier Gießhütten, der Klain in Rottweil, von denen noch 20 Glocken im Zollernalbkreis erklingen, der Eger in Reutlingen, von denen sich 14 Glocken bis zum heutigen Tage erhalten haben und der Sidler (Sydler) in Eßlingen, die noch mit drei Glocken vertreten ist.

Um die Wende zum 16. Jahrhundert hatten diese Gießhütten zu bestehen aufgehört. Andere traten an ihre Stelle. Vom 16. bis zum 18. Jahrhundert kamen in unsere Gegend Glocken aus Stuttgart (Kesler, Heroldt, Kurtz), Ulm (Neidhardt, Braun), Lindau (Ernst). Nahezu zum Erliegen kam die Glockengießerkunst im Dreißigjährigen Krieg, ausländische Gießer übernahmen das Feld. Sie kamen vorwiegend aus Lothringen. Ganze Glockengießerefamilien, die Rossier, Arnoldt (Regnault), Racle, Brunckler, verließen alljährlich an Aschermittwoch ihre lothringische Heimat, arbeiteten den Sommer über in Deutschland und kehrten an Allerheiligen wieder in ihre Heimat zurück. Ihre mit reichem barockem Schmuck verzierten Glocken sind noch auf zahlreichen Türmen unseres Kreises zu finden.

Trotz des großen Aderlasses in den beiden Weltkriegen hat sich im Gebiet des heutigen Zollernalbkreises noch eine stattliche Zahl von Glocken aus der Zeit vor 1800 erhalten. Die älteste von ihnen hängt auf dem Türmchen der kleinen Wallfahrtskirche Mariazell am Fuße der Burg Hohenzollern. Sie hat weder Inschrift noch Schmuck, ihr Alter kann nur aus ihrer Form abgelesen werden. Es ist eine sog. „Zuckerhut-Glocke“, viel schmaler und spitzer als die heutige Glockenform, was darauf schließen läßt, daß sie vor oder um 1200 entstanden ist. Seit nahezu acht Jahrhunderten erklingt also diese Glocke, sie könnte wahrscheinlich noch über den Tod Kaiser Barbarossas berichten.

Aus dem 13. Jahrhundert gibt es im Zollernalbkreis noch vier Glocken, alle im ehemaligen Landkreis Hechingen. Eine von ihnen, in Owingen, ist ohne Inschrift und Schmuck. In Melchingen hängt die älteste datierte Glocke des



Die Kirchen der Bettelorden hatten anstelle eines Turmes nur einen bescheidenen Dachreiter. So auch die Kirche des 1287 gestifteten Dominikanerinnenklosters Stetten bei Hechingen, deren beide Glocken vermutlich so alt sind als die Kirche. Die größere von ihnen (um 1300) trägt in schönen frühgotischen Majuskeln die Namen der vier Evangelisten und der Maria.

Landes. Ihre zweizeilige Inschrift ist frühgotischen Majuskeln (große Buchstaben) „IHESUS NAS + LVCAS + MARCVS + IOHANNES + MATTHEVS + ANNO DNIMCCLXXIII FVSA EST HEC CAMPANA. AGLA“ ist schwer lesbar, weil die Buchstaben teilweise auf dem Kopf stehen. Sie bedeutet: „Jesus von Nazareth, Lukas, Markus, Johannes und Matthäus. Im Jahre des Herrn 1273 ist diese Glocke gemacht, Agla ist die Abkürzung des hebräischen Wortes: Du bist mächtig in Ewigkeit, Herr“.

Eigenartig ist auch die Inschrift der aus dieser Zeit stammenden Glocke in Killer. Sie ist nicht, wie sonst üblich, am oberen Rand, der sog. Schulter, angebracht, sondern sternförmig auf der Platte um die Krone stehen spiegelverkehrt die Namen der vier Evangelisten.

Die Namen der vier Evangelisten in von Hand geformten Majuskeln trägt auch die aus dem 13. Jahrhundert stammende Glocke in Weilheim bei Hechingen.

### Glocken aus dem 14. Jahrhundert

Mehrere um 1300 oder wenig später entstandene Glocken, die keiner bestimmten Gießhütte zugeschrieben werden können, haben sich erhalten. Zu ihnen gehört die „Segensglocke“ im kleinen Türmchen der Evangelischen Stadtkirche in Balingen. Sie trägt keine Inschrift, ebenso Glocken in Starzeln, Schlatt, Ringingen, Zimmern bei Hechingen und Stetten bei Hechingen und die älteste Glocke der Unterstadtkirche in Haigerloch. Eine um 1300 entstandene Glocke in Onstmettingen trägt die Inschrift „OSANNA IN EXCELSIS DEO ET IN TERRA PAX HOMINIBUS“ (Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen). Glocken in Gauselfingen, Stetten bei Hechingen (die größere), in der Balingener Friedhofkirche, Bietenhausen und Benzigen sind Evangelistenglocken, die beiden Letztgenannten tragen die Namen der Evangelisten in Spiegelschrift.



Segensglocke der Ev. Stadtkirche Balingen. Im kleinen Türmchen der Evangelischen Stadtkirche Balingen hängt diese um 1300 entstandene Glocke ohne Inschrift. Ihr einziger Schmuck ist ein über dem unteren Glockenrand angebrachtes von Hand geformtes Kreuz.

# Landschaft und Pflanzenleben der Balingen Berge

von Fritz Scheerer

Über einem Sockel steigt in unserem Gebiet eine Steilwand auf, oben mit einem Felsenkranz, der, von der Abendsonne beschienen, weit ins Land hinausleuchtend. Die Steilwand erhebt sich bis 400 m über das unmittelbare Vorland. Aus der Ferne erscheint ein „mauergleicher“ Steilabfall, der sich beim Näherkommen in edelgeformte Einzelberge auflöst. Die so reizvolle Balingen Alb besteht aus lauter Randbergen, die die Talbucht der Eyach und das Schlichemtal bewachen: die breitgelagerte Tafel des Plettenbergs, der vorspringende Rücken des Schafbergs, die runde, felsgegrütete Kuppe der Lochen mit ihren vorgeschichtlichen Siedlungsresten, das langgestreckte Lochenhörnle, der Felsklotz des Gräbelesbergs mit seinen vorgeschichtlichen Befestigungen, die Felsrippe der Schalksburg, die breite Bastei der Burgfelder Platte mit dem Böllat und der gratartige Hundsrücken mit seinen Verzweigungen, die alle durch Täler und Schluchten voneinander getrennt sind.

Diese ragenden Höhen mit ihren Hochwiesen, ihren dunklen Waldschluchten, ihren jäh Steilhängen und sonnigen Felsen gehören floristisch zu den interessantesten Gebieten unseres Landes, die eingehend floristisch und pflanzengeographisch durchforscht wurden. Es sei nur an Robert Gradmann („Pflanzenleben der Schwäbischen Alb“) erinnert, der um die Jahrhundertwende gerade die Balingen Alb besonders liebevoll behandelt hat. Wenn früher die Kenntnis einer möglichst großen Zahl von Pflanzen als das wichtigste herausgestellt wurde, die Natur eine tote Vorratskammer von Namen war, so zieht uns heute das Lebende, das Entwickelnde an. *Panta rhei* = „Alles fließt!“ Es gilt die Wechselwirkungen zwischen belebter und unbelebter Natur zu zeigen. Dabei soll es nicht auf systematische Vollständigkeit ankommen, sondern auf die Anpassung an die Elementareinflüsse.

Es sind verschiedene Faktoren, die besonders auf die Pflanzen einwirken:

I. Die Bodenverhältnisse: Einblick in die physikalischen (Aufbau des Bodens, Mächtigkeit der Verwitterungsdecke, Feuchtigkeitsgehalt, Korngröße und Saugkraft der einzelnen Bodenarten) und chemischen Verhältnisse (welche Nährstoffe der Boden enthält).

II. Die klimatischen Verhältnisse. Diese sind besonders wichtig, da die Wärme-, Licht- und Niederschlagsmengen eines nach Süden steil abfallenden Felsens ganz anders sind als am Boden des Waldes, der einen an den Felsen grenzenden Nordhang bedeckt. Sehr hoch sind die Temperaturen, welche Pflanzen unserer Südhalden auszuhalten haben. Bei der Witterung müssen wir vor allen Dingen Niederschläge, Luftfeuchtigkeit, Nebeltage, Windrichtung und Windstärke beachten. Es möge nur an die Niederschläge der West- gegenüber der Ostseite eines Felsens oder an die Windstärke auf freier Fläche im Vergleich zu einem Geländeinschnitt erinnert werden. Mit allen diesen Faktoren hängt die Verdunstung und damit die Schwierigkeit der Wasserversorgung zusammen (Beispiele dazu s. unten).

III. Die biologischen Verhältnisse, d. h. die Einwirkung der lebendigen Umwelt, der Pflanzen auf einander, der Tiere und Menschen auf die Pflanzen. Nachher werden wir sehen, wie sich die Waldbäume gegenseitig beeinflussen, wie unduldsam die Buche gegenüber der Eiche ist oder wie der Mensch einzelne Pflanzenarten bevorzugt und andere wieder unterdrückt.

Indem wir diese Faktoren untersuchen, ist uns schon der Gang unserer Erörterungen gewiesen, und wir werden am Schluß ein Gesamtbild erhalten, das wir als Landschaft bezeichnen; denn Gebirgsaufbau und Geländeformen, Bewässerung und Klima, Pflanzen- und Tierwelt, Besiedlung und Bebauung schaffen in ihrem Zusammenwirken die Landschaft.

## I. Die geologische Natur unserer Landschaft

Landschaftliche Gegensätze fallen uns von unserem Beobachtungspunkt bei der Ziegelei Frommern auf; über Frommern, Waldstetten, Endingen gegen Balingen ein sanftwelliges Wiesen- und Ackergelände; hinter uns der ansteigende Sockel, an dem der Wald als ernster, dunkler Tannenforst stockt; darüber die senkrecht aufsteigende Linie zur wasserlosen, steinigen Hochfläche. Das wellige Vorland, das sich bandartig ausbreitet, ist die Liasdecke, der schwarze Jura des Vorlandes, der ansteigende Sockel des Gebirges der braune Jura und die eigentliche Steilwand der weiße Jura.

Die **Liasdecke** ist von den Flüssen in viele Lappen zerschnitten. Vor allem fällt die Ebene um Balingen und Ostdorf auf, die durch den schwarzen Jura, den Arietenkalk (z. T. harte Kalksteine) gebildet wird und beinahe ganz dem Ackerbau dient. Er zeigt eine große Ausdehnung im Verhältnis zu seiner Mächtigkeit, also ein Mißverhältnis zwischen Mächtigkeit (16 m) und Oberflächenbeteiligung (über 3 km breit). Ähnliche Bedeutung für die Landschaft haben die obersten Schichten des schwarzen Jura, der Posidonienschiefer. Vermöge seiner Zähigkeit kann er der Verwitterung Widerstand leisten und bildet so eine breite Ebene (Bronnhaupten, Erzingen, Schömberg). Auch hier wieder das Mißverhältnis zwischen Mächtigkeit (10 – 13 m) und Oberflächenausdehnung (rund 2 km breit). Anders sind die Verhältnisse im braunen Jura, wo in der Hauptsache tonige Ausbildung vorherrscht.

Eine mächtige Tonablagerung, Braun L, der **Opalinuston**, machte gleich den Anfang. Er hat weiche, dunkel gefärbte Tone, die im Vergleich zum schwarzen und weißen Jura versteinungs- und steinarm sind; denn nur wenige Kalkbänke ziehen durch. In der Grube bei der Ziegelei Frommern finden wir ihn erschlossen. Seine Mächtigkeit beträgt 100 – 120 m und reicht bis ans Hörnle, die Lochen, den Schafberg und Plettenberg mit unmerklichem Anstieg in den Wald hinein. Bei der Verwitterung liefert er einen schweren, undurchlässigen, zähen Boden, und deshalb ist Wiesenkultur in seinem Gebiet weit verbreitet, weniger Ackerbau. Quenstedt sagte, man müsse in seinem Gebiet zwei Paar Ochsen vor den Pflug spannen. Die hier angelegten Felder müssen entwässert werden (Schafberg, Binsbol bei Balingen). Wo er steiler ansteigt, tritt Wald ein. Durch dieses Wiesen- und Obstbaumgelände zur Maienzeit zu wandern, ist ein herrlicher Blütengang (Weilheim). Von allen Seiten rauscht's, murmelt's und sprudelt's. Quellen springen zu Tal, da der wasserdurchlässige Ton die eingesickerten Wasser der oberen Schichten ans Tageslicht drängt (Fuß unserer Berge). Die Bäche vermögen in diesen weichen Schichten haushohe Schluchten einzureißen (Schalksbach bei Stockenhausen, Eyach zwischen Laufen und Frommern); sie nagen und wühlen beständig weiter.

Erst nach oben werden die Tone sandiger und glimmriger, dadurch widerstandsfähiger. Das Gelände steigt daher steiler an. Es stellen sich Kalksteinbänke ein, die „Wasserfallschichten“; so genannt, weil die meisten Bäche und Flüsse hier zu zahlreichen Wasserfällen gezwungen sind (Eyach bei Laufen, Schalksbach bei Zillhausen 24 m, Schlichem oberhalb Ratshausen). Diese Schichten können uns etwas über die Arbeit der Bäche aufklären. Die Kante des Wasserfalls wird von einer mächtigen Felsbank gebildet. Auf ihr konnte das Wasser wühlen, sägen und feilen, es half nicht viel. Darunter liegen aber weichere Schichten, die wir leicht herausbrechen können, in denen auch das Wasser leichtere Arbeit hat. Hier wird das Bachbett rasch tiefer, umso langsamer oben auf der Felsbank. Links und rechts des Wasserfalls finden wir am Hang in derselben Höhe

dieselbe Felsbank als deutliche Stufe im Gelände. Wir können sie spüren, indem sie uns zu steilerem und beschwerlicherem Anstieg zwingt. Zur Verminderung des Gefälls sind überall Hohlwege angelegt.

Mit einem Böschungswinkel von 23 bis 25 Grad steigt das Gelände weiter an bis wir das schmale Gesims am Berg erreicht haben, Braunbeta oder die **Staufensibänke**.

Über dieser Stufe steigt es unmerklich an, um nach mehreren Staffeln wieder eine ausgesprochene Kante zu bilden, die der **Blaukalke**. Es sind splittige, lichtgraue, harte, widerstandsfähige Kalksteine und daher als Stufe hervortretend (Lochenstraße – große Windungen!). Zusammen mit den harten Bänken von Braundelta ist das die kräftigste und markanteste Staffel des ganzen braunen Jura. In einer Meereshöhe von 740 – 770 m, rund 200 m über unserem Standort bei Frommern, läßt sich diese Terrasse an unseren Bergen verfolgen.

Über diese Stufe gelangen wir in Rutschgelände, da das ganze mächtige Töngebirge des obersten braunen Jura nur selten von einer dünnen, festen Bank durchzogen ist. Kalke fehlen, dunkle Tone herrschen vor. Die Abhänge zeigen sich überall in diesem Gebiet wie gefältert oder gewellt und bilden kleine Verebnungen. In diesen Schichten, vor allem in den Ornatenton, sammelt sich das versickerte Wasser und durchtränkt sie; sie quellen auf und der überlagernde Druck bringt sie in Bewegung, sie rutschen abwärts. Mitten im Wald begegnen wir ihren Spuren, wie die kissenförmigen Aufwölbungen und das Hakenschlagen der Bäume beweisen. Zahlreich sind diese Stellen (Laufen, Lautlingen, Hörnle, Lochen, Plettenberg usw.). Bekannt geworden sind in unserem Jahrhundert vor allem die Rutschungen bei Margrethausen im nassen Spätsommer 1912, wo 12 m mächtige Schichten abwärts wanderten und den Ort bedrohten. Wir finden hier überall ausgesprochenes Sumpfgelände mit Quellen, kulturlose Stellen nur mit Gebüsch bedeckt, und der Wald kann hier nicht recht fortkommen.

Damit kommt für uns der letzte und auch der steilste Anstieg, da wir jetzt den ganzen Braunjura mit ungefähr 270 m hinter uns haben. Die nächste Stufe zeigte sich schon öfters im Wald in ihren Trümmern, weil die Rutschungen das Deckgebirge in Mitleidenschaft stellen. Die steilen Wände werden unterwühlt, wie uns die hellen Rutschen an vielen Stellen zeigen. Branco sagte, die Alb sei ein Koloß auf tönernen Füßen. Infolge ihres eigenen Gewichts brechen die Felsen zusammen und stürzen ab. In dem Felsenmeer am Hörnle finden wir, wie auch an den anderen Bergen, haushohe, oft in ganzen Wällen aufgehäufte Felsen, die dem Fuß der Wand einen wilden Zug verleihen. Mit den Ornatenton wandern diese Schuttmassen weiter abwärts und überdecken so große Teile des Braunjura.

Der Weißjura beginnt unten mit verhältnismäßig tonigen Schichten, den **Impressamer-geln**; aber diese sind ganz anders wie die Tone des Braunjura. Wenn in diesem Sande und Tone eine bedeutende Rolle im Aufbau spielen, wenn ein starker Eisengehalt fördernd sich hervordrängt, so tritt dies nun alles zurück und weiße Kalke (bis 95%), helle kalkreiche Mergel vorwiegen. Die Kalke tragen mit ihrer Mächtigkeit und Widerstandsfähigkeit einen wesentlichen Teil zum Bilde unserer Landschaft bei.

Mit kantiger Stirn abbrechend, oben schnurgerade abgeschnitten, trotzig ins Land hinaus-schauend, bilden die **Wohlgeschichteten Kalke** (Weißbeta) die scharf ausgeprägte Terrasse an der Steilwand unserer Berge. Weiterhin erglänzen im Abendsonnenschein die hellen Felsen der gewaltigen Mauer. In schwierigerem Aufstieg macht sie sich deutlich sichtbar. Dickbankige, mächtige Quader sind von einer „Riesen Hand“ dem Meer, aufeinandergetürmt. Durch die Klüfte und Spalten drin sehen sie wie eine künstlich gesetzte Mauer aus. Dieses weitverzweigte Netz von großen, kleinen und kleinsten Spalten, das sie von oben nach unten durchzieht, leitet das letzte Tröpflein Wasser von ihnen ab. Die dichten Kalke sind an sich nicht wasserdurchlässig, vielmehr in den Klüften

liegt diese unglückselige Eigenschaft der Kalke. Ein sehr großer Teil der Niederschläge geht für die Vegetation verloren und sickert bis auf die undurchlässigen Impressamergel, wo dann eine Menge starker Quellen sprudeln (Eyach- und Schlichemursprung, Quellen am Plettenberg, der Lochen usw.). Die Hochfläche leidet daher an Trockenheit. Der Wald tritt zurück, Felder, Bergwiesen und Schafweiden treten an seine Stelle.

In dem feinpulvrigen, kohlschwarzen Boden heben sich die hellen Kalkbrocken ab, die in langen Wällen, „den Bildern unendlicher Mühsal und des Ringens mit der nie besiegten Natur“, den Feldern entlang aufgehäuft sind. Dieser dunkle Boden ist der **Fleinsboden** der Äbler, ein kohligter Humusboden, der seine dunkle Farbe durch die Austrocknung der Humusmassen erhält. Die bleichen Steine schützen diesen feinen Boden im Winter vor Verwehung durch die starken Stürme.

Unsere Kalkmauern sind teilweise durch die mächtigen **Schwammstotzen** durchsetzt. Riffe und Inseln wurden im Jurameer von den Schwämmen aufgebaut, wie heute noch im Indischen Ozean von den Korallen, im Laufe der Jahrtausende von den kalkigen Schlammabsätzen wieder eingehüllt und zugebaut und durch die Verwitterung wieder freigelegt. Plettenberg, Schafberg, der Lochenstein, Hörnle, Gräbelesberg, Schalksburg, Böllat sind solch stumme Zeugen.

Damit hätten wir in den Hauptzügen die geologischen Verhältnisse charakterisiert. Es wäre noch die europäische Wasserscheide und der Kampf der Flüsse, um die Wasserscheide zu behandeln, was aber in diesem Rahmen zu weit führen würde (s. dazu HBL Januar 1954).

## II. Die klimatischen Verhältnisse

Die klimatischen Verhältnisse werden sehr stark beeinflusst von der Höhenlage. Auf dem Lochenhörnle sind wir 956 m über dem Meer, sind also auf unserer Wanderung rund 400 m gestiegen. Nun sind bei einem Höhenunterschied von 100 m 0,5 Grad C Unterschied in der mittleren Jahrestemperatur, so daß sich für unsern Fall ein Unterschied von 2 Grad ergeben würde. Im Winter ist der Unterschied bedeutend geringer als im Sommer, da bekanntlich die kalte Luft nach unten abfließt. Die Wärmestrahlung ist auf der Höhe eine weit kräftigere als im Tal, da ein großer Teil der Wärmestrahlen von der Erde umgebenen Luftschicht abgelenkt (absorbiert) wird. Je schräger ferner die Sonnenstrahlen die Oberfläche treffen, umso größer ist die Ablenkung und Absorption; bei 10 Grad Sonnenhöhe werden etwa  $\frac{1}{4}$  der Sonnenstrahlen zurückgehalten. An unseren Felshängen fallen aber die Sonnenstrahlen senkrecht auf und wir haben daher eine sehr starke Wärmeeinwirkung. Neben diesen stehen noch die Neigungen der Berghänge nach Norden oder Süden. (s. Bergwald und Steppenheide), Pflanzen und Baumwuchs stehen in enger Beziehung zur Besonnung und damit zum Wärmegehalt der Örtlichkeit. Tief eingeschnittene, enge Schluchten (Untereck, Hörnle) erhalten nur geringe Besonnung. In der Blütezeit und Fruchtreife zeigen sich bei gleichen Pflanzen deutliche Unterschiede. Die Höhe verspätet sich gegenüber dem Tal um etwa 10-14 Tage.

**Niederschläge** gehen an unseren Bergen sehr viele nieder, da sie meist nach Westen schauen und so die Regenwolken aufhalten und zur Regenabgabe zwingen. Gewitter ziehen oft an den Bergen entlang nach Norden. Daß die **Winde** auf den Bergen nicht selten stark sind und zu heftigen Stürmen anwachsen, bekommt man oft zu spüren. Dies ist besonders wichtig wegen der daraus folgenden starken Verdunstung. Das Klima, die Eigenschaften und die Formen des Bodens sind von allergrößtem Einfluß auf die Pflanzenwelt.

## III. Pflanzenvereine (Biologische Verhältnisse)

Die **Liasflächen** zeichnen sich gegenüber der eigentlichen Alplandschaft durch eine Armut und Einförmigkeit der Pflanzen aus. Der größte Teil des Geländes verteilt sich fast ausschließlich auf Acker- und Wiesenland, das besonders an den Hängen mit Obstbäumen bepflanzt ist.

Auch heidenartige Flächen, Schafweiden, auf denen im Herbst die Silberdistel prangt, finden sich. Eine umso größere Mannigfaltigkeit und Fülle besitzt der Kalkfels, seine Geröllhalden und die Hochfläche. Sie alle aufzuzählen würde eine allzulange Liste geben, und auch die Standorts-, Boden-, Beleuchtungs- und Bewässerungsverhältnisse sind zu verschieden, so daß wir besser eine Einteilung vornehmen.

### 1. Der Wald

In der Verteilung des Waldes lassen sich gewisse Regeln erkennen. Im Braunjura fühlt sich in unserer Gegend der Tannenwald behaglich, während im Weißjura vereinzelt Laubwald auftritt (Schafberg, Grat, Heersberg und weiter östlich). Erst auf der Höhe erleidet der Wald eine Unterbrechung. Wer sich das merkt, kann von jedem Aussichtspunkt wie in einer geologischen Karte lesen und umgekehrt von der geologischen Karte auf die Landschaft schließen. Überall in der Umgegend von Balingen, wo die Opalinusschichten steiler ansteigen, nimmt uns der Wald ab.

Eine besondere Eigenart der Balingen Berge ist im Gegensatz zu den nördlich gelegenen Teilen der Alb, wo der Laubwald vorwiegt, der **Tannenwald**. Das finstere, drohende Aussehen unserer Felshänge und die Kühnheit und Wildheit der Felshäupter wird durch die düstere Schwermut der Tannenwälder verstärkt. Vielleicht mag ihre Verbreitung im Gebiet der Schlichem und Eyach in der Angrenzung an den Schwarzwald begründet sein. Die Forstwirtschaft hat sie nicht gebracht, da sie älter als diese sind, wie die Namen „Thanheim“, „Tanneck“ und „am Tann“ beweisen.

Um die Geheimnisse des Tannenwaldes auf uns wirken zu lassen, wollen wir an einem heißen Sommertag in den kühlen Wald eintreten. Riesige Fichten sind es zumeist, auch Weißtannen, die sich mit aller Kraft strecken, um das belebende Licht zu erhalten. Die silbergrauen Schäfte der Weißtannen stechen scharf von den rötlichen der Fichte ab. Die Eibe mit ihren aufwärtsstrebenden Ästen ist wegen ihres langsamen Wachstums nur schwach vertreten. Das Nadelkleid der hochschäftigen Riesen ist stellenweise so dicht, daß das Gelbmuster, das sonst die Sonne auf den Waldboden sticht, ein paar wenigen Tupfen weichen muß. Dichter Schatten, feierliche Stille herrschen hier. Für einen reichen Blumentepich reicht dieses Licht nicht aus. Höchstens auf kleinen Waldblößen wird es etwas üppiger. Die jugendlichen Bestände sind oft so dicht, daß nicht einmal die feingestaltigen Moosarten fortkommen, die sonst für den Tannenwald charakteristisch sind, obwohl der Boden infolge des Nadelfalls humusreich, locker, im Winter wärmehaltend ist. Erst später, wenn die Bestände mittels künstlicher Durchforstung lichter gestellt sind, vermag sich der schwellende Moosteppich auszubreiten und gedeihen ausgeprägte Schattenpflanzen mit vier meist weißen Blüten (Sauer- klee, Waldmeister, zweiblättrige Schattenblume, Teufelskralle).

Überall kann der **Kampf um das Licht** beobachtet werden. Schon draußen an dem Waldrand in den einseitig beasteten Tannen beginnt er, und im Waldesinnern werden all die systematischen Blattform- und Blattstellungsgesetze von der Natur über den Haufen geworfen. Das Lichtbedürfnis dreht, wendet und formt die Blätter. Es bringt sie durch die Waagrechtlage in möglichst günstige Lichtlage – draußen auf den lichtüberfluteten Wiesen finden wir die Senkrechtstellung als Abschwächungsmittel des Lichts und der sengenden Sonnenstrahlen. Die Blätter, die sich in die Mosaik nicht fügen, formt es um, macht sie größer oder kleiner, damit sie in die Lücken passen (Efeu). Am schönsten fügen sich die Sauer- kleeherzen zusammen, die dazu noch eigentümliche Reizbewegungen ausführen (Pflanzen vom Schatten in die Sonne bringen!) und dadurch in der Sonne die auf der Unterseite liegenden Spaltöffnungen verschließen. Ebenso empfindlich sind Hasenlattich, Waldmeister, Schattenblume, Rapunzel und ründblättriges Labkraut. Fein fügen sich die nierenförmigen Blättlein des Milzkrautes zusammen. Damit haben wir schon die grünen Pflanzen des Waldes, die bei-

nahe alle zarte, fast durchscheinende Flachblätter mit dünner Oberhaut, ohne jede Behaarung, besitzen. Ein Strauß von ihnen verwelkt sofort. Würden sie außerhalb des Waldes stehen, würden sie allein schon vom Wind zerzaust und zerfetzt. Doch im Wald besteht diese Gefahr nicht, weil die Luftströmungen und Schlagregen abgeschwächt und Temperaturschwankungen gegenüber dem freien Feld gering sind (Feld 8,9 Grad, Wald 6,8 Grad).

Über dieser Blattmosaik breiten sich an einzelnen Stellen noch Farne aus, sogar Adlerfarne, die sich ganz an den Schatten und die große Feuchtigkeit, da durch die Überschildung der Tannen die Verdunstung herabgesetzt ist, angepaßt haben. Das Unterholz fehlt größtenteils, allerhöchstens spärliches Brombeergesträuch und einzelne Hirschholunder. Sehr reich ist dagegen das Pilzleben im Tannenwald, weil der für die grünen Pflanzen bedenkliche Lichtmangel diese Geschöpfe nicht berührt. Wo die Pilze fehlen, können sich die Holzgewächse nicht kräftig entwickeln. Mit ihrem unterirdischen Fadengeflecht umspinnen sie die Wurzeln. Hierher gehören auch noch Blütenpflanzen, denen das Blattgrün fehlt und dadurch ein blaßes, gespenstisches Aussehen bekommen (Nestwurz, Fichtenspargel, Sommerwurz). Alten Tannen der Lochen und des Grats verleihen die langen Fäden einer grauen Bartflechte (*Usnea barbata*) ein ehrwürdiges Aussehen. Alle diese Humuspflanzen (Saprophyten) spielen im Haushalt der Natur eine große Rolle. Sie besorgen den Abbau der organischen Substanz und bewirken, um mit der Bibel zu sprechen, daß die Lebewesen wieder zu Erde werden, wovon sie genommen sind. Durch die langsam verwehenden Stoffe erhalten wir einen guten Humusboden, der durch die Regenwürmer gelockert wird, die sich gerne an schattigen und feuchten Orten aufhalten.

Durch diesen lockeren und feuchten Boden ist eine **vegetative Vermehrung** begünstigt, da die unterirdischen Triebe ungehindert dort vordringen können. Durch Ausläufer vermehren sich Sauer- klee, Waldmeister, Efeu und auch bei der Rapunzel können aus den Wurzeln neue Sprossen entstehen. Diese Pflanzen sind somit an ihren Standort gebunden und können nicht wandern; daher sind größere Flächen vollständig von ihnen überwuchert und können viele Tausend Pflanzen von einem Samenkorn abstammen.

Als Bestäuber kann hier nicht der Wind in Frage kommen, weil er kaum Zutritt hat und der Blütenstaub bei dem niedrigen Standort allzubald auf den Boden fallen würde. Anders bei den Bäumen mit ihren hohen Stämmen! Für die Waldkräuter kommt nur Insektenbestäubung in Frage. Sie suchen daher die Insekten durch eine auffallende Farbe anzulocken, und diese ist meist weiß, weil sich im Waldschatten auf dem dunklen Hintergrund der Humusdecke weiß am besten abhebt. Aber trotz der Anlockungsmittel, Farbe und Duft, erhalten sie oft keinen Besuch. Für den Notfall sind darum bei den meisten Waldpflanzen Einrichtungen zur Selbstbestäubung getroffen, z. B. beim Sauer- klee sind es die kleinen Blüten, die sich überhaupt nie öffnen.

Sind die Samen reif, so kommt das schwierige Problem der **Verbreitung**. Der Wind scheidet als Verbreiter der Kräutersamen aus. Umso mehr als sonst irgendwo müssen darum im Walde die Tiere an der Samenverbreitung aus- helfen. Dazu sind diese Pflanzen verschieden ausgerüstet. Die Früchte des Waldmeisters und der Nelkenwurz besitzen hakige Borsten, mit denen sie sich sehr fest an das Fell vorbeistreichender Tiere anheften und dann erst an entfernten Orten abgestreift werden. Bei anderen finden sich Lockfrüchte (Schattenblume, Ein- beere, Efeu), so daß die Vögel durch die saftigen Beeren angelockt werden. Am häufigsten ist aber die Verbreitung durch Schleudervorrichtungen. Mancher hat es mit einem kleinen Schreck bezahlen müssen, wenn er ahnungslos den tückischen Früchten des Springkrauts, auch Rührmichnichtan genannt, zu nahe kam. Beim Sauer- klee erfolgt das Hinausspringen durch das Zusammenziehen beim Austrocknen. Oft wird die Ausstreuung durch vorbeistreichende Tiere ausgelöst, so daß die Samen in

ihr Fell springen und weiter fortgetragen werden, während sie sonst nur auf wenige Meter erfolgt. Bei den Tannen wieder kommt infolge ihrer Höhe und der Art der Anbringung ihrer Früchte neben den Tieren der Wind in Betracht.

Die mäßig geneigten, ebenen und feuchten Flächen des Braunjura beherrscht der geschlossene Tannenwald. Doch treten daneben noch einige besondere Waldformen auf. In den engen, tieferschattigen Schluchten, die die Eyach mit ihren Nebenbächen von Lautlingen bis Balingen, hauptsächlich auf ihrer linken Seite, in das Gebirge gerissen hat, findet sich eine Pflanzengesellschaft, die man als **Schluchtwald** bezeichnet (Tobel, Hossinger Leiter, Untereck, Hörnle). Er kommt hauptsächlich auf feuchtem Boden vor (Opalinuston und Ornatenton, Impressamergel). Der Nadelwald kann hier nicht mehr so recht fortkommen. Er wird mehr ein Mischwald, der an den Hängen hinaufklettert: auf dunklen Fichtenwipfeln baumeln blanke Zapfen, silbergrau blitzen die Zweigunterseiten der Weißtannen und flackernd lohen die roten Beere der Eibe. Vereinzelt tritt auch die Buche auf, als charakteristischer Vertreter schattiger, feuchter Standorte die Esche und die Ulme. Die Quellen und deren sumpfige Umgebung sind von wasserliebenden Pflanzen belebt. Dichte Bestände bildet das Milzkraut, das Springkraut, der Waldziest. Das Mädesüß verbreitet seinen Blütenschau und darüber streckt der schwarze Holunder sein Gezweig aus. Die Blütenteller des Baldrians zeigen ihr helles Rot und in unübersehbaren Beständen wuchert an den feuchten Gehängen der Waldknoblauch. Weiße Pestwurz, Waldkarde, Engelwurz, Schachtelhalm und Riedgräser sind Wasserverklinger. Im Vorfrühling prangt die große Schlüsselblume und die gelbe Anemone. Bald wuchert Aronstab, Mandelwolfsmilch, verschiedene Lippenblütler, Geißfuß und an steileren Hängen der gelbe Eisenhut. Sehr häufig, wo die Wände felsig sind, kommen noch einige Blütenpflanzen hinzu, die im gewöhnlichen Schluchtenwald fehlen. Man nennt diese Abänderung **Felsenschluchtbestände**. Oft sind es schattige Felswände, wohin sich kein Sonnenstrahl verirrt. Diese überziehen rostgelbe Polster verschiedener Moose. Im tiefsten Winkel versteckt blühen ein Storchschnabel, die Stachelbeere, der Mauerlattich, einige Farne (Bruchfarn, Engelsüß) und die Charakterpflanze der Alb, die Hirschzunge.

Die Felsschluchtbestände zeigen häufig Übergänge zum **Bergwald**, der sich an freien Halden findet (Hörnle, Heersberg, Böllat usw.). Es sind meist nach Norden steil abfallende Geröllhalden, wo im Frühjahr bis tief in den Mai hinein der Schnee liegenbleibt. Rohe, verwitterte Gesteine, Trümmermassen des Weißjura, sind am Fuß der Wände über den Boden zerstreut. Oft tritt sogar der nackte Fels zutage. Eine zusammenhängende Humusdecke ist nirgends zu finden. Der Baumwuchs paßt sich diesen Verhältnissen des Bodens und der Sonnenstrahlung an. Oft können die Bäume nicht recht fortkommen, nur Buschwerk und Brombeergesträuch gedeiht. Vegetationslose Stellen geraten immer wieder in Bewegung. Sehr charakteristisch ist hier die verkrüppelte und verwitterte Gestalt der Buche, der Esche und des Spitzahorn und eine nie fehlende Zierde, der Mehlbeerbaum. Nur an einzelnen Stellen, wo etwas mehr Humus vorhanden ist, gedeihen Waldflockenblume, Bergweidenröschen, Akelei, Türkenbund, Felsenbaldrian, Nieswurz, Perlgras, Mondviole, Ruprechtskraut und -farn. Viele wachsen in Spalten der Felsen.

Hier haben die Winde, weil meist hohe Bäume fehlen, ungehinderten Zutritt, und darum ist bei diesen Pflanzen Windbestäubung (Gräser und Bäume) und Samenverbreitung durch den Wind möglich (Windröschen, Flockenblume, Perlgras, Mondviole, gelber Eisenhut). Im schattigen, windstillen Schluchtwald überwiegen dagegen noch die Kapsel Früchte.

Am kassensten wird der Gegensatz zum geschlossenen Nadelwald, wo wir die saft- und kraftstrotzende Gesellschaft der **Schlagpflanzen** betrachten können, die sofort in einer gewissen Reihenfolge nach einem Kahlhieb erscheint. Im ersten Sommer sind es zumeist Un-

kräuter, im zweiten Sommer kommen größere Kräuter und in den folgenden überziehen Brombeergesträuch den Boden und Holzgewächse erreichen Mannshöhe. Hier ist der Ort, wo die schwarzen Beeren der Tollkirsche verführerisch gleißen, wo um die gelben Blütenteller der Kreuzkräuter die Falter gaukeln, die Kuckucksblume mit süßem Nelkendurft die nächtlichen Insekten lockt, das großblütige Weidenröschen sein karmensinrote Fackeln leuchtend über die Halden brennen läßt. In Mannshöhe brennen die Königskerzen, vom Wald herein wandern das weiße Waldvögelein, das purpurrote Knabenkraut, die breitblättrige Sumpfwurz. Eine Schuttpflanze, die Feldkresse, die sich überall einstellt, wo es Neuland zu erobern gibt, vertritt die Kreuzblütler. Drei Lianen, die Waldrebe und zwei Wicken, legen rankend ein Gewirr um Strauch und Staude. Schließlich stehen diese Waldblößen dem Beersucher als Erdbeer- und Himbeerschläge in angenehmer Erinnerung. Eine dauernde Pflanzengesellschaft bildet aber dieser Typus nicht, da unter dem Schutz dieser Schlagvegetation die eigentlichen Waldpflanzen wieder kommen.

## 2. Die Steppenheide

In dem zusammengehörenden Waldbild gibt es in den höheren Lagen immer wieder in beschränktem Umfang natürliche Lücken. Besonders an steilen südlichen, manchmal auch westlichen Abhängen, meist mit Felsen und Geröll finden sie sich und dann auf freistehenden Felsen, die voller Besonnung ausgesetzt sind. Hier sind die Standorte der schönsten, anziehendsten und sonderbarsten Pflanzen der Alb. Auf die großen Randfelsen des Oberhohen und Deilinger Bergs, des Pletten- und Schafbergs, des Wenzelsteins und der Lochen, des Hörnle und Grats, des Heerbergs und des Böllats erstreckt sich ihr Vorkommen. Auch auf dem Schuttfuß der Felsen und mitten auf der Hochfläche finden sich solche Bestände. Beim Aufstieg auf unsere Berge begegnen uns immer wieder Pflanzen, die uns verheißungsvoll die Weißjuranähe verkünden (Kuckucksblume, Waldvögelein, Türkenbund, Wundklee usw.). In ihrem Aussehen erinnert die Gesellschaft mit ihren Stauden, Halbsträuchern, Buschwerk und vereinzelt niederwachsenden Bäumen an heideartige Flächen und in ihrem Artbestand schließt sie sich an die Steppen Ungarn und Südrusslands an. Daher wird dieser Pflanzenverein als **Steppenheide** bezeichnet. Dazu kommt noch eine kleine Zahl felsbewohnender Gebirgspflanzen.

Der Unterschied gegenüber dem Wald oder einer unserer Talwiesen ist gewaltig. Er drückt sich schon in der immer südlichen, also sommerlichen Neigung der Hänge und dem Auftreten ganz bestimmter Pflanzen, die nur hier wachsen, aus. Solche **Leitpflanzen** sind: Graslie, Laserkraut, Blaugras, Küchenschelle, Bergsteinkraut, Rindsauge, langjähriger Klee, Bergkronenwicke und Geißklee, dazu noch zwei Rosen (die bibernell und rotblättrige Rose). Mit Sicherheit zeigen uns diese sonstigen Genossen, die aber auch sonst vorkommen können, an (Karthäusernelke, aufrechter Ziest, Gamander-Ehrenpreis, schopfige Kreuzblume, Bergklee, gelber Enzian und Silberdistel). Ebenfalls regelmäßige Bestände bilden Schwalbenwurz, Mehlbeerbaum und Zypressenwolfsmilch, die dabei auch an Rainen vorkommen können. Das wäre die reine Steppenheide, bei der wir noch zwei Untergruppen unterscheiden, die Geröllhalden und die Felsen.

Auf dem Schuttfuß der Felsen, die noch keine Spur von Vegetationsboden erkennen lassen, finden sich **Geröllhalden**. Wer auf ihrem Schutt herumrutscht, kennt sie mit ihrem unsicheren Standort zur Genüge. Mit spärlichem Boden müssen sich die Schwalbenwurz, mit ihren steifen Stengeln, die Weißwurz, der Gamander, die Gymnadenie, das Bergpfennigkraut, die Bergdistel, die Alpengrundfeste, das Blaugras, Alpenmaßliebchen und das schönste Ziergras unserer Berge, das gewimperte Perlgras, begnügen.

Die Hochgebirgspflanzen (Steinbrech, Felsenhungerblümchen, Berghähnlein) sind fast ausschließlich auf die Spalten der frei emporragenden Felsen des Weißjura beschränkt; sie

sind echte **Felsbewohner**. Dazu kommen noch zwei edle Felsensträucher, die Steinmispel und die an Schönheit mit der Myrthe wetteifernde Felsenbirne. Oben auf den Felsen, wo dicht nebeneinander nackter Fels zutage tritt, wachsen der Felsenlauch, das duftende Felsennägele und ein auffallend blau bereiftes Gras in zähem Rasen, der blaue Schwingel und die Felsenraute (*asplenium ruta muraria*).

Der Blumenreichtum dieser ganzen bunten Gesellschaft ist damit noch lange nicht erschöpft. Eine besonders gefährdete Pflanze ist hier der Frauenschuh. Schon im ersten Frühjahr, wenn zwischen Schneeresten die Küchenschellen blühen, bilden diese Standorte ein ebenso bezauberndes Bild wie im Mai, wenn die Felsensträucher ihre Knospen öffnen, oder zur Rosen- und Orchideenzeit, wo die ganze Blütenpracht aufgegangen ist. Aber das Blühen will immer noch nicht enden: Schirm-, Korb- und Lippenblütler herrschen, bis dann im Spätsommer, wenn das Gold der Buchen im nahen Wald ins Tal hinunterbrennt, die blauen Gentiangelocken die letzten Blumen zur Ruhe läuten. Das reine, zarte Rot, Gelb und Blau der Heide an einem sonnigen Maientag (mit offenen Augen gesehen) gehört zu unvergessenen Erlebnissen. Für die landschaftliche Wirkung sind an den Felsen die verschiedenen Arten der Flechten (Laub- und Strauchflechten) von großer Bedeutung, weil sie durch ihre Kohlensäureausscheidungen zur Verwitterung der Felsen beitragen. Die Felsenmauer wäre ohne die grauen und gelblichen Zeichnungen nüchtern und würden wie die Wände eines Steinbruchs wirken. Wer sich wundert über die Anspruchslosigkeit und Ausdauer all dieser tapferen Felsenbewohner der Risse und Spalten, dem sei gesagt, daß sie den Kampf mit Sturm und Wetter besser bestehen als den mit der Unvernunft und Herzlosigkeit der Menschen. Über die Lebensverhältnisse dieser Pflanzengesellschaft sei nur noch wenig hinzugefügt. Die Bodenfeuchtigkeit des Untergrundes, selbst in der Feinerde, die begierig Wasser aufsaugt, ist bald erschöpft. Bäume, die Schatten spenden, fehlen fast ganz. Der Boden wird bei der südlichen Lage bei einer Lufttemperatur von 26 Grad beinahe bis auf 50 Grad erhitzt, im nahen Tannenwald höchstens auf 19 Grad. Waldpflanzen würden auf dem Felsen unfehlbar zugrunde gehen.

Die Lebensverhältnisse der Heide wären also folgende:

- a) Wasserarmut und darum Trockenheit (Durchlässigkeit des Bodens).
- b) Infolge der südlichen, freien Lage und der dunklen Bodenfarbe starke Erwärmung und große Wärmeabsorption.
- c) Ungehinderter Zutritt der Winde und der starken Schlagregen.
- d) Aus den beiden letzten Punkten folgt sehr starke Verdunstung.

Gegen die starke Verdunstung suchen sich die Heidepflanzen auf verschiedene Art zu schützen. Grüne Pflanzenteile verdunsten bekanntlich mehr als holzige mit einer Rinde umgeben. Daher finden wir nicht nur bei den Sträuchern der Heide Verholzung, sondern auch bei vielen Kräutern in den unteren Stengelteilen (Ziest, Gaman, Hufeisenklee, Majoran). Küchenschelle und Laserkraut zeigen Tunikabildung, d. h. Anhäufung von abgestorbenen Blättern an der Stengelbasis. Wieder andere suchen das Laub nach unten zu konzentrieren oder legen sich mit ihren Stengelteilen auf den Boden. Viele Felsenpflanzen haben eine Blattrosette (Steinbrech, Hungerblümchen, Gänsekraut). Nirgends finden wir für die Abhängigkeit der Pflanzen von Klima und Standort so treffliche Beispiele wie auf der Heide. Unter allen ist der Mauerpfeffer einer der größten Lebenskünstler und zeigt uns die Anpassungskraft so deutlich wie wenig andere Pflanzen.

(Fortsetzung folgt)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen, Königsberger Straße 89, Telefon 63 36, Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter

# Balingen

Jahrgang 33

30. April 1986

Nr. 4

## Die Ebinger Nellenburg

von Dr. Walter Stettner

Von Dr. Walter Stettner ist im März d. J. das Buch „Ebinger – die Geschichte einer württembergischen Stadt“ (Thorbecke Verlag, Sigmaringen) erschienen. In diesem Buch konnten seine jüngsten Forschungsergebnisse, daß die Stadt Ebinger nicht von den Hohenbergern, sondern von den Grafen von Nellenburg gegründet wurde, nicht mehr durchgehend berücksichtigt werden. Der Verfasser verweist in der Anmerkung Nr. 1 des Buches auf den nachfolgenden Beitrag.

In Ebinger stand eine Nellenburg. Sie wird anscheinend nur in den Stadtrechnungen erwähnt, aber darin von 1614 bis 1770 in etwa 20 Jahrgängen. Ihr Standort läßt sich aus der Rechnung von 1694/95 erschließen, wo es heißt, daß ein Maurer bezahlt wurde „von dem Stück Maur, so am gewelb bey der Nellenburg in mühlbach gefallen, herauß zu thun, damit das waßer denn lauff haben möge“. Der Mühlbach floß, wie die alten Ebinger noch wissen, von der Stadtmühle die Gerbergasse hinab und dann unter der Stadtmauer und dem Grünen Graben hindurch zur Schmiecha. Die Nellenburg ist al-

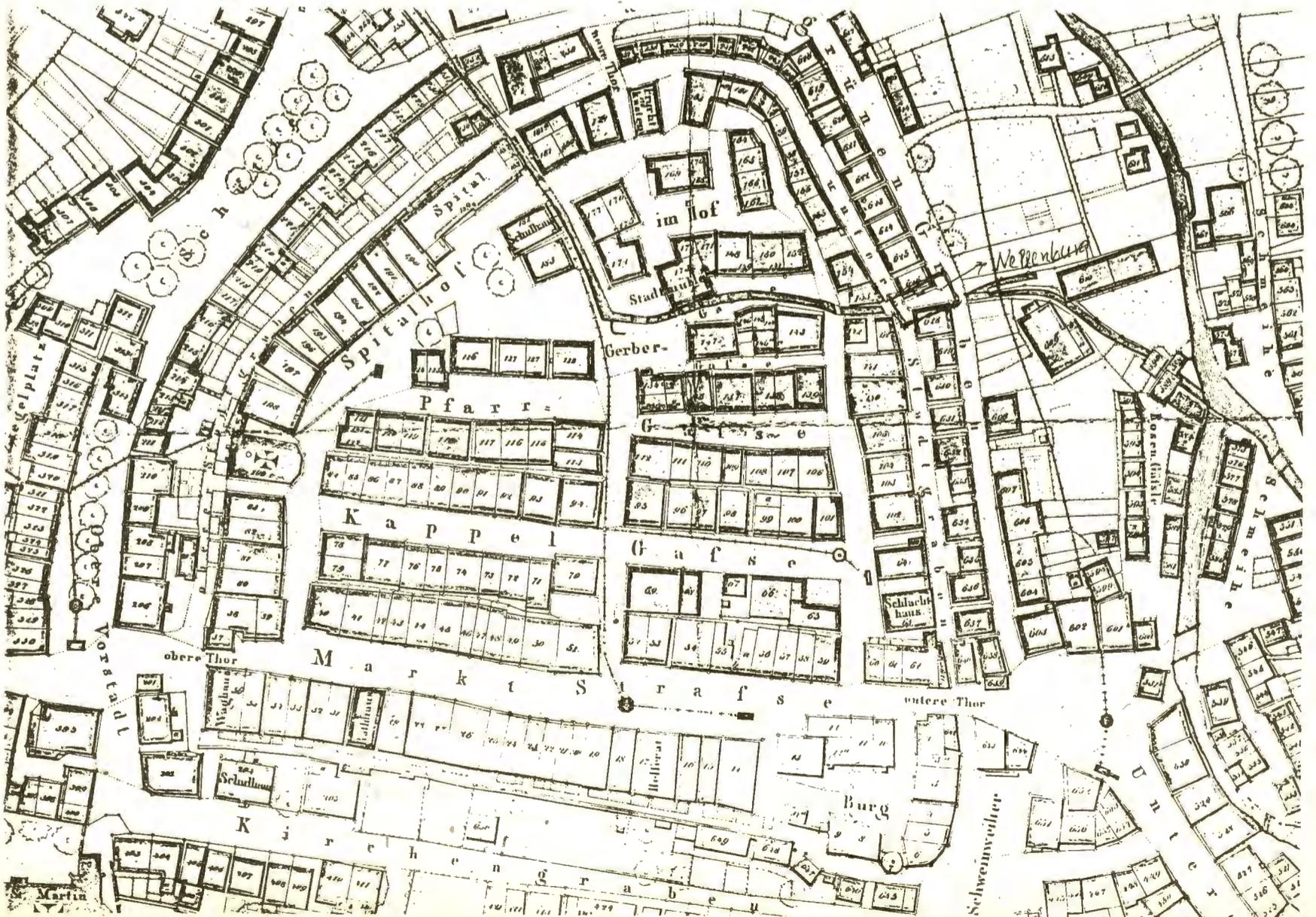
so etwa gegenüber dem heutigen Hallenbad zu suchen. 1614/15 mußte eine Mauerfeder „zwischen“ Nellenburg und dem Malefizthurn „untersetzt werden. Die Burg diente nicht der Verstärkung der inneren Mauer, sonst wäre sie in dem Verzeichnis aller Gebäude am inneren Ring, die im Lagerbuch von 1561 genannt werden, mit aufgeführt wie der Bürgerturm und der Malefizturm. Sie gehörte vielmehr zum mittleren oder äußeren Stadtbering: 1681/82 wird „die mittlere Stadtmauer von dem Bulverthurn an biß an Nellenburg“ mit Ziegeln gedeckt. 1722/23 deckt ein Maurer „an der äußeren Stadtmauer auf dem so genandten Grünen Graben und zwar von der Nellenburg biß zu dem Zeughaus hinab“ das Dach mit Ziegeln. Da haben wir also die Wahl zwischen der mittleren und der äußeren Stadtmauer als Standort der Nellenburg. Saß sie etwa rittlings auf beiden Beringen?

Wie sah sie überhaupt aus? Dem Namen nach war sie eine Burg, nicht nur ein Turm, war also auch zum Wohnen eingerichtet, wohl Sitz eines oder mehrerer Burgmannen. Aber was man

1620/21 aus der Stadtrechnung anlässlich einer Renovierung der Burg erfährt, genügt nicht, um sich eine deutliche Vorstellung von ihr zu machen: Sie wird gestrichen, eine Sonnenuhr angebracht, sie wird inwendig ausgemauert, etliche neue Läden werden angebracht und eine Buche wird zu „Stegestäpfeln“ verarbeitet. Ein Arbeiter bricht das Schloß an der Burg ab und schlägt ein neues an. Zwei Jahre später muß ein Schlosser ein doppeltes Schloß an Nellenburg anbringen. War die Burg damals noch bewohnt? kaum. Dienten die Schösser zur Sicherung des Hauses oder sollten sie gar böse Buben davon abhalten, Unfug zu treiben? 1695 mußte ein Schlosser ein „Glaich“, das ist ein Türband, an Nellenburg machen, dazu ein altes Schloß abbrechen und ein neues anbringen und „schließend machen“. 1728 wurde die Ringmauer neben Nellenburg frisch mit Ziegeln gedeckt.

Öfters wiederkehrende Ausdrücke wie „an Nellenburg“ oder „bei Nellenburg“, also ohne den Artikel, lassen vermuten, daß man den Bau im 17. Jahrhundert als altertümlich, fremdartig, als ein Überbleibsel aus fernen Tagen empfunden hat.

Es ist zu überlegen, ob die örtliche Lage über den Zweck der Ebinger Nellenburg etwas auszusagen vermag. Nach Osten fehlte ihr ein feindliches Gegenüber, ja auch ein Anschluß-



weg, wie noch der Katasterplan von 1839 zeigt. Für die vor-städtische Zeit wüßte man ihr daher keine sinnvolle Aufgabe zuzuweisen. Sie muß vielmehr mit dem Bau der Stadtmauer in Beziehung gebracht werden. Aber auch da scheint sie kaum einen Sinn zu erfüllen, wenn man den Ablauf der Mauer betrachtet, wie er sich aus dem Katasterplan ergibt. Anders sieht es aus, wenn man bedenkt, daß wahrscheinlich Hof und Spitalhof nicht zur ältesten Stadt gehörten, was ich vor ein paar Jahren wahrscheinlich gemacht habe (1). Dann endigt der süd-nördliche Verlauf der Stadtmauer bei der Nellenburg, sie biegt dort nach Westen etwa im Zug des Mühlbachs in Richtung Stadtmühle und weiter Richtung Kapellkirche (die um 1250 noch nicht bestand) ab. Die Nellenburg bildete dann die Nordostbastion der Stadt; sie markiert damit einen wichtigen Punkt der Stadtbefestigung. Zusammen mit der „Burg“ beim späteren Bürgerturm schützte sie die Ostflanke der jungen Stadt, jedoch ist anzunehmen, daß die „Burg“ schon aus vor-städtischer Zeit stammt, denn die Führung der Marktstraße und der Stadtmauer im Bereich der Burg lassen sich am besten damit erklären, daß die Burg älter war als die Stadt, während die Nellenburg erst im Zusammenhang mit dem Bau des Stadtberings entstanden ist.

An eine feindliche Rivalität zwischen den beiden Burgen ist nicht zu denken, beide Burgen blieben ja lange Zeit nebeneinander bestehen und behielten ihre Namen auch unter den Grafen von Hohenberg und Württemberg.

Der Name Nellenburg ist äußerst selten, erinnert jedoch den Landeskundigen an die einstige Burg über Stockach und an ihre Besitzer, die Grafen von Nellenburg, deren erste Linie einstens das Kloster Allerheiligen zu Schaffhausen gestiftet hatte. Seit 1226 saßen auf der Nellenburg (durch Erbe) die Grafen von Veringen; sie waren Herren eines kleinen Territoriums. Hatten sie denn Beziehungen zu Ebingen? Vordergründig müssen wir die Frage verneinen.

Aber seit der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts finden wir die niederadligen Herren von Ebingen als Dienstmannen der Grafen von Nellenburg in deren Einflußbereich: 1257 gaben Konrad von Ebingen, sein Sohn Albert und Heinrich von Ebingen ein Gut in Fridingen (a. Donau), Lehen Konrads von Wartenberg, an Kloster Salem (2). 1272 bezeugte u. a. Konrad von Ebingen in Stockach eine von Graf Mangold von Nellenburg für Kl. Wald ausgestellte Urkunde (3). 1278 war Herr H(einrich) von Ebingen Zeuge, als Graf Mangold von Nellenburg einen Verkauf des Heinrich von Wildenstein an Beuron bekundete (4). Derselbe Herr Heinrich von Ebingen war Zeuge, als 1288 Graf Mangold von Nellenburg eine Urkunde für Kloster Wald siegelte (5). Im Jahr 1291 verzichteten Ritter Rudolf von Reischach und Johannes von Weckenstein auf Ansprüche an Kloster Wald. Diesen Verzicht besiegelte Graf Mangold von Nellenburg, unter den Zeugen wird Herr Heinrich von Ebingen genannt (6). 1304 beurkundete Graf Eberhard von Nellenburg, daß Friedrich, Johannes und Burkard, seine Getreuen, Söhne des verstorbenen Ritters Heinrich von Ebingen, ihren Hof zu Buchheim an Kloster Salem übergeben haben (7). Im selben Jahr trat die Konverse Anna von Ebingen Besitz in Mahlsbüren (östlich von Stockach), Lehen des Grafen Eberhard von Nellenburg, mit Zustimmung des Grafen an das Kloster Salem ab (8). 1312 verkaufte Anshelm von Wildenstein an Kl. Beuron zwei Huben in Leibertingen, unter den Zeugen wird Burkard von Ebingen genannt (9). 1315 übergab Anshelm von Wildenstein dem Kloster Salem das Eigentum an dem von ihm zu Lehen gehenden Hof im Dorfe Buchheim, den Burkard von Ebingen auf dem Totenbett zu seinem Seelenheil dem Kloster überlassen hatte (10). 1317 verkaufte Friedrich von Ebingen dem Kloster Salem seinen Hof in Buchheim mit Zustimmung seines Herrn, des Grafen Eberhard von Nellenburg, dessen Ministeriale er war (11). Er versprach, zu diesem Vertrag die Zustimmung seiner Söhne Friedrich und Berthold beizubringen, wenn sie volljährig geworden und nach Hause zurückgekehrt seien.

Demgegenüber findet man Herren von Ebin-

gen im Umkreis der Grafen von Hohenberg erst in den Jahren 1295 und 1305 (12). Die Herren von Ebingen waren also in erster Linie Dienstmannen der Grafen von Nellenburg. **Das erlaubt nicht nur, sondern erzwingt den Schluß, daß die Grafen von Nellenburg die Ebinger Nellenburg erbaut und mit ihren Dienstmannen, den Herren von Ebingen besetzt haben, und daß sie und nicht erst die Grafen von Hohenberg Ebingens Ummauerung veranlaßt, mit anderen Worten, daß sie die Gründer der Stadt Ebingen sind.** Der Zeitpunkt der Stadterhebung rückt damit nahe an die Mitte des 13. Jahrhunderts, wahrscheinlich vor 1257, wie schon länger vermutet worden ist. Der Übergang Ebingens von den Grafen von Nellenburg an die von Hohenberg vollzog sich vermutlich um 1250 oder kurz danach, und zwar, wie schon gesagt wurde, auf friedlichem Weg, da Bau und Name der hiesigen Nellenburg erhalten blieben. Keine Anhaltspunkte sehe ich bisher für die Zeit, da die Nellenburger in den Besitz Ebingens kamen.

Im „Hof“ sieht man zumeist jenen Besitz, der im Jahr 793 dem Kloster St. Gallen geschenkt wurde. Stimmt das, so blieb der Hof im 13. Jahrhundert außerhalb des Mauerrings, vermutlich, weil er einem anderen Herrn als den Grafen von Nellenburg gehörte.

Hinweise auf Besitz oder Rechte der Grafen von Nellenburg-Veringen in der Umgebung Ebingens finden sich höchst spärlich: Hartmann von Meßstetten hatte ein Gut in Huseberch (abg. bei Binzwangen), das Graf Wolfrad der Jüngere 1252 dem Kloster Heiligkreuztal übergab (13). Ohne Zweifel derselbe Hartmann von Meßstetten, ferner Heinrich von Schalksburg (wohl der Schalksburg bei Straßberg) und andere waren 1262 Zeugen in Veringendorf, als Graf Wolfrad der Ältere von Veringen einen Verkauf von Besitzungen der Brüder Konrad, Eberhard und Berthold von Schiltau an Kloster Salem mit unterzeichnete (14). Magister Konrad von Tierberg war Zeuge, als 1257 Abt Berthold von St. Gallen in Konstanz einen Streit zwischen Kloster Salem und den Herren von Veringen entschied (15). Der Tierberger war vermutlich im Gefolge des Grafen von Veringen erschienen. Albert von Hartheim gehörte 1262 zu den Zeugen, als in Rottenmünster Konrad, Heinrich und Friedrich von Wildenstein Güter in Hausen (ob Rottweil) dem Kloster Salem übergaben. Diesen Vertrag besiegelte der vornehme Mann Egelolf von Wartenberg (16). 1264 übereigneten in Winterlingen Anselm der Ä. und Anselm der J. von Justingen dem Kloster Salem ein Gut in Rickebach. Dabei waren der vornehme Mann Berthold von Mühlhausen, Onkel des Grafen von Hohenberg (vermut-

lich als dessen Vertreter), und neben anderen Adligen Wernher von Hohenstetten (wohl = Heinstetten) sowie Heinrich, Sohn des Herrn Burkard von Tierberg, und Konrad, Sohn des Herrn Heinrich von Tierberg (17). Diese Urkunde deutet vielleicht an, daß 1264 Winterlingen und möglicherweise auch Ebingen schon im Besitz des Grafen von Hohenberg war und die Herren von Tierberg in hohenbergischen Diensten standen.

Man sieht, die Zeugnisse für die Herrschaft der Grafen von Veringen-Nellenburg über die Umgebung von Ebingen sind – mindestens bisher – äußerst dürftig. Dagegen hat der verstorbene Hans Jänichen darauf hingewiesen, daß nach einem Lehenbrief von 1483 österreichische Lehen in Balingen von der Landgrafschaft Nellenburg herrührten und daß diese Güter auch im nellenburgschen Lehenbuch von 1438 erwähnt werden (18). Aber während der Balingener Besitz lange Jahre in der Hand der Nellenburger blieb, ist der Ebinger Besitz den Nellenburgern offenbar schon wenige Jahre nach der Gründung der Stadt Ebingen verloren gegangen.

Die Burg auf dem „Heringstein“, dem späteren Schloßfels (19), der ohne Zweifel den Herren von Heringstein als Sitz diente, hatte keinen sichtbaren Einfluß auf die räumliche Gestaltung der Stadt Ebingen.

In den Stadtplan von 1839 habe ich die ungefähre Lage der Nellenburg eingetragen. Kritische Äußerungen zu diesem Thema könnten die Erforschung der so dunklen Frühgeschichte Ebingens voranbringen.

#### Quellennachweise

- 1) Stettner. Vom Landgraben, vom Hof und von der Entwicklung der Stadt Ebingen: Hkd. Bl. 30. 11. 1984
- 2) ZGO II, 1851, S. 81 = FDA 1877 II S. 159
- 3) FASig Kl. Wald U 61
- 4) WUB 8 S. 102
- 5) FASig Kl. Wald U 122
- 6) FASig Kl. Wald U 24
- 7) CDS (=Codex Diplomaticus Salemitanus, hg. Friedrich v. Weech) 3, S. 87
- 8) CDS 3, S. 98
- 9) FASig Kl. Beuron U 249
- 10) CDS 3, S. 89 f.
- 11) CDS 3, S. 90
- 12) HStAst B 494/95 Repert. S. 473 und 329
- 13) WUB 4, S. 282
- 14) CDS I S. 403 f.
- 15) CDS I S. 367
- 16) CDS I S. 408
- 17) CDS I S. 438
- 18) H. Jänichen. Hkd. Bl. 1963 S. 440
- 19) Stettner. Heringstein: Hkd. Bl. 29. 2. 1980

## Historische Glocken im Zollernalbkreis

von Eugen Gröner (1. Fortsetzung)

### Glocken von Hainrich dem Glogner und seinen Nachfolgern

Erstaunlich groß ist die Zahl der Glocken dieser ältesten Gießhütte unserer Gegend, die sich nahezu sieben Jahrhunderte bis in unsere Zeit erhalten haben. Der um 1300 entstandenen kleinsten Glocke des stattlichen Leidringer Kirchturms verdanken wir den Namen des Gründers dieser Gießhütte. Seine Majuskelschrift formte er noch von Hand. Um den oberen Rand dieser Glocke steht: + SANCTVS.LVCAS.MARCVS.MATHEVS.IOHANNES.OREX.GLORIE.CRISTE.VE. Um den unteren Glockenrand steht: + LIS.MICH.LOB.MICH.HAINRICH.DER.GLOGNER.DER.MACHAT.MICH.MINNE.GOT.VOR.ALLEN.DINGEN.SO.KAN.DIR.NIMER.MISSE.LINGEN.

Die Aufzählung der Evangelistennamen, vereint mit dem alten Glockenspruch „O rex glorie“ usw. oder Teilen davon zeigen die ebenfalls aus dieser Hütte stammenden Glocken in Binsdorf, Isingen, Nusplingen, Bietenhausen und Hart, während Glocken in Kaiseringen und Ratshausen sich mit den Evangelistennamen begnügen. Die Glocke in Laufen mit der Inschrift + CIRILLVS.EPS.IN.ALEXANDRIA.POSITVS.FVGAT.TONITRVA. (Bitte um Ver-

treibung von Gewittern) läßt vermuten, daß diese Glocke einst als Wetterglocke geläutet wurde.

### Minuskel-Glocken (um 1400 bis 1530)

Um 1400 war die Zeit der „Majuskel“-Glocken zu Ende. Für mehr als ein Jahrhundert werden die Glockeninschriften in sog. „Minuskeln“ ausgeführt, kleinen Fraktur-Buchstaben, die nicht immer leicht zu entziffern sind. Es war die Zeit, die in der allgemeinen Kunstgeschichte als Spätgotik bezeichnet wird. Immer häufiger ist auf diesen Glocken das Gußjahr, oft auch der Name des Gießers angegeben. Die auch auf andern Gebieten zu beobachtende Tendenz, den Menschen als gestaltendes Individuum wichtig zu nehmen, zeigt sich auch bei der Kunst des Glockengießens.

Die älteste dieser Minuskel-Glocken im heutigen Zollernalbkreis hängt auf dem Turm der Pfarrkirche in Weilen unter den Rinnen. Sie trägt die Inschrift „+ lvcas-marcvs.mathevs-s.iohannes.o.rex.glorie.xpe.veni.cum.pace+hans.klain.un.oswalt+anno m.cccc.xv+“ (neben den Apostelnamen-O König der Ehren, Christe, komm mit Frieden, Hans Klain und Oswalt im Jahre des Herrn 1415). Die beiden Gießer waren Glieder der Gießfamilie Klain



Einen Ehrenplatz im Balingen Heimatmuseum hat dieses Glöcklein, das in der Mitte des 15. Jahrhunderts in der Rottweiler Gießhütte Klain gegossen wurde. Statt einer Krone hat es nur einen dreiteiligen Bügel. Ob es vielleicht vor der Reformation im Innern der Balingen Stadtkirche als Meßglöcklein diente und später auf das Rathaus umgehängt wurde, wo es bis 1945 als Uhrschlagglocke benützt wurde?



Nur noch wenige Kirchtürme gibt es in deutschen Ländern, deren Geläute ausschließlich aus mittelalterlichen Glocken besteht. Dazu gehört der Turm der Martinskirche Isingen mit seinen drei Glocken aus dem 14. und 15. Jahrhundert. Die kleinste von ihnen entstand 1448 in der Rottweiler Gießhütte Klain. Ihre Inschrift „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen“ in hebräischer und lateinischer Sprache ist als Glockenspruch sehr selten zu finden.

in Rottweil, die durch mehrere Generationen bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts bestand. Mehrere Glocken aus dieser Gießhütte tragen die gleiche Inschrift, aber ohne Gießernamen, so in Gruol (1429), auf dem „Römerturm“ in Haigerloch (1430), in Weildorf (1433), Leidringen (1440), zwei Glocken in Schömberg (eine ohne Jahreszahl, eine 1459), zwei Glocken in Roßwangen, die die Jahreszahl 1482 und 1483 in arabischen Ziffern tragen.

Eine weitere Gruppe der Rottweiler Klain-Glocken trägt als Inschrift in lateinischer Sprache den sog. „Englischen Gruß“ (Gruß des Engels an Maria) „ave.maria.gracia.plena.dominus.tecum.benedicta.tua.in.mulieribus.et.benedictus.fructus.te.“ oder auch (je nach Größe der Glocke) nur Teile davon. Dazu gehören Glocken in Gruol (Pfarrkirche 1465), Kreuzkapelle (1488), Rosenfeld (1475), Beuren (ohne Jahreszahl), sowie ein Glöcklein, das bis zum Ende des zweiten Weltkriegs auf dem Balingen Rathaus als Uhrschlagglocke diente und heute im Heimatmuseum aufbewahrt wird. Rückläufig zu lesen ist der „Englische Gruß“ auf einer Glocke in Rangendingen (1461), man schrieb solchen Inschriften eine dämonenbeschwörende Wirkung zu.

In einigen Glockeninschriften hat die Gießhütte ihre Gepflogenheit durchbrochen, so bei

der Glocke von 1475 in Frommern, die nur die vier Evangelisten aufzählt, bei zwei Glocken in Isingen von 1448 und 1451, beide mit der selten vorkommenden Inschrift: „heli.heli.lemma.sabathoni.devs.mevs.devs.mevs.ut.quit.delereqisti me +“ (Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen in hebräischer und lateinischer Sprache). + s.lvcas.s.marcv.s.matevs.s.iohanas.die.bechiedent.win.vnd.karn.s.michkellin.bit.virs.mcccclxxxviii (S. Lucas, S. Markus, S. Matthäus, S. Johannes, die behüten Wein und Korn. S. Michael bitt für uns 1489) steht auf der Glocke in Tieringen, obwohl es dort sicher auch im Mittelalter keine Weinberge gegeben hat. Welche Kraft man vor 500 Jahren einer Glocke zutraute, geht aus der Inschrift der Glocke in Zillhausen hervor: + maria.gotes.celle.hab.in.hvot.was.ich.iber.schelle + anno.domine.1478.

(Fortsetzung folgt)

## Landschaft und Pflanzenleben der Balingen Berge

von Fritz Scheerer (Schluß)

Unter allen ist der Mauerpfeffer einer der größten Lebenskünstler und zeigt uns die Anpassungskraft so deutlich wie wenig andere Pflanzen. Darum wollen wir ihm einmal unsere Aufmerksamkeit schenken:

1. Problem: Wie kommt die Pflanze zu dem sonderbaren Namen?

a) Standort: Felsen und Felsspalten, also ein Bewohner trockenen Bodens.

b) Schutz gegen Tierfraß: Blättchen schmecken beißend.

2. Problem: Warum kann er die Trockenheit so gut ertragen?

a) Die Saftfülle der Blätter: Wir zerdrücken Blätter und finden, daß sie eine beträchtliche Menge Wasser enthalten: Blätter = Wasserspeicher: Unter dem Mikroskop Außenseite Zellen mit Blattgrün, innen Zellen als Wasserspeichergewebe (Warum nicht umgekehrt?). Ein abgebrochener Stengel hält sich wochenlang, daneben ein Springkraut: welkt nach kurzer Zeit. Die aufgespeicherte Flüssigkeit besteht als Schleim, der das Wasser lange Zeit festhält

b) Form der Blätter: klein, „Würstchen“. Oberflächenverringerung. Diese Blätter verdunsten wenig Wasser, weil die Oberfläche klein ist.

c) Stellung der Blätter: dachziegelartig übereinander. Der Mauerpfeffer bildet dichte Rasen, die das Bodenwasser nicht schnell verdunsten lassen.

d) Anatomische Schutzmittel: derbe Wachsschicht, wenig Spaltöffnungen, diese in Grübchen und so gegen Luftzug geschützt.

Dies sei nur ein kurz skizziertes Beispiel. Eine ganze Reihe von Pflanzen sucht sich auf ähnliche Arten zu schützen. Wenig und kleine Blätter haben Steinmispel, Felsenbirne, Felsenlauch, Kreuzblume, Wolfsmilch, Labkraut und Nelken, andere suchen die Fläche durch Teilung der Blätter und verkleinern (Gamander, Küchenschelle) oder haben mehr dickliche Blätter (Kugelblume, Bergpfennigkraut, Nelken).

Sehr häufig trifft man auch Formen, die die Verdunstung durch die Stellung der Blätter herabzumindern suchen. Niemals werden sie flach ausgebreitet wie im Wald, vielmehr stehen sie aufrecht, daß die Spitze gegen den Zenit schaut (Felsenlauch, Wundklee, Nelken, Gräser, Weißwurz, Bergpfennigkraut) oder die Kante der Langseite dem Licht zugedreht ist (Laserkraut, Schwalbenwurz). Ein ausgemachter Trockenbewohner ist das Sonnenröschen, das, je nachdem das Licht einfällt, Bewegungen macht, sich mit der Stammachse auf den Boden wirft, hier seine Blätter mehr und mehr nach unten biegt (Rollblatt).

Auch Thymian, Berggamander und Labkraut vermögen ihre Blätter zusammenzurollen, während die Gräser, die auf den dürrsten Felsen noch fortkommen, sich nach oben biegen. Das Blaugras faltet sich um die Mittelrippe (Faltblatt) und fällt dadurch bei Sonnenschein

kaum auf; die Schmetterlingsblütler mit ihren gefiederten Blättern führen ebenfalls Bewegungen aus.

Weitere Schutzrichtungen bestehen in dichter Behaarung, die die Sonnenstrahlen von der Oberhaut des Blattes fernhält (Lichtschirm). Eine ganze Menge Pflanzen (Lippenblütler, Mehlbeerbaum, Königskerze, Rindsaug, Aster) sind mit Haaren überdeckt. Ähnlichen Schutz gewähren die bläulich bereiften Blätter, deren Blaufärbung von einer Wachsschicht herrührt (Hufeisenklee, Kornwicke, Blaugras, Felsennelke, Bergpfennigkraut), oder die ledrigen Blätter (Steinröschen, Felsenhungerblümchen, Gamander usw.). Bei fast allen liegen die Spaltöffnungen geschützt und sind in geringer Zahl vorhanden. Beim Mauerpfeffer kommen auf 1 mm<sup>2</sup> nur 10-16, während eine Sumpfpflanze auf dem selben Raum bis zu 700 besitzen kann. Ein Heidestrauch verwelkt wochenlang nicht. Zu einem großen Teil sind diese Schutzmittel gegen starke Verdunstung gleichzeitig auch Schutzmaßnahmen gegen das Zerreißen und Zerfetzen durch starke Regen oder heftige Stürme.

Auch die Bestäubungs- und Fortpflanzungsrichtungen sind dem Standort angepaßt. An den sonnigen, heißen Abhängen kann das Licht ungehindert niederfluten. Überall verbreiten die Blumen köstlichen Duft und laden mit ihren weithin leuchtenden Farben Insekten, deren Lebenselement Licht ist, zum Besuch ein. Darum herrschen hier die Insektenblütler vor. Nur wenige werden vom Wind bestäubt (Wacholder), da an der Felsenwand zu viel Blütenstaub verloren ginge. Die Vorbedingungen einer regelmäßigen Befruchtung sind damit geschaffen, und darum vermehren sich auf der Steppenheide die meisten Pflanzen durch Samen. Der trockene, feste Boden würde einer vegetativen Vermehrung zu großen Widerstand entgegensetzen. Sind die Samen reif, so werden sie auf der Steppenheide, wo der Wind ungehinderten Zutritt hat (Wald!), größtenteils vom Wind verbreitet. Für den Windtransport zeigen sich zahlreiche Einrichtungen: Schirmflieger: Kornblütler, Schwalbenwurz; Staubflieger: Orchideen, Sommerwurzarten; Blasenflieger: Schirmblütler, Kleearten, Enzian, Perlgras. Ballistische Einrichtungen; Akelei, Lippenblütler. Fleischfrüchte zur Anlockung der Vögel besitzen die Sträucher, die Weißwurz und die Maiblume; aber Haftvorrichtungen wie im Wald finden wir hier bei keiner einzigen Art, obwohl auf der Heide ziemlich Tiere verkehren. Durch die Tiere kann der Blumenreichtum unserer Berge nicht ausgerottet werden, weil sie genug Schutzmittel gegen Tierfraß haben (Dornen, Stacheln, Gifte).

### 3. Der Sumpf

Damit die Gegensätze wirken noch kurz der Pflanzenverein der **Quellhorizonte**, wie man sie häufig auf der Grenze Opalinuston und Wasserfallschichten findet. Überall sprudelt

das Wasser in Hülle und Fülle. Wenn auch der Raum klein ist, umso mehr Pflanzen und zwar zu einem großen Teil hohe Stauden mit saftigen Blättern. Ein untrüglicher Wasserverkürnder ist immer einer unserer größten Schachtelhalme; dazu kommen Zottiges Weidenröschen, Engelwurz, Mädesüß, echter Baldrian, rote Lichtnelke, Bachnelkenwurz, Kohldiestel, wilde Karde, Binsen, Wollgras, geflecktes Knabenkraut, Zweiblatt, Trollblume, Vergißmeinnicht, Sumpfdotterblume usw. Bei allen finden wir kraftstrotzende Blätter, da sie nicht unter Wassermangel zu leiden haben. Auch sie zeigen Anpassungen an den Standort.

#### 4. Die Mäder

Die einmähigen, nur einmal im Jahr gemähten Bergwiesen, die Mäder, sind die Lieblinge aller Blumenfreunde, da sie in ihrer Fülle blühender, zum Teil seltener Gewächse unsere Bewunderung verdienen. Schon im März entzückt die Farbenglut des Flühlingsenzian an vielen Stellen des Lochenhörnle. Das Entzücken jedes Beschauers sind die großen, aufrechten, violetten Glocken der „Hairaschlaufa“, der Küchenschelle. Große Flächen bedecken die niedlichen „Kohlraisse“, der Muskathyzinthe. Ende Mai beginnen Ragwurzarten („Mücken- und Totenköpfe“) und Knabenkrautgewächse wie *Orbis globosa*, *ustulatus*, *Gymnadenien*, *Platantheren* zu erblühen. Dann schmücken blaue Kugelblumen den Rasen. Am Rande vom nahen Gebüsch treten der stattliche Gelbe Enzian, *Graslilie*, *Gamander* usw. auf. Im Hochsommer ist fast völlig beherrschend die gelbe Farbe der Schmetterlingsblütler *Wundklee*, *Hornklee*, *Hufeisenklee*. Fast nie fehlt der steifstenglige *Bergklee*, das *Leinblatt*, der *Esper*, das *Echte Labkraut*, das *Zittergras*. Ein bezauberndes Bild der Formen und Farben!

Durch Mähen einmal im Jahr werden die Holzgewächse ferngehalten und zwar erst Ende Juli um *Jakobi* (25. Juli). Einer früheren Heuernte würden die Frühjahrsblüher zum Opfer fallen. Erst jetzt haben sie ihren oberirdischen Jahreslauf abgeschlossen. Wichtig ist vor allem, daß sie nicht wie die zweimähigen *Öhmdwiesen* gedüngt werden (kein Kunstdünger!). Die Leitpflanzen auf den Magerwiesen vertragen keinen zweimaligen Schnitt (*Enziane*, *Orchideen*). Eine nach der andern würde aussterben. Die Wiese würde sich „weiß färben“. *Kalkropf* und *Bärenklau* würden überhand nehmen. Nach ein paar Jahren ist dann aus der edlen „*Bergwiese*“ eine ganz gewöhnliche *Öhmdwiese* geworden. Es war daher dringend notwendig, wenigstens auf dem Hörnle ein Stück als Naturdenkmal, oder richtiger als ein Auge und Herz erfreuendes Denkmal eines abgeklungenen Kulturzustandes zu erhalten. Dies sei den Tieringer „*Kohlraisse*“ gedankt.

#### 5. Die Schafweiden

Zu unserer Alblandschaft gehören die hochgelegenen, freien „*Heiden*“ (Weiden), von denen *Eduard Paulus* sagt: „Am stimmungsvollsten sind im Herbst, wenn aus den kurzen sonnenverbrannten Rasen noch blaue Glocken und *Gentianen* und rote *Skabiosen* blühen, die weit offenen, großen weißstrahlenden Blumenkronen der stengellosen *Silberdistel* wie lauter Sonnen auf der Heide liegen. Über den Steinbrocken stehen hohe Büsche von *Schlehdorn*, *Weißdorn* und wilde *Rosen*, voll von kleinen, tieffarbigen, den Winter überdauernden Fruch-



Schafweide am Allenberg bei Onstmettingen

ten. Und hoch im Abendhimmel reglos in der unsäglichen Stille goldglänzend ein *Weih*“.

Alle diese kurzrasigen „*Heiden*“ sind *Schafweiden*. Ohne den Schäfer kann man sich die Alb nicht vorstellen, durch dessen Weidetiere eine gewisse Auslese bewirkt wird und nicht das Gestrüpp die Oberhand gewinnt. Durch den Biß der Tiere werden die Holzgewächse ferngehalten. Doch die *Dornsträucher*, die *Schlehen*, *Weißdorn*, *Heckenrosen*, *Wacholder* mit seinen scharfspitzigen Nadeln werden von den Schafen gemieden. Sie würden überhand nehmen, wenn nicht der Schäfer mit seiner Schippe oder mit *Beil* und *Haue* nachhelfen würde. Oft entsteht hier durch die eingestreuten *Gebüsch- und Baumgruppen* eine schöne *Parklandschaft* (s. Bild).

Das mittlere Stockwerk bilden *Distelgewächse*, *Giftpflanzen* und solche, die wegen ihres scharfen Geruchs oder bitteren Geschmacks größtenteils von den Tieren gemieden wie *Wolldistel*, *Enzian*, *Schwalbenwurz*, *Dosten*, *Wermut*, *Schafgarbe*.

Das unterste Stockwerk, die *Bodenschicht*, besteht aus *kurzhalmigen*, *niederwüchsigen* Pflanzen. Das Wahrzeichen der Alb, die *stachelige Silberdistel* und die *Zwerghdistel*, dann die giftige *Zypressen-Wolfsmilch* werden gemieden. Der *würzige Quendel* überzieht die häufigen *Ameisenhaufen*. *Brunellen*, *Labkräuter*, *Bibernell*, *Kleiner Wiesenknopf* erheben sich wenig über den Boden. Daneben besteht die Weide aus den dürrtügsten *Gräsern*. Im allgemeinen haben die *Schafweiden* in den letzten Jahrzehnten abgenommen.

Überblicken wir nochmals die räumliche Verbreitung der Pflanzenvereine, so können wir mehrere senkrecht übereinander angeordnete *Vegetationsgürtel* unterscheiden: Die *Wiesen* und *Äcker* im Tal mit darauf zerstreuten *freundlichen Dörfern* und *Städten*, darüber der *dunkle Tannenwald*, aus dem oben die *nackten Felsköpfe* mit den ältesten *Siedlungsresten* auftauchen. Dieser Wechsel folgt fast ausschließlich dem Wechsel des *Gesteins*, während die *Steppenheide* mit ihrer schwierigsten *Lebenslage* noch sehr stark von *klimatischen Verhältnissen* beeinflusst wird. Auf dem *Scheitel* und auf den *Flanken* der *Felsen* können wir die *Wechselwirkung* zwischen *Landschaft* im engeren Sinn und der *Pflanzendecke* in hohem Maße beobachten. Hier wollen wir aber nicht erfolgreiche *Sammler* sein, sondern *Naturfreunde*, die mit *seltene Florenkindern* *Erbarmen* haben und denen die *Wörtlein* *Heimatkunde*, *Heimatliebe* und *Heimatschutz* *Leitstern* sind.

## Die abgegangene ehemalige Ratshäuser Sägmühle

von Gerold Riede

Laut *Lehensbrief* vom 28. 7. 1565 erhielt der „ehrbare *Georg Riede Müller* und *Segger* zu *Hausen im Dhan* gewest“ vom *Vogt* und *ganzer Gemeinde Rolzhausen* die *Säge* in ihrer ersten *Erbauung* verliehen, und zwar dergestalt, daß er, *Jerg Riede*, solche *Seegmühle* erbauen und machen solle, nämlich das *Wasserwuh* und *Säge* nach *aller Notturft*. Der *Platz* war an der „*Hohlgasse* der heutigen *Willwies*“ (*Vorstadt*), jetzt *Haus Paul Dannecker*. Das erklärt auch den heute noch gebräuchlichen *Flurnamen* „*Unterwasser*“ unterhalb der *Sägmühle*. Diese *Sägmühle* sollte *Georg Riede* als *Erblehen* für sich und seinen *Nachkommen* zugestanden werden.

Da etwa zur selben Zeit *Hans Riede* mit *Katharina Sauter*, als *Sägmüller* auf der unteren *Säge* zu *Hausen a. T.* saß, und sich früher die *Berufe* als *familiärentypisch* in der eigenen *Familie* weitervererbten, kann gefolgert werden, daß *Georg Riede* einer *alten Müller- und Sägertradition* entstammte und *Hans* in *Hausen* ein *Bruder* oder *Sohn* von ihm war.

In dem *Vertrag* vom 28. 7. 1565 verpflichtete sich die *Gemeinde Rolzhausen* das benötigte *Bauholz* zur *Errichtung* einer *Säge* und des dazugehörigen *Häuschen*, sowie zu einem *Wohnhaus* kostenlos zu liefern und auf den *Bauplatz* zu fahren. Die *Erledigung* des *Baues* oblag *Georg Riede* selbst. Seine *Wertschätzung* mag

daraus ersichtlich werden, daß die *Gemeinde* ihn sofort den *Einheimischen* gleichstellen wollte, d. h. das *Bürgerrecht* verlieh, sofern er in den „*Flecken*“ baute. Aus späteren *Steuerurkunden* geht jedoch hervor, daß er sein *Wohnhaus* außerhalb des *Fleckens* gleich oberhalb der *Säge* an der *Hohlgasse* erstellte. Dieser *Georg Riede* darf somit als *Gründer* der sogenannten „*Vorstadt*“ angesehen werden.

Im *Vertragstext* wurde z. B. auch festgehalten, daß *Riede* den *Bau* forcieren und bis *St. Johannes des Täufers Tag* (24. Juni) rüsten und *bauen* sollte (wegen des niederen *Wasserstandes*), damit sie bis *St. Johann d. Wintertags* (27. Dez.) fertig und *gängig* sei, um die spätherbstliche *Wasserführung* der *Schlichem* noch zu nutzen. Genauso wurde der *Sägerlohn* für die einzelnen *Hölzer- und Säglötze* festgelegt. Z. B. der *Schnitt* für einen *22 Schuh* langen *Baum* 3 *Pfennig*, doch „*Flekhling*“ und „*Stuben-Dylen*“ der *Schnitt* um 5 *Pfennig*, u. s. w., andere Sachen „wie von *altersher* bräuchig“. Bei einem eventuellen *Verkauf* der *Säge* sollte die *Gemeinde* das *Vorkaufsrecht* besitzen! Für den *Bauplatz* mußte an die *Herrschaft Hohenberg* 1 *Pfund Haller* (*Münzen Haller Prägung*) als *Bodenziß* gereicht werden. *Vogt* und *Richter* (*Gemeinderat*) der *Gemeinde Rolzhausen* baten den *Obervogt Tattaus Yfflinger* von *Granegg*, diese *Urkunde* mit einem *Siegel* zu bestätigen.

Bei der *Erneuerung* zu *Rolzhausen* im Jahre 1583 (*Neuaufnahme* aller zu *versteuernder Grundstücke* und *Festlegung* der *Steuerhöhe*) hatte „*Georg Riedi*ß der *Seegmüller*“ für seine *Sägmühle* und einem *Krautgärtlein* beim *Haus* oberhalb der *Sägmühle* 1 *Pfund* 3 *Schilling* und 8 *Heller* zu bezahlen, hingegen die übrigen *Steuerschuldner* der *Gemeinde* im *Durchschnitt* nur 4 *Heller*, was den *Schluß* zuläßt, daß *Georg Riede* schon etwas *vermögend* war.

(Fortsetzung folgt)

## Liebstockel

(*Levisticum officinalis*)



Das *Liebstockel* kommt in *freier Natur* nur noch in *Südfrankreich* vor, um so mehr findet man es bei uns in *Hausgärten* als *Gewürzpflanze*. Es ist ein *angenehmes, aromatisches* *Küchenkraut*, das auch zu *Gewürzextrakten* verwendet wird. Auch zu *Tee* bei *Husten*, *Rheumatismus* und *Blasenleiden* wird es benutzt. Die *Stau*de kann bis zu 2 m hoch werden. Der *Wurzelstock* ist *kräftig* und *wenig verzweigt*. Auch er findet in der *Heilkunde* *Verwendung*. Die *Stengel* sind *hohl*, die *Blätter* *dreifach* *fiedrig* *geschnitten*. Sie werden nach oben immer *kleiner*. Die *unscheinbaren* *blaßgelben* *Blüten* sitzen als *zusammengesetzte Dolde* oben am *Ende* der *Stengel*.

Kurt Wedler

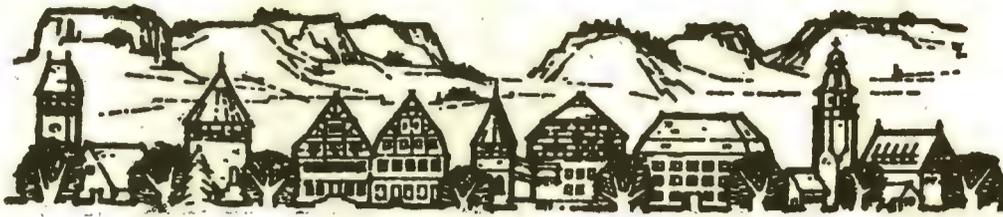
Herausgegeben von der *Heimatkundlichen Vereinigung Balingen*.

**Vorsitzender:** Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

**Redaktion:** Robert Kohler, Balingen, Königsberger Straße 89, Telefon 63 36.

Die *Heimatkundlichen Blätter* erscheinen jeweils am *Monatsende* als *ständige Beilage* des „*Zollern-Alb-Kuriers*“.

# Heimatkundliche Blätter



# Balingen

Jahrgang 33

31. Mai 1986

Nr. 5

## Hochrhein und Hotzenwald

Zur Studienfahrt der Heimatkundlichen Vereinigung

Ein gerundetes Dreieck bildet die Altstadt von Schaffhausen, deren südliche Seite sich dem strömenden Rhein anlehnt. Zwei Stadttore, ein Turm, Reste der Stadtmauer, Erkerhäuser, der nach Dürers Festungslehre von 1527 erbaute Munot (Uno) und vor allem das um 1050 von dem Grafen Eberhard III. von Nellenburg gegründete Kloster Allerheiligen bieten dem Besucher erfreuliche und eindrucksvolle Bilder. Der Nellenburger soll auch die Siedlung gegründet haben, deren Geschichte allerdings bis in die Steinzeit zurück zu verfolgen ist.

Münzrecht, Marktrecht, Stadtgründung, Reichsunmittelbarkeit (durch Friedrich II.) folgen bis ins 13. Jahrhundert, und 1454 schließt sich Schaffhausen als 12. Glied den Eidgenossen an, weil es angeblich keinen Rückhalt bei den süddeutschen Städten fand. Die formelle Lösung aus dem Reichsverband erfolgte aber erst 1648 im Westfälischen Frieden. Am 1. April 1944 erfolgte irrtümlicherweise eine Bombardierung der Stadt durch amerikanische Flieger, bei der 40 Menschen umkamen und ein Schaden von 40 Millionen Sfr. entstand. Wer Schaffhausen besucht, darf den **Rheinfall** nicht vergessen, der zu allen Jahreszeiten ein grandioses Schauspiel bietet. Interessant ist dabei, daß der Rhein mit seinen 100 bis 600 cbm Wasser in

der Sekunde hier nicht etwa den Jura durchbricht, wie öfter dargestellt, sondern über den Rand seines alten Bettes in dieses zwischen den Felsen hinunterstürzt.

Das ehemalige Benediktinerkloster **Rheinau** ist ein künstlerisches und auch landschaftliches Kleinod. Die sogenannte Schwabeninsel mit dem Kloster blieb dem Herzogtum Schwaben unterstellt, als das Gebiet ringsum den Grafen von Habsburg-Laufenburg und später den Grafen von Sulz gehörte. – Fresken, Stuck und Hochaltar sind von bester Qualität aus den Anfängen des 18. Jahrhunderts.

Das kleinste Städtchen der Schweiz ist **Kaiserstuhl**, das seinen Namen vielleicht von den Herzögen von Zähringen erhielt in Anglei-

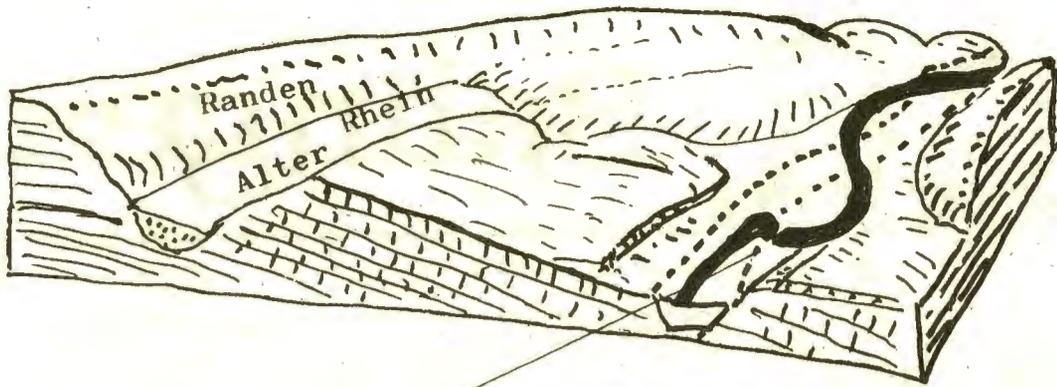
chung an den Freiburger Kaiserstuhl. Die Zähringer besaßen die Burg Röteln am rechtsrheinischen Brückenkopf, der die Rheinbrücke an der Straße Freiburg – Zürich sicherte. Das Städtchen ist leider noch nicht so instandgesetzt, wie man es erwarten könnte.

**Zurzach**, heute berühmt durch seine Thermalquellen, war schon im Mittelalter bekannt als Messestadt, auch bis nach Polen und Rußland hinein. Es füllte eine Lücke aus zwischen Brügge, Leipzig, Lyon und Genf. Ursprünglich war bis 1408 die Messe nur einen Tag am Verrenatag, dem 1. September. Sie wurde dann bis zum 18. Jahrhundert auf 14 Tage ausgedehnt. Gehandelt wurde alles Erdenkliche, vor allem auch Pferde.

Zurzach ist aber auch Zentralpunkt der Verrenaverehrung, denn dort ruhen in der Krypta der Verrenkirche die Gebeine der hl. Verena. Die Ägypterin, die mit der Thebaischen Legion der Römer um 300 als „Gesippin“ des hl. Mauritius bis nach Mailand kam, hat dort gefangene Mitchristen ernährt und bestattet. Die Legion, die eigentlich die Aufgabe hatte, Christen zu verfolgen und gefangenzunehmen, trat geschlossen zum Christentum über und wurde von einer andern Legion bei St. Maurice an der



Rheinfall bei Schaffhausen



Rheinfall

— jetziger Rhein  
- - - Rhein vor den Eiszeiten



Säckingen

oberen Rhône niedergemacht und ihre Anführer Mauritius, Candidus u. a. enthauptet. Verena zog auch dorthin und bestattete ihre Mitchristen und begab sich darauf in die Schlucht bei Solothurn, wo sie als Einsiedlerin lebte. Die Schlucht heißt seither Verenaschlucht. Von



Verenaschlucht bei Solothurn

dort soll sie in einem Zuber die Aare hinuntergefahren und bei Zurzach gelandet sein. Ein Priester nahm sie als Schaffnerin auf, und dort starb sie auch im Jahr 344. - Verenakirchen gibt es bei uns in Dautmergen und Straßberg, und eine Kapelle gab es, nach der Hausen ob Verena benannt ist.

Die **Küssaburg**, auf einem gegen das Rheintal vorgeschobenen steilen Bergkegel, war schon in vorgeschichtlicher Zeit wahrscheinlich eine Ringwallanlage. Mitte des 12. Jahrhunderts werden Herren von Küssaburg genannt, die 1244 ausstarben. Durch Kauf kam die Burg an das Hochstift Konstanz, 1497 an die Grafen von Sulz und 1687 durch Erbschaft an die Fürsten von Schwarzenberg. Die Küssaburg ist ein gewaltiges Bollwerk in der Landschaft gewesen, das dann 1634 geplündert und vernichtet wurde. - Die Aussicht von diesem Bergkegel in den Hotzenwald, den Schwarzwald, den Schweizer Jura und in die Alpen ist einmalig schön.

Zähringer und Habsburger haben die wichtigste der vier Waldstädte, **Waldshut**, geprägt (Rheinfeldern, Säckingen, Laufenburg) und ihr Gesicht und Privilegien gegeben. 1108 und 1125 wird das „Oppidum Walzhuet“ erstmals genannt, zunächst als Königspfalz, dann als Marktstadt der Freibauern vom Wald (Hotzenwald). Die breite Kaiserstraße mit den beiden Toren und den respektablen Häusern, einige mit der sog. „Hotze“ (Dachhaube wie im Hotzenwald) unterstreicht die Bedeutung dieser Stadt. Fehden und Kriege (Armagnaken, Schweizerkriege, Bauernkrieg, 30jähriger Krieg), Pest, Brände, die Wiedertäufer und Salpeterer ließen die Bürger nicht zur Ruhe kommen. Das fleißige Volk hat sich aber immer wieder durchgesetzt.

Die kleinste deutsche Stadt ist **Hauenstein** mit seinen 190 Einwohnern. Es liegt zwischen Rhein und Steilufer, und darüber stand einst die Habsburgische Burg, der Sitz der Waldvögte und schließlich der Sitz der Grafschaft Hauenstein, die von Bernau und St. Blasien bis an

den Rhein reichte. In österreichischer Zeit: „Kaiserlich, königliche Kameralherrschaft der Grafschaft Hauenstein waldvogteiämtlichen Bezirks“. (1408-1806).

Seit den Bauernkriegen gab es im **Hotzenwald** immer wieder Aufstände der Wäldler gegen die Leibeigenschaft, die vor allem vom Kloster St. Blasien, dann auch von den Habsburgern sehr belastend ausgeübt wurde. In den hauensteinischen Dörfern taten sich die Salpeterer zusammen und führten richtige Kleinkriege gegen die „Herrschaft“ in den Jahren 1728-32 und 1738-55. Die Salpeterer haben in den Viehställen den Salpeter von den Wänden abgekratzt und ihn nach einem Siedeverfahren zur Pulverherstellung verkauft. Von diesem Nebenverdienst sollten sie auch noch Abgaben bezahlen. Viele dieser Armen, die ursprünglich freie Bauern waren, wanderten aus nach Siebenbürgen, sind ins Banat verschickt worden, wurden gefangengesetzt und starben teilweise in österreichischen Kerkern (z. B. Johann Albiez aus Buch im Gefängnis in Freiburg).

Die Hotzenwälder wollen nicht Schwarzwälder sein, sie legen auch heute noch Wert darauf, in einer eigenen Landschaft zu wohnen, die etwa das Gebiet zwischen Todtmoos und St. Blasien im Norden und dem Rhein zwischen Tieningen und Säckingen umfaßt.

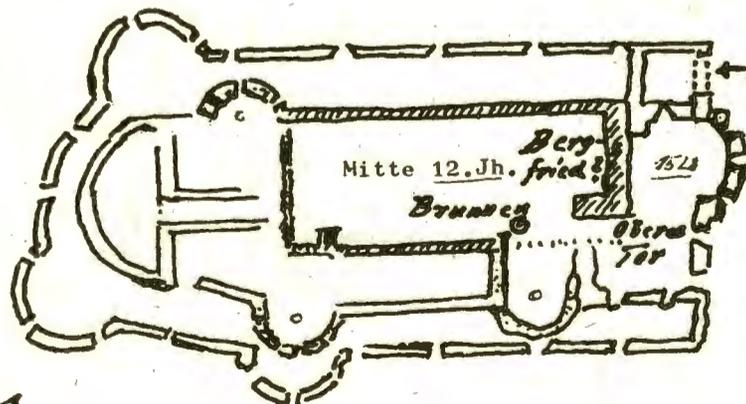
Das deutsche und das schweizerische **Laufenburg** gehörten bis 1803 als eine Stadt zusammen, die vorderösterreichisch war. Zwei Burgen sicherten einst den Rheinübergang und Stapelplatz am „Laufen“ (Stromschnelle). Auf der Schweizer Seite sind noch der Bergfried und zwei Stadttürme erhalten, die dem Städtchen ein malerisches Bild geben.

**Säckingen**, das auch zu den vier Waldstädten gehörte, ist nicht nur durch den „Trompeter“ bekannt geworden, den Joseph Viktor v. Schefel in seinem „Trompeterlied“ besungen hat, sondern auch durch das Schloß der Freiherren von Schönau mit schönem Park, durch die 200 m lange gedeckte Holzbrücke über den Rhein und nicht zuletzt durch das Fridolinsmünster, das mit seinen mächtigen Türmen auf einer Rheininsel erbaut wurde.

Der irische Mönch Fridolin, um 460 geboren, kam Anfang des 6. Jahrhunderts missionierend über die Bretagne und Poitiers an den Hochrhein und gründete hier, fast 200 Jahre früher als Pirmin auf der Reichenau (724) und 100 Jahre früher als Gallus seine Zelle errichtete (615), ein Frauen- und Männerkloster. Das Männerkloster ging nach seinem Tod 538 ein, während das Frauenkloster zum adligen Damenstift umgewandelt, bis 1803 bestanden hat. Der Neubau vom 14. Jahrhundert wurde im 17. Jahrhundert barockisiert und nach einem Brand von 1751 wiederhergestellt. Bedeutende Künstler, wie die Maler Giorgioli (Rheinau) und Franz Joseph Spiegler und der Freskant Joh. Michael Feichtmayer haben dem Raum ein eindrucksvolles Gepräge gegeben. Zu den kostbarsten

- 12. Jh. Herren von Küssaburg
- 1244 an Hochstift Konstanz und Heinr. III., den letzten küssaburger
- 1497-1682 Grafen von Sulz ab 1408 Landgrafen
- 1687 durch Erbschaft an die Fürsten von Schwarzenberg.

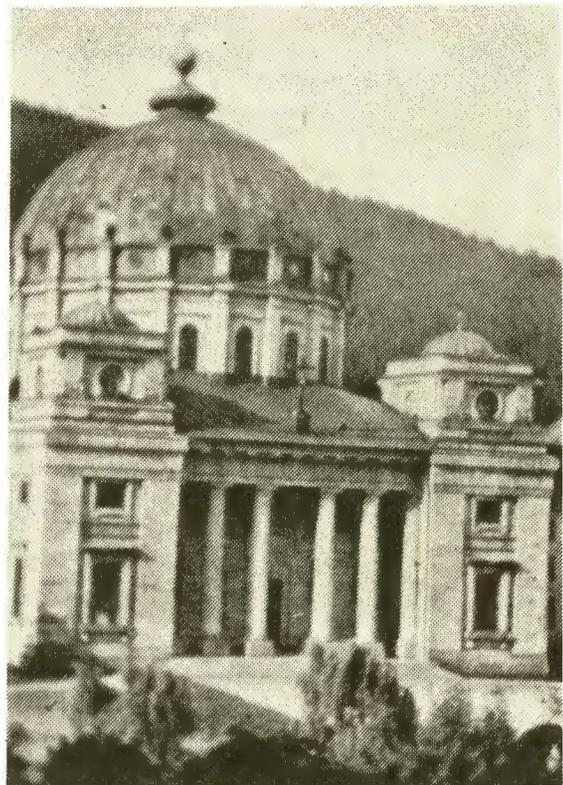
*Burg mit Vergrößerungen bis 1524 dann Erweiterungen 1525-29*



**Küssaburg**  
ungefähre Grundriß

*Urburg im Osten einst 1346 Hartrecht*

- o nach den Kreuzzügen 1525-29 mit Außenwerken und Zwingern umgeben
- 1634 zerstört, seit Ruine



St. Blasien

Stücken der Kirche gehört der massiv silberne Fridolinsschrein, eine Augsburgische Arbeit von 1764, ein Reliquienschrein, der die Gebeine des irischen Mönches und Gründers des Klosters bewahrt.

Die Fahrt geht nun das Murgtal aufwärts durch den Hotzenwald, den wir schon etwas kennengelernt haben. Hauptorte des Waldes sind Unterlupfen mit einer schönen Mühle, Hochsal mit dem „Alten Hotz“, dem klotzigen Kirchturm des Dorfes, Birkenbach und Herrischried, von dem Joh. Peter Hebel sagte: „Mine Auge g'fällt, Herrischried im Wald!“ Ganz in der Nähe erhebt sich die „Hohe Gugel“ (998 m) mit dem modernen Hotzenturm von 1930, von dem man einen herrlichen Rundblick auf den Schwarzwald, den Jura und die Alpen hat.

St. Blasien mit einem der bedeutendsten Kirchenbauten Süddeutschlands, ist eingebettet in die Berglandschaft des Alb- und Steinatales. Es hat schwere Schicksalsschläge über sich erge-

hen lassen müssen. Schon im 9. Jahrhundert entstand eine Nikolauskirche aus Holz, die dem älteren Benediktinerkloster Rheinau unterstellt war, von dem sie auch Reliquien des hl. Blasius erhielt. Ungareinfälle und vier Großbrände haben die immer wieder neu erstellten Bauten zum großen Teil vernichtet, und die Säkularisation brachte den Niedergang des Klosterlebens. Der Abt zog mit 35 seiner Mönche nach St. Paul in Kärnten. Die Kirche wurde ihrer Kunstschatze beraubt, drei Fabriken ließen sich in den Gebäuden nieder. Nach einem erneuten Großbrand 1874 standen die Ruinen 36 Jahre lang leer, bis sie 1911-13 einigermaßen wiederhergestellt und 1934 den Jesuiten zur Verfügung gestellt wurden. (1939-45 geschlossen). Die Zentralanlage mit einer riesigen Kuppel entstand 1772-83 durch den französischen Baumeister Michael d'Ixnard, der auch in Hechingen und Buchau gearbeitet hat. Nach einer gründlichen Renovation in den 80er-Jahren erstahlte das Bauwerk wieder in hellem Glanz, für einen Andachtsraum fast zu festlich. Man hofft zwar, daß die „überwältigende Majestät und Schönheit die Besucher und Beter vor Gott auf die Knie zwingt“.

Zum Abschluß der Studienreise ist eine Wanderung von der Wutachmühle nach Döggingen durch die **Gauchachschlucht** vorgesehen. Sie ist ein Nebenarm der Wutachschlucht und bietet ähnliche Überraschungen wie diese, ist doch ihre Entstehung aufs engste mit ihre verbunden. - Die Urdonau, auch Feldbergdonau genannt, weil sie am Feldberg ihren Ursprung hatte, floß in einem Hochtal, das in der Richtung im wesentlichen dem heutigen Wutachtal entspricht, durch die Blumberger Pforte zwischen Eichberg und Buchberg in das heutige Aitrachtal und nahm bei Hausen die Brigach-Brege-Donau auf. Nun aber schickte der junge Hochtal seinen Nebenfluß Wutach nach Norden, der durch rückschreitende Erosion die Urdonau bei Achdorf anzapfte. Und das fiel der Wutach nicht schwer, liegt doch ihre Mündung 380 m tiefer als Blumberg, ein Stand, den die Donau erst nach 430 km bei Straubing erreicht. Die Gauchach nun hat sich als Nebenfluß der Wutach ebensotief eingegraben wie diese selbst, und sie fließt auch im Muschelkalk und Keuper, die im Bonndorfer Graben etwa 100 bis 150 m tief abgesunken sind. Der Schluchtwald der Gauchach trägt Urwaldcharakter, und sie ist mit ihren Felsgruppen und springenden Wassern ein wahrhaft romantisches Erlebnis.

Feodorowa verheiratet) dort oben stattgefunden. Nach dem Tod ihres Erbauers war „die Solitude“ durch den nachfolgenden Bruder Ludwig Eugen recht unbrüderlich vernachlässigt und waren die riesigen Gartenanlagen wieder aufgeforstet worden! Eine im ganzen also nur kurz mit Leben erfüllte „Einsamkeit“.

Aber seit unseren 60er-Jahren wird die Schloßanlage mit Sorgfalt restauriert. So konnten die „Heimatkundler“ unter Führung eines witzigen, wie von damals anmutigen Kavaliersgesichts den Oberbau besichtigen. Vom östlichen Flügel aus, an informativen Darstellungen der gegenwärtigen Restaurierungsprobleme vorbei, bestaunten sie die ganze Seite der farbig eindrucksvollen Gemäcker. Auf kleiner Fläche kleine Wunder aus Stuckmarmor, Fußbodenhölzern und Blumengewinden; in kleinen Räumen Zeichen des Anspruchs und der Benutzbarkeit (bis hin zum engen Geburtszimmer der vielen außerehelichen Kinder des Herzogs). Wer im nachhinein in einer der Schloßbeschreibungen (z. B. Gradmann „Kunstwanderungen in Württemberg und Hohenzollern“, oder Fleck „Burgen und Schlösser, Nordwürttemberg“) nachliest, bestätigt gerne die „disziplinierte Anmut der Außenwandgliederung“, den Grundriß des Hauptbaus als „graziös komponiertes Ornament“. Und man schmunzelt über die schwäbische Art des Herzogs, der zwar die offiziellen Räume im damals neomodischen „Goût grec“ hat ausführen, aber seine Privatsphäre hat doch nach Art des schon „unmodern“ werden den Rokoko behandeln lassen.

Über die „Gerlinger Höhe“ (und heute überbaute „Heide“) führen die „Heimatkundlichen“ zum Mittagessen nach Leonberg, aber nicht nur deshalb. Die eigentlich „Löwenburg“ heißende „Gründungsstadt“ der Grafen von Württemberg entstammt nicht etwa einer Dorfvergrößerung mit Stadterhebung. Sie ist ab 1248 in die Eltinger Markung gesetzt worden. Allermeist haben die, welche heutzutage auf den Autobahnen vorbeifahren, den reizvollen Stadtkern mit Fachwerk und Marktbrunnen nie gesehen. Das ist schade, belehrte doch der Augenschein, daß die einstige Oberamtsstadt mit Fachwerkrathaus, dem hochgotischen Steinhäus „Schwarzer Adler“ und der ragenden Stadtkirche besuchenswert ist.

Im Rest des alten „Pomeranzen-Gartens“, hinter dem unbedeutenden Schloß, zeugt ein Steinbrunnen von der alten und neuen Aufgabe der Menschen, nämlich wilde Plätze zu bepflanzen und für Wasser zu sorgen. Dort war es die „Durchleichtig und Hochgeborn Frau Sibylla... von Anhalt geborene Fürstin“, die württembergische Herzogin gewesen und in Leonberg „draus gemacht der lustig gart solchem zu merem (größerem) Lust und ziert“, wie seinerzeit Professor Decker-Hauff, in eben diesem Gärtchen stehend, seinen Fernseh-Zuschauern vorgelesen hat.

Daß der „Fortschrittsgeist“ in und neben der Altstadt Leonbergs gründlich, aber unliebsam gewirkt hat, wurde von den Fahrtteilnehmern beim Gang durch die Schmalzgassee und auf der Fahrt Richtung Eltingen mit Schmerz registriert. Eltingens Hauptstraße, das „Musterbild einer niederschwäbischen Dorfgasse“ (Gradmann), tröstete nur wenig...

Die Teilnehmer der Studienfahrt lernten auch zwei wichtige Kirchen kennen. Zunächst waren sie in St. Johannes, der monumentalen Pfeilerbasilika und Stadtkirche von Leonberg. Sie ist romanisch in der geschlossenen Flächenwirkung. Gotische Veränderung und barocke Renovierung äußern sich nur in Einzelheiten - ein gutes Beispiel, wie spätere Zeiten mit einem Frühbestand umgehen sollten und sich selbst dabei einbringen können. Hier zeigt auch die Auffassung der Gegenwartskünstler Yelin, Saile und Kohler, welche die farbigsten Chorfenster geschaffen haben, daß Einordnung in Aufgabe und Kollegialität der Einzelpotenz förderlich sein und ein Werk hervorbringen kann.

Die zweite Kirche brachte einen besinnlichen, andächtigen Abschluß. In der St. Martinskirche zu Sindelfingen, geweiht 1083, begegneten die Fahrtgenossen einem Bau von hohem Rang. Die einfache, dreischiffige Pfeilerbasili-

## Waldgang - Schloßbesichtigung - Kirchenbesuch

### Die Heimatkundler und ihre Gäste im Stuttgarter Raum

Dr. Stettner, alt-bewährter Exkursionsleiter bei der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen, hatte diese Studienfahrt angeboten - und ein großer Bus voller Interessenten reiste am Sonntagmorgen (27. 4.) mit Richtung Landeshauptstadt. Die über 50 Teilnehmer - fast ebensoviele Gäste wie Mitglieder - stiegen im Waldgebiet nahe beim Bärenschlößle aus.

Wenige Schritte abseits vom lebhaften Straßenverkehr die freundliche Morgenstimmung eines weiträumigen, lichterfüllten Laubwalds! Eichenriesen wie Sturmreken, austreibende Kastanien, Buchen mit gerade noch geschlossenen Blattknospen, dazu Vogelruf und Spechtgehämmer werden überrascht wahrgenommen. Und Wasser: Der Bernhardsbach, die Bärenseen, die Zuläufe. Und Menschen: Wandernde Familien, Einzelläufer und Trimmgruppen - die Leute aus dem Zollernalbkreis staunen: Stuttgart hat auch Walderlebnis und belebte Stille zu bieten.

Nach den bronzenen Bären, stummen Anglern am Ende des angenehmen Waldgangs die Vorstellung fürstlicher „Einsamkeit“, das Schloß Solitude. Es steht, mit dem Rücken zum Wald und dem 12 km entfernten Ludwigsburg zugewandt, vor dem hier jäh abfallenden Keuperand (497 m ü. M.). Herzog Carl Eugen hatte 1763 bei der Jagd im Glemswald den Einfall

gehabt, in diesem wildreichen Gelände einen ungezwungenen Wohn- und Residenzplatz zu errichten. Er sollte nach der Art einer „Maison de plaisance“ dem lustvoll-vergnüglichen Teil seines Fürstenlebens dienen.

Der 35jährige Regent, damals schon 7 Jahre von seiner Frau verlassen und verdrossen über die begonnenen großen Bauvorhaben in Stuttgart und Ludwigsburg, versprach sich „Solitude“ gleich „Einsamkeit“. Abseits vom Hofleben, wollte er im Revier oberhalb von Gerlingen und Weilimdorf Entspannung finden.

Carl Eugen hatte seine Lehrzeit am preußischen Hof in Erinnerung, darin auch das Potsdamer „Sanssouci“; er kannte das Lustschloß „Montplaisier“ bei Erlangen aus den guten Zeiten mit seiner Gemahlin. Sein Fürstenstand erlaubte und seine Absicht verlangte ebenfalls bauliche Tätigkeit dieser Art und so verdanken wir diesem Herzog von Württemberg ein heute wieder lohnendes Besuchsziel; der damalige Aufwand: 10 Tonnen Gold wert!

Zwar war „die Solitude“ nur 10 Jahre ab 1766 in Dauerbenützung, hatte nacheinander die Katharina Bonafini (vom Theater) und die Franziska von Leutrum (die spätere „von Hohenheim“) beherbergt. Auch hatten die Festlichkeiten zu Ehren des russischen Thronfolgers Paul (der war mit der Nichte Carl Eugens, mit Maria

ka eines ehemaligen Chorherrenstifts weist im Grundriß und mit dem frei angesetzten Glockenturm Beziehungen zu Oberitalien auf. Die Details innen und außen, von den Pfeilern mit seltenen Kantensäulen bis hin zu der romanisch beschlagenen Tür am (unbenutzten, „versteckt“ empfundenen) Westportal, sind beachtlich. Die Mesnerin gab Gelegenheit, die frühgotische Sakristei anzusehen. Es öffneten sich die Augen für Veränderungen bei der letzten Renovierung von 1973/74; bemerkt würde durch Vergleich mit alten Fotos der Ersatz des romanischen Taufsteins und der Kanzel; auffällig wurde die befremdliche Mächtigkeit des Orgelembaus und die Neigung der Pfeiler nach Westen – die Kirche steht auf nicht sehr belastbarem Grund und heute in Nachbarschaft eines tiefgegründeten, riesigen Kaufhaus-Bauwerkes. Die Mehrzahl der Reisegesellschaft hatte noch

die Kraft und Aufgeschlossenheit, diese Sindelfinger Kirche als besonderes Raumerlebnis wahrzunehmen und seine erlesene schlichte Architektur zu empfinden. Im Rückblick wird der Eindruck bestätigt durch die nachgelesene Beschreibung Gradmanns: „Man ist sich nicht recht bewußt, ist es der stereometrisch klare, von geraden Flächen begrenzte Raum oder der Rhythmus der Pfeiler und Arkaden, die ruhige Flächigkeit der Wände oder die Wechselwirkung beider Faktoren, welchen den intensiven Eindruck zustande bringen.“

Auch für das ganze Tagesprogramm kann dankbar gesagt werden, daß diese Exkursion sich harmonisch aus den berichteten Teilzielen zusammenfügte und – im Sinne der Heimatkundlichen Vereinigung – erneut „kundig“ gemacht hat.

Erich Walz

## Historische Glocken im Zollernalbkreis

Von Eugen Gröner (2. Fortsetzung)

Die zweite große Gruppe der „Minuskel“-Glocken im Zollernalbkreis stammt aus der in Reutlingen von mehreren Gliedern der Familie Eger (Egen) betriebenen Gießhütte. Diese Glocken tragen nahezu ausschließlich die Namen der vier Evangelisten in kräftigem Schriftduktus zwischen zwei Kordelstegen, manchmal mit, manchmal ohne Gußjahr. Glocken dieser Hütte finden sich in Rangendingen (Pfarrkirche) von 1456, Weilheim von 1466, Ostdorf von 1474, Geislingen von 1475, Hechingen (Stiftskirche) von 1475, Haigerloch (Römerturm) von 1487, Ringingen von 1505, Melchingen von 1505 und Schlatt von 1506. Ohne Gußjahr ist eine Glocke auf der Pfarrkirche Gruol, die kleinere Glocke in Weilheim und ein kleines Glöcklein auf dem Schulhaus in Ringingen.

Eine Ausnahme unter den Eger-Glocken ist eine Glocke in Steinhofen aus dem Jahre 1512. Sie trägt um die Schulter die Inschrift „iohanes mathevs lvcas marcvs m ccccc vnd xii iar deo gracias“ und am unteren Glockenrand: „alma virgo virginvm intercedat pronobis ad svvm dilectvm filivm gos mich hans eger von ritlingen“.

Schließlich gibt es im Zollernalbkreis noch einige Minuskel-Glocken aus anderen Gießhütten: die Heiligkreuzglocke in Jungingen von dem vermutlich ebenfalls in der Reutlinger Gegend wirkenden Jerg Roet mit der Inschrift: „des.hailgen.kricz.glocken.hais.ich.iern.roet.“

„gos.mich.do.man.zalt 1.4.9.5.iar.“. Glocken aus der Eßlinger Gießhütte Siedler (Seidler, Sydler) finden sich auf dem Römerturm in Haigerloch mit der für diese Gießhütte charakteristischen Inschrift: „+in.sant.lvx.sant marx.sant.iohanes vnd.in.sant mathevs.er.gos.mich.pantlion.sydlor.zvo.esslingen.anno dni.1511.iar.“ und in Wessingen mit der Inschrift: „+o.her.erbarm.dich.vnser.15.35.iar gos mich.leinhart.seidler.zv.esslingen.“

Noch 1571, als längst andere Schriftarten üblich waren, wurde für Weilen u.d.R. von einem nicht bekannten Gießer eine Evangelistenglocke mit Minuskel-Inschrift gegossen.

### Renaissance-Glocken

Um 1530 war die Vorherrschaft der Minuskelschrift zu Ende. Es folgte die Zeit, die man in der allgemeinen Kunstgeschichte als „Renaissance“ bezeichnet (etwa bis 1630). Die aus dieser Zeit stammenden Glocken zeigen ein völlig anderes Bild. Unsignierte Glocken werden immer seltener, neben dem Gießer wird oft auch der Stifter oder Auftraggeber genannt, manchmal sogar der ganze Rat oder Kirchenvorstand. Anstelle der gotischen Minuskeln erscheinen die Inschriften in sog. „Antiqua Kapitale“ oder in reich verzierten „Schmuckmajuskeln“.

Nur wenige Glocken aus diesem Zeitabschnitt haben sich im Zollernalbkreis erhalten. Die bedeutendste von ihnen ist die große Glocke

Die klanglich und gußtechnisch wertvollste Renaissance-Glocke des Zollernalbkreises hängt auf dem schönen Fachwerkturm der Peterskirche in Tailfingen. Außer ihrer Inschrift in reich verzierten Schmuck-Majuskeln zeigt sie mehrere Schmuck-Medaillons, u. a. mit einer Kreuzigungsgruppe und einer Darstellung des im vierten Kapitel des Johannes-Evangeliums geschilderten Gesprächs Jesu mit der Samaritanerin am Jakobsbrunnen. Das Gießerzeichen NA.A.N. konnte bis heute nicht gedeutet werden.

ke der Peterskirche in Tailfingen. Ein bisher noch nicht identifizierter Glockengießer hat sie 1552 gegossen. Er signierte alle seine Glocken mit den Buchstaben NA.A.N. und wählte bei allen die Inschrift: „XPS(Christus)VINCIT XPS REGNAT XPS IMPERAT (Spruch des alten Reichsschwertes) XPS AB OMNI MALO NOS DEFENDAT-1552-“. Diese gußtechnisch und klanglich gleich hervorragende Glocke gehört zwar nicht – wie vor einiger Zeit behauptet wurde – zu den ältesten, aber zu den bedeutendsten historischen Glocken des Zollernalbkreises.

Eine bedeutende Gießhütte bestand in dieser Zeit in Stuttgart, sie wurde von mehreren Gliedern der Familie Kesler (Keßler) geführt. Die für diese Hütte charakteristische Inschrift: „(I)OSANNA HAIS ICH AUS DEM FVR



Von puritanischer Einfachheit sind die aus der Gießhütte Kesler in Stuttgart hervorgegangenen Glocken. Außer der Inschrift in schlichter „Antiqua Kapitale“ tragen sie keinerlei Schmuck. Diese Glocke hängt auf dem Chorturm der Leidringer Petruskirche. Sie mußte im zweiten Weltkrieg für Kriegszwecke abgeliefert werden, ist aber nach Kriegsende wohlbehalten auf ihren heimatlichen Kirchturm, auf dem sie seit 1568 hängt, zurückgekehrt.

FLAVS ICH FRIEDRICH KESLER ZV STVTGART GOS MICH/ANNO 1568“ finden wir auf einer Glocke in Leidringen. Nur den Gießernamen Friedrich Kesler trägt eine Glocke von 1613 in Wessingen.

In der Freien Reichsstadt Ulm wirkte gegen Ende des 16. Jahrhunderts der bedeutende Glockengießer Wolfgang Neidhardt, von dem sich im Torturm des Haigerlocher Schlosses zwei Glocken erhalten haben, beide mit der Inschrift: „+ WOLFGANG + NEIDTHARDT + IN + ULM + GOS + MICH + 15 + 83 +“.

Der „Untere Turm“ in Hechingen, einst Torturm der Stadtbefestigung, trägt eine Glocke des Kemptener Gießers Hans Frei mit der eigenartigen Inschrift: „ZV.GOTES.EER.VND.ANDACHSSACHEN.HAT.MICH.EITELFRIEDRICH.GRAFF.ZV.HOCHEN/ZOLLER.LASSEN.MACHEN.DARVM.SHREI.ICH.MIT.HELEM.KLANG.DAS.REICH.VND.ARM.GEKIRCHEN.GANG. An der Flanke der Glocke ist u. a. das Wappen der Grafen von Zimmern angebracht mit den Buchstaben S.G.Z.Z. (Sybilla Gräfin zu Zimmern, die zweite Frau des Grafen Eitelfriedrich IV.) und die Gießerinschrift HANS FREI ZVO KEMPTEN HAT MICH GOSSE 1579. „M.HANS.REBLE.ZVO.VILLINGEN. 1605“ steht auf der Glocke der Schönbühlkirche.

Der unbekannte Gießer einer Glocke in Benzingen hat wieder auf die uralte Glockeninschrift zurückgegriffen: „+O+REX+GLORIE+CHRISTE+VENI+NOBIS+CVM+PACE+ANNO DOMINI+1572“. Ohne Inschrift ist eine Glocke aus dieser Zeit im benachbarten Kaiseringen.

Als letzte der Renaissance-Glocken sei die Glocke in Weilstetten genannt, die in diesem Jahr ihren 400. Geburtstag feiern kann. Ihr Gießer ist sonst unbekannt, nur diese eine Glocke von ihm hat die Zeiten überdauert. Sie trägt die Inschrift: S MATHEVS.S MARCVS.S LVCAS. S IOHANNES.MARTE.FVCHS 1586.IAR.

### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

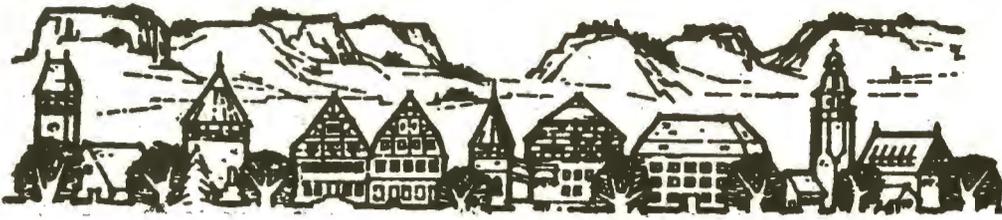
Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen, Königsberger Straße 89, Telefon 63 36.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter

# Balingen



Jahrgang 33

30. Juni 1986

Nr. 6

## Der Schömberger Barockbildhauer Urban Faulhaber und sein familiärer Kreis

von Wolfgang P. Bernhard

Zur Zeit des Barock gab es in dem damals hohenbergischen Städtchen Schömberg eine ganze Reihe von Bildhauern, die uns insgesamt eine stattliche Anzahl von Werken hinterlassen haben: gefaste Holzplastiken von allerlei Heiligen, Skulpturengruppen und ganze Altäre.

Die Anhäufung von Künstlern in einem so kleinen Städtchen ist derart bemerkenswert, daß der Kunsthistoriker Egon Rieble meint, von einer „Schömberger Schule“ sprechen zu können. Rieble – Kulturreferent des Kreises Rottweil – begründet diese Formulierung mit der Verbreitung und der Qualität, die die Holzbildhauerei im 18. Jahrhundert in Schömberg erreicht hat.

Aber bei allen gestalterischen Gemeinsamkeiten der einzelnen Kunstwerke, die recht zahlreich auch in der Umgebung Schömbergs noch vorhanden sind, ist nicht sicher, ob ihre Schöpfer, die allesamt aus dem Schreinerhandwerk hervorgegangen sein dürften, gemeinsam arbeiteten und sich gegenseitig im künstlerischen Sinne befruchteten. Anzeichen dafür sind immerhin feststellbar.

Der wohl bedeutendste unter den Schömberger Barockbildhauern ist Urban Faulhaber, der am 26. Mai 1711 geboren wurde. Er entstammt einer alten, weit verzweigten Schömberger Familie. Sein Vater war ein Balthasar Faulhaber (1672 – 1744), sein Großvater, Jakob Faulhaber, war Müller. Der erste Namensträger wird in Schömberg bereits 1575 erwähnt.

Hauptwerke Urban Faulhabers sind der Hochaltar in der Schörzinger Kirche und die reiche Innenausstattung der Wallfahrtskirche auf dem Palmbühl. Für die Schömberger Pfarrkirche St. Peter und Paul schuf er eine Pieta, für die Kirche von Neufra eine Madonnenplastik. Die Gößlinger Wehrkirche beherbergt eine „Heilige Familie“, bei der es sich fraglos ebenfalls um ein Werk Faulhabers handelt.

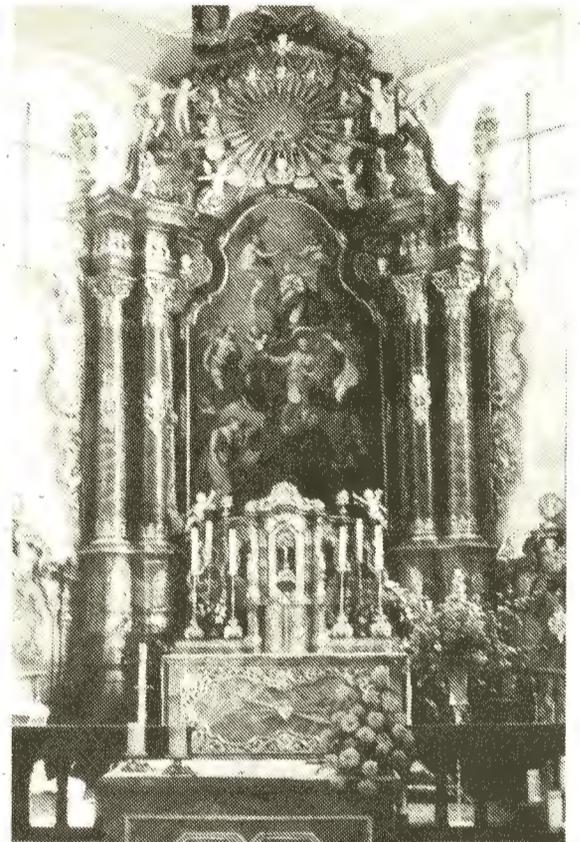
Die Kirche in Dietingen erhält ihre besondere künstlerische Bedeutung dadurch, daß sie zahlreiche Bildwerke des Schömberger Meisters aufzuweisen hat. Urban Faulhabers zarten Madonnengesichtern begegnet man auch in der Stadtpfarrkirche St. Pelagius in Rottweil-Altstadt, in der Rottweiler Spitalkapelle, in der Pfarrkirche von Hausen und in der Bössinger Kirche.

Daß Urban Faulhaber „Schüler“ hatte, die in seiner Manier und nach seinem Vorbild arbeiteten, darf angenommen werden. Egon Rieble kam zu dieser Auffassung aufgrund seines eingehenden Studiums der Faulhaber-Werke.

Zu seinen Schülern muß man neben Valentin Karrer wohl auch seinen Sohn Johann Fidel rechnen, der seinerseits zwei von seinen eigenen Söhnen, Josef und Johann Georg, in diesen Beruf einführte.

Folgende Feststellung gibt Anlaß zu der Annahme, daß auch Johann Fidel Faulhaber und seine Söhne als Holzbildhauer wirkten: Urban Faulhaber wird in den Schömberger Kirchenbüchern nicht etwa als Bildhauer sondern als Schreiner bezeichnet. Bei seinem Sohn Johann ist im Familienregister ebenfalls „Schreiner“ eingetragen. Das gleiche gilt für dessen Söhne Josef und Johann Georg. Bei Johann Fidel, Urbans Sohn, findet sich außerdem der Vermerk „vulgo Kindelemacher“, was darauf schließen läßt, daß er Christkindle und Putten herstellte.

Abgesehen davon, daß es sehr häufig der Fall war, daß ein Sohn in die Fußstapfen des Vaters trat und ein Handwerk – auch ein Kunsthandwerk – eine familienbezogene Tradition bekam,



Der Hochaltar in der Barockkirche zu Schörzingen ist eines der Hauptwerke des Schömberger Bildhauers Urban Faulhaber.

Foto: Bernhard

die von einer Generation auf die jeweils nächste übertragen wurde, darf man ja wohl auch annehmen, daß mit der gleichen Berufsbezeichnung auch die gleiche Tätigkeit gemeint war; was immer man auch unter „Schreiner“ zur damaligen Zeit verstanden haben mochte.

Geht man von der Bedeutung des Wortes „Schrein“ aus, so dürften Altäre und Reliquienbehälter mit kunstvollen Verzierungen und geschnitzten Figuren Gegenstand der Arbeit eines Schreiners gewesen sein. Was man heute unter Schreiner versteht, wird man damals wohl als Tischler bezeichnet haben.

Urban Faulhaber vermählte sich im Alter von 25 Jahren am 12. August 1736 mit Genoveva Öxle, deren Familie aus der Schweiz stammt. Übers Jahr wurde dem Paar ein erstes Kind geboren: der bereits erwähnte Johann Fidel.

Dieser Johann Fidel war ebenfalls fast 25 Jahre alt, als er sich 1762 mit Maria Theresia, einer Tochter des damaligen Schömberger Stadtschreibers und Schultheißenamtsverweisers Raimund Bernhard, vermählte, die ihm sieben Kinder schenkte.

Die Ehe mit der Tochter einer Familie der örtlichen Oberschicht – nach außen hin erkennbar, wenn den Männern die Anrede „Herr“ zugestanden wurde – deutet darauf hin, daß Johann Faulhaber im Städtle Ansehen genoß.

Die Familientradition bei den Faulhabers geht noch weiter: Zur Zeit Johann Fidels arbeitete auch dessen 1749 geborener Bruder Franz Xaver als „Schreiner“ in Schömberg; ebenso ein anderer Johannes Faulhaber: der 1723 geborene Vetter der beiden Vorgenannten.

Auch in der Familie des Vetters gab es weitere Schreiner, die gewiß alle mit der Herstellung von Altären und Kirchenausstattungen zu tun

12. May	Genoveva	Öxle	Johann gosse Genoveva
26. May	Urban	Faulhaber	Balthasar Faulhaber Anna Schmidin
1. Julij	Anna maria	Faulhaber	Johann W. Einmann Catharina Gersfeldin
8. Julij	Maria	Faulhaber	Friedrich Kober Catharina Reinerin
11. ...	...	...	Joh. Jacob ... Catharina ...

Geburtseintrag Urban Faulhabers im Taufregister der Pfarrei Schömberg unter dem 26. Mai 1711 (zweite Spalte von oben). Seine Eltern sind Balthasarus Faulhaber und Anna Schmidin.

gehabt haben dürften: Der 1747 geborene Sohn Johann und dessen Sohn Nikolaus sowie der Neffe Dominikus (1780 als Sohn eines Tagelöhners geboren). Dominikus ist allerdings in jungen Jahren als Soldat in Rußland gestorben – sicherlich während der napoleonischen Feldzüge.

Als Urban Faulhaber, das Vorbild seiner Nachkommen, am 17. Mai 1780 im Alter von nahezu 69 Jahren starb, war sein Enkel Josef – er hatte den Beinamen „Spindeliseppi“ – fast 18 Jahre alt, Johann Georg allerdings erst zehn. Er dürfte dann von seinem Vater in die Kunst des Holzschnitzens eingeführt worden sein. In der Stammfolge Urban Faulhabers ergriff schließlich auch der 1803 geborene Alois Faulhaber den Beruf des Schreiners. Er war ein Sohn des 1762 geborenen Josef Faulhaber.

Die Epoche des Barock und des anschließenden Rokoko war zu der Zeit, als Alois in die Lehre ging, ausgelaufen. Inwieweit ein Schreiner damals noch mit Altären und Bildwerken zu tun hatte, ist von einschlägigen Experten zu beurteilen. Immerhin ist zu beobachten, daß noch 1806 – beispielsweise bei einem Jakob Bernhard, der „in Rottweil als Tischler in die Lehre trat“ – für eine Tätigkeit, die der eines Schreiners im heutigen Sinne entspricht, der Ausdruck „Tischler“ verwendet wurde.

Der Berufsbezeichnung „Schreiner“ sind die Faulhaber in jedem Fall traditionsgemäß treu geblieben – auch wenn sich die Aufgaben und das Arbeitsfeld des Berufsstandes geändert haben sollten.

Etwa zur gleichen Zeit wie Urban Faulhaber arbeitete in Schömberg Josef Geiger, der etwas älter war als Faulhaber und schon um 1720 die in der Schömberger Kirche befindlichen Plastiken der „Offiziersheiligen“ St. Georg und St. Sebastian schuf. Anton Geiger und Johann Geiger dürften zur Nachfolgeneration gehört haben.

Johannes Geiger und Urbanus Faulhaber werden 1751 (in einem Stadtgerichtsprotokoll) als Zunftmeister der Schreiner erwähnt. Urban Faulhabers führende Rolle in seinem Metier wird auch hieran deutlich. Im Schömberger Eidsteuerbuch für die Jahre 1750 bis 1754 findet sich eine Aufstellung über das zu versteuernde Vermögen Urban Faulhabers. Mit Vermögenswerten in einer Gesamthöhe von 606 fl zählte er zum „guten Mittelstand“. Wie die meisten Bürger damals, besaß er auch Wiesen und Äcker. Ein Stück Wald ist schon seltener in den Vermögensaufstellungen zu finden. Auch Faulhabers Waldbesitz kann nicht bedeutend gewesen sein. Aber er hatte vier Kühe, zwei Stierle und zwei Kalben. Sein Haus stand, der Aufstellung zufolge, an der Schlichem.

## Historische Glocken im Zollernalbkreis

von Eugen Gröner, Balingen (Schluß)

**Noch zu den Renaissance-Glocken darf eine Glocke in Weildorf gezählt werden, die aus der 1586 in der Freien Reichsstadt Lindau gegründeten Gießhütte Ernst hervorgegangen ist. Leonhard Ernst, ihr Begründer, war bis 1611 in Lindau tätig, an seine Gießhütte erinnert noch heute das „Haus der Glocke“ in der Lindauer Altstadt. Nachkommen von ihm waren bis um 1800 in Lindau, Ulm, Memmingen und Kempten tätig.**

Eine Eigenart der Glocken von Leonhard Ernst ist die Verwendung der in dieser Zeit sonst nicht mehr üblichen Minuskelschrift. So trägt auch die Weildorfer Glocke die Minuskelschrift + aus. dem feir. bin ich geflossen, + leonhart + ernst. zv. lindaw. hat. mich. gegosen + got. allain. die. ehr. 15.90

Die Zugehörigkeit Weildorfs zu der von 1576 bis 1634 bestehenden Grafschaft Hohenzollern-

Haigerloch bringt das an der Flanke der Glocke angebrachte Allianzwapen des Grafen Christoph von Hohenzollern zu Haigerloch und seiner Gemahlin Catharina von Welsperg zum Ausdruck.

### Barockglocken

Um 1630 beginnt die Zeit, die in der allgemeinen Kunstgeschichte als Barockzeit bezeichnet wird und bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts andauerte. In Deutschland tobte damals der Dreißigjährige Krieg (1618 – 1648), der die meisten der einheimischen Gießhütten zum Erliegen brachte. Man darf sich also nicht wundern, daß nach Kriegsende zunächst vorwiegend ausländische Gießer waren, die die Kunst des Glockengießens wieder aufleben ließen. Die meisten von ihnen kamen aus Lothringen. Sie bildeten für die wenigen noch leistungsfähigen einheimischen Gießer eine scharfe Konkurrenz. Gewöhnlich verließen sie an Aschermittwoch ihre lothringischen Heimatdörfer, arbeiteten den Sommer über als Wandergießer und kehrten an Allerheiligen wieder nach Lothringen zurück. Einzelnen von ihnen gelang es aber auch, ständige Gießhütten zu errichten, so den Rosier in Rottenburg am Neckar und den Arnoldt (Regnault) in Dinkelsbühl.

Der erste bekannt gewordene Lothringer ist Franz Racle, der schon 1624 für die Balinger Stadtkirche eine mit reichem Schmuck ausgestattete Glocke gegossen hat, die leider dem ersten Weltkrieg zum Opfer fiel. Die einzige erhalten gebliebene Racle-Glocke im Zollernalbkreis hängt auf dem Turm der Peter- und Paulskirche in Steinhofen, sie trägt die Inschrift + IN HONOREM B VIRGINIS MARIAE PATRONAE SACRATISSINI ROSARII MARCVS TEIFEL + PARACHVS ET DECANVS IN STAINHOVEN MICHAEL FEGGER ANNO MDCXXXI.

Die für unsere Gegend bedeutendsten Lothringer Gießer sind die Rosier. Aus den lothringischen Dörfern Bassigny, Levécourt, Damblain und Breuvannes kamen mehrere Generationen von ihnen alljährlich nach Süddeutschland, gossen teils selbständig, teils mit andern Gliedern der Familie oder der mit ihnen ver-



Wahre Kunstwerke schufen die Glockengießer der Barockzeit. Von reichen Schmuckfriesen umrahmt sind die Inschriften. Die sechs Bügel der „Krone“ sind oft als Masken ausgebildet, wie hier an der Glocke von Tieringen, die 1658 von dem herzoglichen „Stuck- und Glockengießer“ Hans Georg Heroldt in Stuttgart gegossen wurde.

wandten und verschwägerten Arnoldt, Beunkler und Caudrillier. Da sie immer wieder die gleichen Vornamen hatten, kann nicht immer eindeutig ermittelt werden, wer die einzelnen Glocken gegossen hat.

Die beiden ältesten Rosier-Glocken im Zollernalbkreis besitzt die Schloßkirche in Haigerloch, 1662 gegossen von Joannes Rosier. Beide haben lateinische Inschriften, die Größere + BENEDICAMUS PATREM ET FILIVM CVM S. SPIRITV LAudemVS ET SVPEREXALTEMVS EVM IN SAECVLA 1662 +, darunter Gießermarke mit Umschrift JOANNES ROSIER. Die Inschrift der kleineren Glocke lautet + IN CONCEPTIONE TVA VIRGO MARIA IMMACVLATA FVISTI ORA PRO NOBIS PATREM CVIVS FILIVM/GENVISTI ANNO DOMINI 1662 +. Gießermarke wie bei der größeren Glocke.

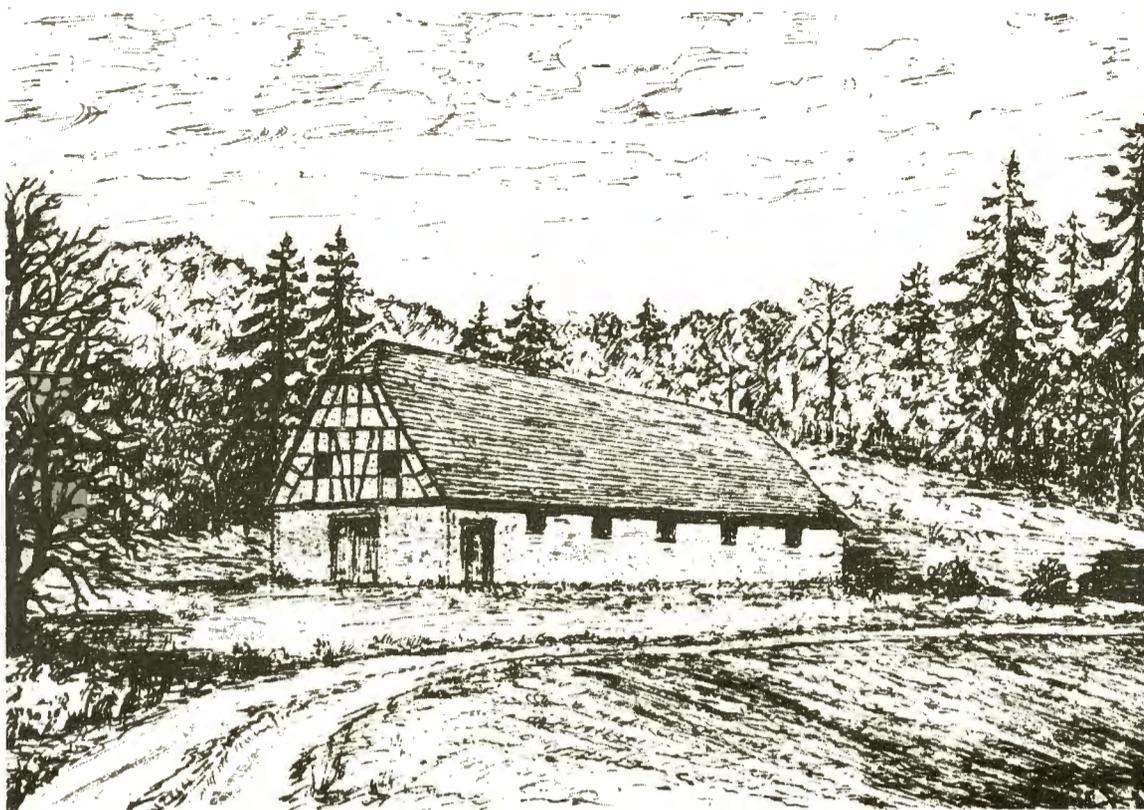
Vom gleichen Gießer stammt ein kleines Glöcklein auf der Muttergotteskapelle in Ringingen mit der Inschrift + MATHEVS MARCVS LVCAS IOANNES 1686 +, hier bezeichnet sich der Gießer als ROZIER. Ein Johannes Rosier, der vermutlich der nächsten Generation angehört, bezeichnet sich als Gießer der Glocke in Heselwangen, auf der als Inschrift die ganze „Ehrbarkeit“ vermerkt ist: GEORG:THOMAS. HABELSHOFFER PFARRER HAILIGENVOGT ZVE BAHLINGEN IOHANN DAVID KVMMERELL/HANS IETTER VOGT HANS LVPPOLT HAILIGENPFLEGER ANNO 1. 7. 06.

Jean-Baptiste und Nicolaus Rosier haben gemeinsam eine Glocke in Bechtoldsweiler geschaffen mit der Inschrift + IESVS VON NAZARETT EIN KÖNIG DER IVDEN ERBARMET DICH VBER VNS + SANCTE DOMINICE ORA PRO NOBIS + 1724.

Von Nicolaus Rosier und seinem Schwager Johannes Caudrillier gemeinschaftlich gegossen wurden drei Glocken im Zollernalbkreis (die immer wieder aufgestellte Behauptung – auch in Band 2 der Kreisbeschreibung von 1961 – Caudrillier bedeute aus Caudry im Hennegau hat sich durch neuere Forschungen als unrichtig erwiesen). Es sind die Glocken in Engstlatt mit der lapidaren Inschrift + GOTT ALLEIN DIE EHR + ENGSTLADT ANNO MDCCXXVIII (1728). Ein Jahr später entstand die kleinste Glocke der Haigerlocher Schloßkirche mit der Inschrift + ANNO MDCCXXIX. IST. DISE. GLOGGEN. GEGOSSEN. WOR-



Die Glocke von 1660 in Endingen, gegossen von dem Schaffhausener Gießer Hans Conrad Flach. Sie zeigt unter der Inschrift einen Girlandenbogen mit Blumen und Engelsköpchen. An der Flanke ist das seit 1495 verwendete Wapen des Herzogtums Württemberg (Württemberg-Teck-Mömpelgard-Reichssturmflagge) angebracht. Auch der „Schlag“ (unterer Glockenrand) ist mit einem Schmuckfries verziert.



## Wer hat oder kennt ein Foto vom ehemaligen Galthaus?

Die Burladinger Heimatkundler wenden sich mit folgender Bitte an die Leser der Heimatkundlichen Blätter: Wer hat oder kennt ein Foto vom ehemaligen Galthaus zwischen Hermannsdorf und Burladingen? Im freien Feld, dem Waldrand zu, stand bis in die Mitte der 30er Jahre links des Weges von Hermannsdorf nach Burladingen ein Galthaus, das früher dem Unterstand der Jungviehs, später gelegentlich dem von Schafen diente. Es war ein ziemlich großes, langgestrecktes, niedriges Gebäude. Ein Liebhaber-Fotograf, besonders aus der Gegend um Bitz - Tailfingen - Onstmettingen, könnte es seinerzeit einmal aufgenommen haben. Für eine freundliche Mitteilung wäre dankbar die Ortsgruppe des Schwäbischen Albvereins, A. Restle, Josengasse, 7453 Burladingen. (Das hier wiedergegebene Bild des alten Galthauses ist eine Zeichnung aus der Erinnerung.)

DEN. ZV. EHREN. DER/S. S. DREI. FALTIGKEIT. VND. M. MVETER. GOTTES. VND. S. IOSEPH. Ebenfalls in Haigerloch, auf dem Dachreiter der St. Nikolaus geweihten Unterstadtkirche hängt eine Glocke dieser beiden Gießer mit der Inschrift + ANNO DNI MDCCXXX IST DISE GLOGGEN GEGOSSEN/WORDEN AD HONOREM S. S. TRINITIATI B. MAE VIRG. M. AE ET S. NICOLAI.

Die große Zahl der erhaltenen Glocken dieser Lothringer Gießer zeigt, daß sie jahrzehntelang in unserer Gegend den Markt beherrschten. Daneben spielten andere Gießer nur eine unbedeutende Rolle, so der herzogliche Stuck- und Glockengießer Hans Georg Herold, der sich 1657 beim Herzog „unterthänigst beschwerte, was gestalten vieler Orten des Herzogthums unterschiedliche Fremde, sonderlich lotharingische Gießer sich einschleichen“. Von Herold haben sich zwei Glocken aus dem Jahr 1658 erhalten, die beide die für ihn charakteristische Inschrift tragen „DA PACEM DOMINE IN DIEBUS NOSTRIS“, eine Bitte um Frieden, die noch die Schrecknisse der langen Kriegszeit nachklingen läßt. Es sind die Glocken in Meßstetten und Tieringen. Außer dem Gießvermerk „ME FECIT HANNS GEORG HEROLD. IN STVTTGARDT. ANO 1658“ trägt die Tieringer Glocke noch den Vermerk + NACHER TRIENGEN.

Zu den „unterschiedlichen Fremden“, über die sich Herold beschwert hat, gehörten auch Gießer aus dem schweizerischen Schaffhausen. Dort wirkte um die Mitte des 17. Jahrhunderts Hans Conrad Flach. Auch von ihm haben sich zwei Glocken erhalten, eine in Winterlingen, die lediglich an der Flanke das herzoglich württembergische Wappen zeigt, daneben eine querovale Inschriftkartusche HANS GEORG FLACH/VON SCHAFFHAUSEN/GOS MICH. ANNO/1650. Die Glocke in Endingen zeigt die gleiche Flankenzier, dazu die Schulterinschrift EIN EHRSAME GEMEIND ENDINGEN HAT MICH GIESSEN LASSEN ANNO 1660.

Ein Menschenalter später schufen die Schaffhausener Gießer Tobias und Joh. Ulrich Schalch zwei Glocken für die Friedhofkapelle

Gruol. Beide tragen an den Flanken Bilder von Heiligen mit der jeweiligen Unterschrift S... ORA PRO NOBIS, die größere Glocke Wendelin, Veit und die Muttergottes (Unterschrift AVE MARIA GRATIA PLENA), die kleinere Sebastian, Maria Magdalena und den Evangelisten Johannes. Die kleinere Glocke gibt zudem durch ihre Schulterinschrift MAGDALENA EPLIN HAT DISE GLOCKEN GESTIFTET ANNO 1725 Kunde von der Stifterin. Die Kronenbügel beider Glocken sind als Masken gestaltet.

Eine bedeutende Gießhütte bestand im 18. Jahrhundert auch in der Freien Reichsstadt Villingen. Sie wurde betrieben von verschiedenen Gliedern der Familie Grüninger (Grieninger). Drei ihrer Glocken, alle von Joseph Benjamin Grüninger, haben im Zollernalbkreis die Zeiten überdauert. Die Glocke auf der Bisinger Friedhofkapelle trägt nur die Inschrift GRÜNINGER VILLINGEN 1768. Ganz mit Schmuckfriesen, Reliefs und Inschriften überzogen ist dagegen die Glocke der Pfarrkirche in Schörzingen. Die Schulterinschrift SUB EXCELLENTIS - SIMO DD CHRISTOPH EDUARDO DE HAFFNER I. U. D. COM. PAL (iuris utriusque Doctore Comite Palatino) wird ergänzt durch die Flankeninschriften GALLE BEATE PATER, NOSTRUM DEFENDITO PAGU - und AGATHA SANCTA TUUM SENTIAT AUXILIUM. Dazu IOS. BENIAMIN GRÜNINGER BURGER/IN VILLINGEN GOS/MICH MDCCLXVIII. Am unteren Glockenrand stehen noch zwei weitere Inschriften „CUM ALTERA SORORE VILLINGAE“ und CAES. EQUITE CONSIL ECCL. DECANO ET PAROCHO IN SCHOERZINGEN, MICHAELE DRISSNER BALTHASAR WEINMANN FABRICA CURATORIBUS FUSA SUM“. Auch die Glocke dieses Meisters in Ratshausen verzeichnet die „Ehrbarkeit“, sie berichtet „ALS BERNARD WEISS PFARRER! LEOP. FLEGG OA MICH. KOCH PFLEGER WAREN. BIN ICH VON IOS. BENIAMIN GRIENINGER IN VILLINGEN GOSSEN WO 1759.

Von weiteren Gießern des 18. Jahrhunderts hat jeweils nur eine Glocke im Kreisgebiet die

Zeiten überdauert. Johann Baptista Allgeyer in Offenburg schuf die Glocke in Ringingen mit der Inschrift IESVS NAZARENVS REX IVDAEORVM DEFENDAT NOS AB OMNIBVS MALIS, darunter A FABRICA IN/RINGINGEN, IOH. BAPTISTA LVIB/P.T. PAROCH./LOCIOHANN BAPISTA LLGEYER IN OFFENBVRG HAT MICH GEGOSSEN 1717.

Die Spitalkirche in Hechingen besitzt eine Glocke aus der bedeutenden Gießhütte Schmeltz in Biberach mit der Inschrift SANCTA MARIA. MATER. DEI. ORA. PRO. NOBIS. IOSEPHUS. WILHELMUS. DEI. GRACIA. PRINCEPS. DE. HOHENZOLLERN./HECHINGAE. IOHAN DANIEL VND/IOHAN GEORG SCHMELTZ GOSSEN MICH IN BIBERACH-S. MARIA. REGINASS. ROSARII/S. MARIA MATER DEI.

+ CHRISTIAN NEUBERT GOSS MICH LUDWIGSBURG ANNO 1762 AD. HONOR. S. SIMONIS. APOSTOLI steht auf der Glocke in Stein. Aus der Gießhütte Rosenlecher stammt eine Glocke in Nusplingen, deren Inschrift auf ihre Eigenschaft als Wetterglocke hinweist: + A FVLGVRE + GRANDINE ET AB OMNI MALA TEMPESTATE LIBEA NOS DOMINE IESV CHRIESTE“, darunter DURCH FEIR UND HIZ/BIN ICH GEFLOSEN LEONHAR/ROSENLECHER HAT MICH ZU DER EHR GOTTES. GEGOSSEN IN CONSTANTZ 1753.

Schließlich gibt es auch einige unbezeichnete Glocken aus dieser Zeit. Aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammt eine Glocke in Bechtoldsweiler mit der Inschrift WER IST WIE GOTT! In dem Kirchlein des heute zu Winterlingen gehörenden Weilers Blättringen hängt ein Glöcklein, das lediglich die Jahreszahl 1707 trägt und ein zweites aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, das - fast unzugänglich - nur die Inschrift ANSELM II. ABB. (von Salem) erkennen läßt.

Zu den wertvollen historischen Glocken werden gewöhnlich Glocken gezählt, die bis etwa 1840 gegossen wurden, also bis zur Zeit, die in der allgemeinen Kunstgeschichte als Klassizismus bezeichnet wird. Da aus dieser Zeit im Zollernalbkreis keine Glocken mehr vorhanden sind, wären wir am Ende unserer Betrachtung angelangt, wenn nicht bei der Aufzählung der Glocken der einzelnen Zeitabschnitte bedauerlicherweise die Glocken der St. Verena-Kirche in Straßberg übersehen worden wären. Deshalb ein kleiner Nachtrag. Straßberg besitzt drei wertvolle Glocken, die älteste von ihnen stammt aus der Gießhütte Hainrichs des Glogners um 1300 und trägt die Inschrift SANCTVS. LVCAS. S. MARCVS. MATHEVS. IOHANNES. OREX. Um 1500 entstand (vermutlich in Biberach) eine Glocke mit der Minuskelinschrift + o rex + glorie + veni + christi + cum + pace + luit + an + viser + froen + nam. In Frakturschrift trägt die jüngste der historischen Glocken die Inschrift „Aus dem Feur Bin Ich geflossen + Ironimus Jesus zuo Constantz hat Mich Gosen Anno 1616.

Quellen: Glockenatlas Württemberg und Hohenzollern 1959 - Schilling, Glocken und Glockenspiele - Prisma-Verlag, Gütersloh.

## Die abgegangene ehemalige Ratshausener Sägmühle

von Gerold Riede (Schluß)

Doch schon im Höhenbergischen Musterregister vom Jahre 1615 wird sein Sohn Georg Riede Säger, geb. um 1565, ohne Vermögen, „auch nit Lust zu kriegen“ aufgeführt. Verheiratet hatte er sich um 1588 mit Scholastika Sauter. Auch sein Sohn Hans Riede, Zimmermann, 25 Jahre alt, wurde damals als unvermögend registriert. Georg Riede II. vererbte seine Säge an den Sohn Jakob Riede, geb. um 1608 1. o 1629 mit Anna Witz, 2. o 1642 mit Anna Spitel. Diesem folgte sein Sohn Jakob Riede II., geb. 22. 1. 1646, o am 6. 7. 1677 mit Salomea Koch v. Schömberg.

Jakob Riede II. ließ die von seinem Vater erbweise überkommene Sägmühle etwa um 1694 eingehen, schlug „dem Kaiser den Platz heim“ und stellte die immer noch darauf lasten-

de Bodenzins-Zahlung von jährlich 1 Pfund Heller ein. Am 23. 9. 1706 berichtete der damalige Amtsvogt Johann Conrad Sauter, diesen Vorgang der Obrigkeit und meldete gleichzeitig, daß Melchior Blepp geb. 30. 3. 1646, ♂ am 5. 6. 1665 mit Anna Staiger von hier, bereit wäre, die Säge um die gleiche Zinsreichung wieder zu reparieren, aufzubauen und zu betreiben. Im Namen der ganzen Gemeinde befürwortete er Blepps Vorhaben, da eine Säge in Ratshausen für die ganze Einwohnerschaft von Vorteil wäre und sucht um Obervogteiliche Genehmigung nach. Ob Melchior Blepp die Säge damals tatsächlich wieder in Betrieb nahm, konnte ich nicht feststellen.

Jedenfalls war die „Seegen“ ca. 100 Jahre später um 1827 von zwei Besitzern bewohnt. Nämlich von Johann Riede und Fidel Dannecker. Johann Riede muß seine Eigentumshälfte veräußert haben, denn bei der Zinsablösung im Jahre 1836 bezahlten Mathias Staiger und Fidel Dannecker 29 Kreuzer an das Kameralamt. Es heißt diese Zinslast rühre daher, weil früher beim Hause noch eine Säge gestanden habe. Sie seien für eine Zinsablösung zwar bereit, sofern die Gerechtigkeit (Konzession) zum Sägen auf dem Haus erhalten bleibe. Sollte durch die Zinsablösung die Sägegerechtigkeit verlustig gehen, wollten sie lieber wie bisher den Zins jährlich an die Herrschaft abführen, nur um die Konzession zu erhalten.

Die Säge wurde aber anscheinend nie mehr erbaut und betrieben. Mathias Staigers Anteil am „Sägehaus“ wurde später von einem Nachkommen der ersten Sägedynastie, Johannes

Riede Adlerwirt (Urbanhannes), geb. 26. 6. 1822, ♂ 26. 1. 1846 mit Franziska Dannecker, zurück-erworben. Dessen Schwester Dominica Riede, geb. 1813, heiratete den Bärenwirt Donatus Grimm von Bubsheim und wurde somit die Großmutter von Exbundeskanzler Kiesinger.

Da sich Johannes Riede mit der einzigen Tochter Fidel Danneckers vermählte, kam die andere Hälfte des Säge-Anwesens durch Heirat wieder in den vollen Besitz der Gründerfamilie Riede. Johannes Sohn, Engelbert Riede (1894), der sich zeitweise wie sein Vater und sein Bruder Albert Riede der Schafhaltere widmete, verkaufte vor seiner Heirat nach Zimmern u. d. B. (wo er als „Rosengartenwirt“, ♂ mit Xaveria Schwarz 1936, kinderlos verstarb) im Jahre 1895 seinen ganzen Besitz mit Sägehaus in Ratshausen. Über den Käufer Gebhard Dannecker, Bauer, gelangte es an seinen Sohn Paul Dannecker, Harmonikamacher, der heutigen Besitzer.

Da nirgends eine Bestätigung gefunden wurde, daß Melchior Blepp die von Jakob Riede um 1700 aufgegebene Sägmühle tatsächlich je wieder aufbaute und betrieb, kann davon ausgegangen werden, daß die Ratshausener Sägmühle nur von 1565 – 1700 durch die vier Riede-Generationen, meinen direkten Vorfahren, ca. 135 Jahre lang betrieben wurde.

Quellen:  
Hauptstaatsarchiv Stuttgart  
Staatsarchive Ludwigsburg und Sigmaringen  
Kirchenregister

## Anna selbdritt

Ein Andachtsbild aus dem Mittelalter von Kurt Wedler

Die Anfänge des Annenkultes liegen im ausgehenden 13. Jahrhundert, also in der Zeit der Mystik, wo sich ein metaphysisches Denken und Fühlen im Dasein der religiösen Menschen dokumentierte. Zu diesen Dokumentationen gehört auch die „Anna selbdritt“, die in einem Beispiel aus dem Ende des 13. Jahrhunderts noch in der Nikolaikirche in Stralsund, leider in beschädigtem Zustand, erhalten ist. Maria sitzt als junges Mädchen auf dem linken Arm ihrer Mutter und hält auf ihrem rechten Bein das Jesuskind.

Man darf hier nicht die Altersunterschiede der drei vereinigten Gestalten als unmöglich feststellen, denn es geht hier um die metaphysische Einheit von Anna, Maria und Jesus. Anna hat Maria unbefleckt empfangen, wie es in dem Dogma von 1854 unter Papst Pius IX. festgelegt wurde. In vielen Kirchen und auf Säulen wird Maria als „Immaculata“ (die Unbefleckte) dargestellt (vor allem viel in der Barockzeit). Nur wenn Anna auch unbefleckt empfangen hat,

kann Maria als „Immaculata“ gelten. Das ist der Sinn des Dogmas von 1854. Maria hat Jesus unbefleckt empfangen, wie es etwa bei Lukas (1,30-35) verkündet ist. So ist diese Dreieinigkeit nicht nur eine äußere Einheit, durch Verwandtschaft verbunden (Großmutter, Mutter und Kind), sondern sie ist eine innere, numinose Einheit, die sich vor allem im späten Mittelalter stark ausgewirkt hat. Man hat in diesem Zusammenhang auch eine zweite Trinität in dem Andachtsbild erkennen wollen. So hat Fra Bartolomäo in seinem Florentiner Bild über der „Anna selbdritt“ die eigentliche Trinität dargestellt. In der Geschichte der Menschheit treten immer wieder weibliche Wesen als Gottheiten auf (Gäa, keltisch-germanische Gottdreieinigkeit) und das Matriarchat ist ein Überrest, der uns erinnert, das „Ewig Weibliche“ nicht zu unterschätzen.

Ein schönes Beispiel der „Anna selbdritt“ haben wir in der St. Peter und Paulskirche in Schömberg an der linken Chorwand von einem unbekanntem Meister des ausgehenden 15. Jahrhunderts. Maria als junges Mädchen sitzt auf dem Schoß ihrer Mutter und hält in ihren Händen das aufgeschlagene Buch des Propheten Jesaja (7). Das Jesuskind ruht in einer Faltenmulde rechts und trägt in seiner linken Hand die Erdkugel mit dem Kreuz darauf. Die innere Verbundenheit der Drei wurde von dem Meister sehr eindrucksvoll zum Ausdruck gebracht. Der reiche Faltenwurf des Gewandes der Anna ist typisch für die späte Gotik. Da treten all die Faltenmotive auf, die in dieser Zeit entwickelt wurden: die Tüte, die Brücke, das Zipfelmotiv, die Fischblase u. a. Der Strahlenimbus an den Köpfen der drei Gestalten ist allerdings nicht ursprünglich. Er wurde erst in der Barockzeit angebracht.

Ganz anders die Darstellung des Andachtsbildes in St. Michael in Appenweier aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts von einem unbekanntem Meister. Schon die Rahmung weist auf die frühe Renaissance hin, obwohl die Gewanddrapierung noch ganz spätgotisch ist. Auch die Gestalten zeigen die freieren Züge der Renaissance. Der Unterschied aber liegt in der Bewegung, im Gegensatz zu den statischen Gruppen von Stralsund und Schömberg. Das Kind, von der Mutter festgehalten, greift nach dem ihm von Anna gereichten Apfel, dem Symbol der

Erbsünde, die, durch Mißachtung des Verbotes im Paradies, die Menschen belastet. Aber Jesus ist gewillt, diese Sünde zu tilgen, indem er alle Schuld auf sich nimmt. Die Falten der Rückwand deuten auf diese Symbolik hin, die der Künstler deutlich und eindringlich zum Ausdruck bringt. Auch in diesem Zusammenhang muß man das Unbeflecktsein der beiden Mütter sehen.

In dem Schömberger Andachtsbild ist es die Weltkugel mit dem Kreuz darauf, die das Kind in der Hand hält, also den Hinweis auf dem Sieg des Christentums über die Religionen der Welt und auf den Sieger in diesen Auseinandersetzungen. Hier in Appenweier ist es das duldende Moment: ein Unschuldiger, von Gott Gesandter nimmt die Sünden der Menschen auf sich in Liebe, Leid und Schmerzen.

Die „Anna selbdritt“ ist eigentlich eine Herauslösung der „Drei“ aus dem Sippenbild, in dem auch Josef und Joachim erscheinen. Zu den Andachtsbildern, die vor allem in den Dominikanerinnenklöstern vom 14. Jahrhundert an entstanden sind, gehören die „Pietà“ (Kreuzabnahme), die „Christus-Johannes-Gruppe“ (Abendmahl), das „Heilige Grab“ (Grablegung) u. a.

K. Wedler

## Heckenrose

(*Rósa canina*)



Die Heckenrose, auch Hundsrose genannt, ist jedem Kind bekannt, erfreut sie doch mit ihrer zartrosen oder weißen Blüte im Juni und Juli jeden Betrachter. In Hecken (Name), an Waldrändern und Rainen wächst sie mit ihren bogig herabhängenden Ästen und Zweigen oft sehr zahlreich und wird bis zu 5 m hoch. Die Blätter, 5-7 an einem Stiel, sind unpaarig gefiedert, elliptisch und scharf gesägt. Sie haben einen schwachen angenehmen Duft. Die Stacheln sind meist leicht hakenförmig gekrümmt.

Die Blüte besteht aus fünf Kronblättern, die sich nach der Bestäubung zurückbiegen und vor der Fruchtreife abfallen. Der Blütenboden ist gewölbt. Er trägt die Stempel, die von den gelben Staubgefäßen umgeben sind. Im Herbst, wenn die Scheinfrüchte sich von ihrem ursprünglichen Grün in leuchtendes Rot verwandelt haben, bietet der Strauch wieder einen erquickenden Anblick, und dann kommen die Sammler und ernten die heilsamen Hagebutten. Aus dem Fruchtfleisch gibt es das vitaminreiche Hagemark, aus der ganzen Frucht oder den Samen eines gesunden, wie Rotwein aussehenden, blutreinigenden Tee gegen Gallen-, Nieren- und Blasenleiden.

Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen, Königsberger Straße 89, Telefon 6336.

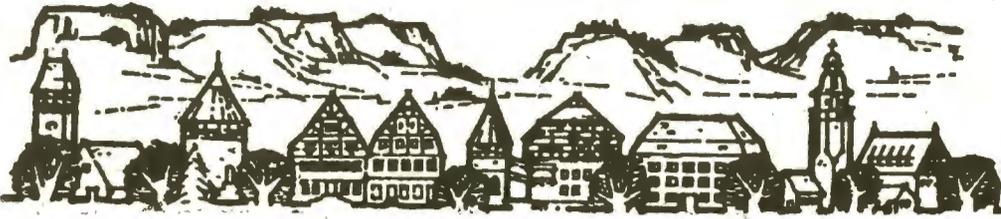
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Schömberg

# Heimatkundliche Blätter

## Balingen



Jahrgang 33

31. Juli 1986

Nr. 7

### Die Bahnwärterhäuser

von Guido Motika

Das Wärterhaus im Grünen, auch „Bahnposten“ genannt, wurde in den letzten Jahren zum Symbol für die „gute, alte“ Eisenbahn und entsprechend wehmütig verklärt. Die wenigsten, die heute vom Wohnen in solch einem „romantischen“ Häuschen am Waldesrand träumen, haben je eines von innen gesehen, geschweige denn eine Vorstellung davon, wie früher der Alltag seiner Bewohner aussah. Das Idyll Bahnwärterhaus hat zweifellos seine Reize, es erfordert aber auch eine objektive Betrachtungsweise. Dazu sollten wir mehr darüber wissen.

Schon beim Bau der ersten württembergischen Eisenbahnlinien war es vorgeschrieben, die Strecken in „Bahnwärterbezirke“ von je etwa einem Kilometer Länge einzuteilen. Diese Kilometerlänge ist indessen nur ein Anhaltspunkt für uns, denn metrische Maße kamen erst in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts zur Anwendung. Vorher gab man die Entfernung eines Punktes vom Streckenbeginn in „Stunden“ und „Abteilungen“ an (1 Stunde = 0,5 württ. Meilen = 3750 m). Die Längen der einzelnen Bezirke waren sehr unterschiedlich und schwankten allein auf der Zollernbahn zwischen ca. 500 und 1500 m. Im Durchschnitt gesehen, stimmten jedoch die Zahl der Bezirke (87) und die Gesamtstreckenlänge (87,5 km) recht gut überein.

Gern wurden die Bahnwärterhäuser, weil vom Streckenbeginn aus genummert, mit Bahnübergängen entsprechender Nummer gleichgesetzt, sogar im innerdienstlichen Schriftwechsel. Erst in den letzten Jahren, als sich die Bahn weitgehend vom Besitz der Bahnwärterhäuser gelöst hatte, fand auch in den Bezeichnungen eine klare Trennung statt. Man sagt und schreibt heute z. B. „Wärterhaus 50“ und „Bahnübergang bei km 47+650“ für das, was über Jahrzehnte nicht ganz korrekt als „Posten 50“ bezeichnet wurde.

Festzuhalten ist, daß sich, vom Ursprung her, die Nummer des Wärterbezirks und die Nummer des daran gelegenen Wärterhauses decken. Das erklärt, warum auf einer Strecke nicht alle „Hausnummern“ fortlaufend besetzt waren. Denn auch die Bahnhöfe selbst bildeten einen oder zwei Wärterbezirke, die dann kein entsprechendes Wärterhaus aufwiesen. Konkret gesagt: Auf der Zollernbahn gab es 87 Wärterbezirke, davon 68 mit und 19 ohne Wärterhaus. Einige der Häuser sind im Laufe der Zeit abgegangen, sie wurden abgerissen oder sind abgebrannt, ohne ersetzt zu werden. Im Besitz der Bahnverwaltung sind fast keine mehr. Die letzten werden wohl demnächst in andere Hände übergehen oder verschwinden.

Zum Standort der Häuser ist folgendes zu sagen: Waren wichtige Bahnübergänge im Wärterbezirk vorgesehen, errichtete man das Haus möglichst in deren unmittelbarer Nähe. Auch kritische Punkte des Bezirks, die viel Aufmerksamkeit des Wärters erforderten (z. B. der Lautlinger Viadukt), konnten dazu führen, das Haus in der Nähe zu bauen. Bauuntergrund, Zugänglichkeit und das Vorhandensein von Grundwasser in zumutbarer Entfernung konnten von Einfluß sein. Dagegen waren in den ersten Jahren des Bahnbaus die Standorte so gewählt worden, daß zwischen den Häusern Sichtkontakt zur Weitergabe von optischen Signalen bestand. Schon der erste Abschnitt der Zollernbahn entstand allerdings zu einer Zeit (1867 - '69), als das nur noch stark eingeschränkt galt.

In Württemberg wurden drei Typen von Wärterhäusern gebaut, die sich in der Größe unter-

schieden. Auf der Zollernbahn kam einheitlich in den Jahren 1868 - 1878 die „mittlere Type“ zu Ausführung. An den späteren Nebenbahnen wurden keine Bahnwärterhäuser gebaut. Auf einem Fundament aus Buckelquadern stehen die Wände aus Holz oder Stein, je nach den vorherrschenden Klimabedingungen. Holzhäuser finden wir nur im unteren Streckendrittel, nicht dagegen im Bereich der Alb. Die Giebel der Häuser schauen jeweils zur Bahn und sind bei den Massivbauten im oberen Teil in ausgeprägtem Fachwerk mit Bretterverkleidung erstellt. Der einheitliche Aufbau stellt sich wie folgt dar: Kellergeschoß - Keller, Kleinviehstall; Erdgeschoß - Küche (6 qm), Geschirrkammer, Abort, Wohnstube (16 qm); Dachgeschoß - Schlafkammer (19 qm), Holzlege.

Wenn man die Gesamtwohnfläche von ca. 48 qm betrachtet und die damals übliche Kinderzahlen berücksichtigt, fragt man sich unwillkürlich, wie die Wärterfamilie überhaupt untergebracht werden konnte. Daß dies trotzdem gelang, läßt auf die minimalen Ansprüche der damaligen Bewohner schließen. Andererseits wurde die Enge aufgewogen durch die Möglichkeit, eine bescheidene Landwirtschaft nebenher zu betreiben und so die extrem niedrigen Bezüge aufzubessern. Zudem wurden die Häuser anfangs den Bahnwärtlern funktionsgebunden mietfrei überlassen.

Auf eigene Kosten und mit Genehmigung der Bahnverwaltung durfte der Wärter z. B. Ställe, Scheunen oder Backöfen in Hausnähe errichten. Der Pumpbrunnen unmittelbar am Haus, z. T. aber auch bis zu 200 m entfernt, gehörte zur Grundausstattung.

Wir dürfen nicht den Fehler machen, den heutigen Zustand mancher Bahnwärterhäuser mit dem ursprünglichen gleichzusetzen. Sämtliche An- und Umbauten, die einige Häuser inzwischen bei ihrem neuen Besitzer zu wahren Schmuckkästchen werden ließen, gab es damals nicht. Erst zwischen 1913 und den 30er Jahren wurden einige Häuser bahnseitig mit Anbauten versehen, die größeren Mieterfamilien ein wenigstens halbwegs angemessenes Unterkommen ermöglichten. Daß Strom- und Leitungswasseranschluß oft erst nach dem zweiten Weltkrieg, z. T. aber nie, verwirklicht wurden, sei noch angefügt. Über die Senkgrube am Hauseck unter dem Abort braucht man keine weiteren Worte zu verlieren.

Das Leben im Bahnwärterhaus hatte auch sonst einige Schattenseiten, insbesondere, wenn das Haus weit außerhalb der Ortschaft stand. Die Teilnahme der Familie am sozialen Leben, der Gang zur Schule, zur Kirche oder zum Einkauf konnten selbst bei gutem Wetter zum Problem werden. Die einzigen Vorzüge aus damaliger Sicht waren wohl der geringe Mietpreis und die Möglichkeit, etwas Landwirtschaft zu betreiben.

Schon 1878 wurden bei allen Wärterhäusern elektrische Läutewerke aufgestellt, die mit der bahneigenen Telegraphenleitung verbunden



Bahnwärterhaus in der ursprünglichen Größe (Haus 55 bei Lautlingen) Foto: Motika

waren und der Ankündigung von Zügen diente. Auf die Läutesignale hin mußten alle vorhandenen Schrankenanlagen rechtzeitig geschlossen werden.

Ab 1880 wurden viele Wärterbezirke vergrößert mit der Folge, daß etwa jedes zweite Wärterhaus zum reinen Miethaus für Bahnbedienstete wurde, sofern keine Schranken zu bedienen waren. Die Bindung des Bewohners an die Beschäftigung als Bahnwärter wurde also aufgegeben. Waren Schranken vorhanden, was bei uns meist der Fall war, mußten ab etwa 1900 wegen günstigerer Sozialvorschriften für Wärter und Ablöser unmittelbar an den Bahnübergängen hölzerne Hütten, später heizbare Wellblechbuden, sogenannte „Schilderhäuschen“, errichtet werden. Vor dieser Zeit hatte der Bahnwärter, wenn er gleichzeitig Schrankenwärter war, praktisch keinen Urlaubsanspruch. Bei Krankheit mußte er selbst für Ersatz sorgen (meist innerhalb der Familie)! 1908 taten sich viele Bahnwärter zusammen und forderten vom Landtag, er solle die Bahnverwaltung zur Gewährung von 52 freien Tagen im Jahr, davon 17 Sonntagen, veranlassen. Der Antrag hatte nur teilweisen Erfolg.

Zum Schluß noch ein Wort zu den Dienstaufgaben des Bahnwärters. Von der Schrankenbedienung haben wir bereits gesprochen. Die Haupttätigkeit war jedoch ursprünglich die laufende Untersuchung des Gleiskörpers auf lose Schienenbefestigungen, Schäden an Brücken, Dämmen, Durchlässen, Einschnitten, Abschrankungen usw. Dazu mußte der übertragene Bezirk dreimal täglich bei jedem Wetter, werktags wie sonntags, begangen werden. Die Ausrüstung des Wärters bestand aus Fahrplan, Uhr, Signalfahne oder Laterne, Signalhorn und einem großen Schraubenschlüssel. Dazu kamen die „Kontrolltafeln“ zum Nachweis der Begehung. Die Eisenbahn-Bau- und Betriebs-

ordnung von 1928 sah den Kontrollgang nur noch einmal täglich vor. Wenn heute die Zolnerrahnbahn nur noch einmal in zwei Wochen vom Streckenläufer, dem Nachfolger in der Tätigkeit des Bahnwärters, abgeschrieben wird, erklärt sich dies aus den Verbesserungen am Unter- und Oberbau der Strecke. Bei einer neuen Linie muß noch einige Jahre lang mit Setzungen und Rutschungen gerechnet werden. Daher zunächst die kleinen, schon bald aber vergrößerten Wärterbezirke. Ganz wesentlich wirkte sich die Einzellänge der eingebauten Schienen aus. Bei den alten 9-m-Schienen ergab sich eine Unzahl von Stößen, deren Laschenverbände sich lockern konnten. Der Übergang zu 30- bis 60-m-Schienen und heute zum lückenlos geschweißten Gleis, setzte die Schadenanfälligkeit ständig herab. Mit schwerer Einschotterung

wurde der Verwerfungsfahrer begegnet. Auch die bahnpolizeilichen Aufgaben des Bahnwärters, z. B. die Abwehr von Transportgefährdungen durch Bahnfrevel und Sabotage, sind heute weitgehend anders geregelt oder weggefallen.

In Ausübung ihres Berufes erlitten auffallend viele Bahnwärter schwere Unfälle, weil sie mit Zügen in körperliche Berührung kamen. Auch wurden viele von ihnen auf den einsamen Gängen Opfer von Überfällen dunkler Elemente, die ihre kriminelle Energie oder ihren Übermut nicht anderweitig auszuleben wußten.

Aus dem Jahre 1859 stammt der Ausspruch eines Lokführers: „Die Eisenbahn hängt von unserem Herrgott und den Bahnwärtlern ab!“ Was die Bahnwärter anbetrifft, kann man sagen, daß die Zeit über eine solche Wertung hinweggeschritten ist.

## Die Schutzmantelmadonna

Andachtsbild des ausgehenden Mittelalters – Von Kurt Wedler

Schon im Rechtsleben der Griechen ist der Schutz der Verfolgten verankert. So fanden diese z. B. im Apollotempel zu Delos Asyl. Bei den Juden war die Freistätte der Tempel Salomons, bei den Germanen der Thingplatz oder die Kultstätte. Mit der Christianisierung waren es die Kirchen, die dem Verfolgten Schutz boten, der darin bestand, daß der heilige Ort, in dem Gott und Mensch sich begegnen, eine gerechte oder ungerechte Strafe zunächst verhinderte. In der Gegenwart gibt es in der zivilisierten Welt nur noch das politische und das diplomatische Asyl.

Im Mittelalter bestand außer den schützenden Kirchen noch der „Mantelschutz“ der vornehmen Frauen, die von Verfolgten angerufen wurden. Dieser Mantelschutz gab diesen Frauen das Recht, wohl symbolisch, unter ihrem Mantel oder Schleier Schutz zu gewähren. Und dieser Rechtsbrauch wurde schließlich, metaphysisch unterbaut, auf Heilige, auf Christus und Gottvater, vor allem aber auf Maria, der Fürsprecherin, übertragen.

Unter den Heiligen war es vor allem Ursula, die Königstochter von England, die diese Schutzaufgabe übernahm. Der Legende nach

pilgerte sie mit elf (-tausend) Jungfrauen nach Rom und wurde mit ihren Pilgerfrauen auf dem Rückweg in Köln von den Hunnen niedergemacht. Dieses Martyrium war der Anlaß zu ihrer Verehrung bis auf den heutigen Tag. Viele Bilder, Skulpturen, ganze Altäre und sogar Kirchen, wie z. B. St. Ursula in Köln, weisen auf diese Verehrung hin. Ursula ist auch die Schutzpatronin der Stadt Köln.

Der eigentliche Schutzmantelgedanke, der Maria als Fürsprecherin und Schutzgewährende zum Inhalt hat, trat am Anfang des 13. Jahrhunderts zuerst in der theologischen Literatur auf und wurde bald darauf in der bildenden Kunst, in der Malerei und in der Plastik dokumentiert. Im 14. und 15. Jahrhundert fand das Schutzmantelbild größte Verbreitung. Die Dominikaner haben es zu ihrem Bruderschaftsbild erhoben, und bei den Zisterziensern war es Symbol des göttlichen Schutzes.

In der Lorenzkapelle in Rottweil haben wir, aus Gößlingen stammend (um 1430), eine schöne Schutzmantelmadonna, die auf ihrem linken Arm das Jesuskind trägt und in ihrem Mantel auf beiden Seiten je vier Waisenkinder beschützt. Die am meisten schutzbedürftigen Waisenkinder sind wohl als erste in diesen Andachtsbildern erschienen. Später waren es dann Bauern, Handwerker, Bürger, Bischöfe, Päpste und Könige und Kaiser.

Die drei Beispiele zeigen hervorragende Gestaltungen aus der Zeit der Spätgotik des 15. Jahrhunderts. Die Mariengestalt nimmt naturhafte, liebliche Züge an, die dennoch ein Entücktsein und den heiligen Auftrag zum Ausdruck bringen. Die Gewandfalten sind vor allem bei der Gößlinger Madonna fast unnatürlich gesteigert, aber sie beleben das Bild sehr vorteilhaft.

Das ernstere Beispiel aus Ravensburg, um 1480, (jetzt in Berlin-Dahlem), Michael Erhart aus Ulm zugeschrieben, zeigt zehn Vertreter der Stände. Männer und Frauen empfangen hier den Schutz in dem von Maria mit beiden Händen ausgebreiteten Mantel. Die Parallelfalten des Gewandes und des Kopftuches betonen den Ernst der Situation. Das Spielbein allerdings bringt belebendere Falten-Motive, ebenso der Mantel über den beiden Armen. Das Kind fehlt bei dieser Gestaltung.

Besonders schön ist die Markdorfer Schutzmantelmadonna (um 1470). Ihr feines Gesicht drückt aus, daß sie den schützenden Auftrag gern übernimmt. Das Kind hilft ihr den Mantel zu halten. Die gotische S-Linie, die von den Pa-



Markdorf um 1470

rallelfalten unterstrichen wird, ist deutlich zu erkennen. Unter dem weit ausgebreiteten Mantel erscheinen sogar 16 Gestalten, die links vom Papst und rechts vom Kaiser angeführt werden.

Bei diesen Beispielen ist also die Rechtssitte, bei Not und Verfolgung Hilfe und Schutz zu geben, deutlich ins Metaphysische, Religiöse erhoben und fand ihren Ausdruck in der bildenden Kunst. Leider sind viele dieser beachtenswerten Kunstwerke in der Reformationszeit, im Barock und im 19. Jahrhundert vernichtet worden.



Lorenzkapelle Gößlingen um 1430



Schutzmantelmadonna aus Ravensburg, Michael Erhart um 1480, Berlin-Dahlem

Vor 100 Jahren erschienen

# Das Königreich Württemberg

Beschreibung von Land, Volk und Staat - Von Eugen Gröner, Balingen

Im Juli 1886, also vor genau hundert Jahren, erschien im Verlag W. Kohlhammer Stuttgart der letzte Band eines Werkes mit dem Titel „Das Königreich Württemberg, eine Beschreibung von Land, Volk und Staat.“ Herausgeber war das Königliche Statistische Landesamt, zahlreiche Mitarbeiter waren für die einzelnen Abschnitte verantwortlich. Was dieses Werk über unsere engere Heimat zu berichten weiß, ist auch für unsere Generation interessant, gibt es doch Zeugnis davon, wie sehr sich die Verhältnisse und Lebensgewohnheiten im letzten Jahrhundert auf allen Gebieten geändert haben.

Das (durch Napoleons Guaden 1806 geschaffene) Königreich Württemberg war damals aufgeteilt in vier Kreise (sie entsprachen in ihrer Bedeutung etwa den heutigen Regierungsbezirken), und zwar 1. den Neckarkreis mit 560 740 Einwohnern und dem Sitz der Kreisregierung in Ludwigsburg, 2. den Schwarzwaldkreis mit 472 758 Einwohnern und dem Sitz der Kreisregierung in Reutlingen, 3. den Jagstkreis mit 407 613 Einwohnern und dem Sitz der Kreisregierung in Ellwangen, und 4. den Donaukreis mit 467 835 Einwohnern und dem Sitz der Kreisregierung in Ulm.

Als untere Verwaltungseinheiten gab es insgesamt 64 Oberamtsbezirke, die je von einem Oberamtmann (entspricht dem heutigen Landrat) geleitet wurden. Der damalige Oberamtsbezirk Balingen (er bestand in dieser Größe bis 1938) gehörte mit 16 weiteren Oberamtsbezirken zum Schwarzwaldkreis. Dieser umfaßte 39 Städte, 326 Pfarrdörfer, 146 Dörfer, 6 Pfarrweiler, 333 Weiler, 277 Höfe und 554 einzelne Wohnsitze.

Was über den Oberamtsbezirk Balingen berichtet wird, sei hier auszugsweise wiedergegeben: Oberamt Balingen. Liegt zwischen den königlich preussischen Oberämtern Haigerloch, Hechingen, Gammertingen, dem großherzoglichen badischen Bezirksamt Meßkirch und den Oberämtern Spaichingen, Rottweil, Sulz, mißt 5,8473 Quadratmeilen = 32189,4 ha mit 33824 Einw., nemlich 29493 Ev. 4192 K., 11 J(uden), 128 a. Bek. Ganz alemannischer und bisch. konstanzer Bezirk: Berchtoldsbaar, Scherragrafschaft, Grafschaft Haigerloch, später Hohenberg. Altwürttembergisch: Aemter Balingen und Ebingen, rentkammerlicher Hof Bronnhaupten. Neuwürttembergisch (alle

durch die napoleonische „Flurbereinigung“ zu Württemberg gekommenen Gebiete wurden als „Neu Württemberg“ bezeichnet): Kloster Margrethausen und die reichsritterschaftlichen Orte Geislingen, Lautlingen, Thierberg, Margrethausen, Ochsenberg, Erlaheim, Unterdigisheim.

Höchster Punkt des Oberamts war der Weichenwang bei Meßstetten mit 986, 9 Metern tiefster Punkt die Eyach beim Kühlen Grund mit 459,1 Metern Meereshöhe.

## Geognostisches

Vollständiger entwickelt, klarer aufgeschlossen und weniger gestört als im Bäliger Bezirk ist der Jura in ganz Württemberg nicht mehr zu treffen. Sämtliche Glieder des Jura sind vertreten, also daß man auf dem Weg von Erlaheim nach Winterlingen die ganze Schichtengliederung des Bezirks kennenlernt. Der Bäliger Bezirk bildet eine eigentliche Schule zum Erlernen des Jura. Nutzbare Steine werden nur im schwarzen Jura gewonnen zu Ostdorf, Engstlatt und Endingen; aus ihnen sind die Burg Hohenzollern und die Kirchen von Endingen und Laufen aufgeführt worden. Bis in die 1850er Jahre wurden auf der Ebinger Alb auch Bohnerze gegraben, was aber mit dem Erliegen der süddeutschen Eisenproduktion aufgehört hat.

Der Hauptnahrungszweig der Bevölkerung ist die Kartoffel. Doch hängt ihr Gedeihen nur zu sehr von der Jahreswitterung ab. Auf den Höhen des weißen Jura werden ordentliche Haberernten gemacht. Die Flora gehört zu den interessantesten des Landes.

Fortsetzung folgt

## Fichte oder Rottanne

(Picea excelsa)

Blüte weiblich

männlich



Die vom Waldsterben so sehr betroffene Fichte ist der in unsern Wäldern am meisten verbreitete Nadelbaum. Etwa 36 Prozent waren es in der Bundesrepublik. Die Fichte wird etwa 60 m hoch und trägt an ihren dichten Zweigen vierkantige, spitze dunkelgrüne Nadeln, die sehr eng stehen. Die Weißtanne dagegen hat breite, unten mit zwei weißen Streifen versehene Nadeln, die nach zwei Seiten gerichtet sind.

Die Fichte ist eine einhäusige Pflanze, d. h., es stehen männliche und weibliche Blüten auf einem „Haus“. Sie ist aber getrennt geschlechtlich, hat also für beide Geschlechter verschiedene Blüten. Die männlichen, stehenden oder hängenden Blüten treten in großer Zahl bis zu den mittleren Ästen herunter auf. Sie bilden die Pollen (Blütenstaub) und erzeugen bei trockenem Wetter und leichtem Wind ganze Wolken von Staub. Nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt haben, fallen sie ab. Die viel schöneren weiblichen Blüten sind nur an den oberen Ästen zu finden. Sie stehen senkrecht an den Zweigenden mit ihrer bezaubernden roten Farbe und werden bis zu fünf Zentimeter lang. In ihnen ist schon der spätere Tannenzapfen mit den einzelnen Schuppen vorgebildet. Unter diesen Schuppen wachsen die nackten Samen mit ihren kleinen Flugapparaten. Nach der Bestäubung, die durch den Wind erfolgt (Windblütler), schließen sich die Schuppen. Sie verwandeln ihre Farbe in ein helles, später dunkles Grün. Durch das Wachstum (bis 18 cm) werden sie schwerer, hängen dann nach unten und bekommen im zweiten Jahr die bekannte braune Färbung.

Die Fichte hat nur flache Wurzeln und ist deshalb sturmgefährdet. Sie ist, geologisch nachgewiesen, schon am Ende der Tertiärzeit, im Pliozän, bei uns heimisch gewesen, also schon seit über einer Million Jahren. Ob sie aussterben wird?

Kurt Wedler

## Nachbarschafts- und Grenzvergleich im Jahre 1558

... zwischen den Gemeinden Geislingen, Ostdorf, Erlaheim und Owingen von Dietger Häske

In der Beschreibung des Oberamtes Balingen aus dem Jahre 1880, Seite 375, ist bei der Abhandlung über die Gemeinde Erlaheim festgehalten, daß sich die vier Flecken Geislingen, Ostdorf, Owingen und Erlaheim am 7. Juni 1558 wegen der Bannmark, Viehtriebs und Weidgangs zwischen der von Geislingen Witthau und dem Pfarrberg verglichen. Auf den näheren Inhalt des Vergleichs wird dabei nicht eingegangen. Lagerort der bei diesem Vergleich angefertigten Urkunde ist das Hauptstaatsarchiv, Bestand A 315, Urk. 35.

Da der Text dieser Urkunde m. W. bisher nirgends veröffentlicht ist, soll das hiermit geschehen. Der sehr interessierte Inhalt der Urkunde rechtfertigt dies sicherlich auch. Herr Hans Gaiser aus Balingen hat in dankenswerter Weise die Transkription der Urkunde übernommen.

Aus der Vergleichsurkunde ist zu ersehen, daß die vier beteiligten Gemeinden Grenzstreitigkeiten untereinander vermeiden wollten und deshalb als gemeinsamen Grenzpunkt einen Markstein im Mittelsbachtal aufstellten. In den Markstein wurden vier Kreuze eingehauen. Eine unmittelbar danebenstehende Weißtanne galt ebenfalls als Grenzzeichen.

Der Mittelsbach ist ein Bächlein, das bei Geislingen entspringt und nach einem Lauf von etwa 6,5 km bei der Weilerkirche in Owingen in die Eyach mündet. In seinem Verlauf auf württ. Gebiet bis zur Berührung der Gemarkung des hohenzollerischen Owingen lautet der Name amtlich „Mildersbach“. Ab dem bewußten Markstein scheidet der Mildersbach auf den

nächsten 2,5 km dann die Gemarkungen Ostdorf und Owingen. Auf den Owinger Flurkarten ist aber plötzlich aus dem Mildersbach ein „Mittelsbach“ geworden, während die württ. Flurkarten für Ostdorf weiterhin beim bisherigen Namen Mildersbach bleiben. Auch im Sprachgebrauch der beiden Ortschaften verhält es sich genauso.

Die Gemarkungsgrenzen der vier beteiligten Gemeinden blieben in diesem Bereich jahrhundertlang unverändert. Auch die ersten Flurkarten aus dem Jahre 1837 zeigen den Verlauf der Markungsgrenzen noch unverändert. Nach 1837 ist dann bei den Gemarkungsgrenzen von Geislingen und Erlaheim eine Änderung eingetreten. Heute stoßen an dem bewußten Markstein nur noch die Grenzen von Ostdorf und Owingen direkt aufeinander. Der im Jahre 1558 gemeinschaftlich gesetzte und mit vier Kreuzen versehene Markstein ist heute nicht mehr vorhanden. Natürlich ist auch von der als weiterem Grenzzeichen erwähnten Weißtanne nichts mehr zu sehen. Der jetzt an dieser Stelle

stehende Markstein ist erst nach dem Jahre 1850 aufgestellt worden, denn er zeigt bereits an, daß Owingen zum Königreich Preußen - KP - gehört.

IN GOTTES NAMEN AMEN. Wir vögt, gericht und ganze Gemeinde, gemeinlich reich und arm, der vier fleckhen von namentlich Geißlingen, Ostdorff, Owingen und Erlaheim thun khundt meniglichen und bekennen offenlich mit diesem brieve allen dennen, die inn sehen, läsen oder hören läsen, das wir, doch mit sonderm Vorwissen und erlauben unser ye-

der Fleckhen oberkheit und herrschaft, unser bannmarkh, viehtrib unnd waidgang halber, zwischen unser, dene von Geißlingen, withaw und dem pfarrberg (wie dann die hölzer aus bedachtem pfarrberg, unser denen von Geißlingen zugehörig sinde) auff heut dero dann sonder lieb und freindliche nachpurschafft wegen so wir ye unnd allemalen zusammen gehaist und gewegen, unnd söliches (ob got wil) füran noch thon, sollen und wöllen, samentschaft miteinander einhellig, auf das künfftiger zannckh und widerwil zwischen unns verhüet, nachpurlicher wil und Friden gepflanzt werde, eine tugentliche, freundliche und nachpurliche einigung unnd ausweisung gemacht thon volfiren unnd machen. Das auch hiemit wahrem wissen, wohlbedächtlich unnd ganz crafft des briefs, das wie nachgeschriben volgen würdet.

Als fürnemlich sovil unns der obgesetzten vier fleckhen bann belangen und schaiden, ist ein weißes thannen unnder der Haigenwiß im Wittersperg frey steen verpliben unnd in dieselbig vier creuz gehawen. Auch bey derselbigen thannen ein marckhstein eingraben, deßgleichen kholl, glaß und ziegelstückh darzu gelegt worden. Inn selbigen Marckhstein sind gleichermaßen, wie in die thannen, auch vier creuz gehawen, wölche yeze obernannte thanne unnd marckhstein sollen der gemelten vier fleckhen bann, sovil die waid betroffen ist, von einander sondern und schaiden, alß das khain fleckh dem andern nun hinet hin zu ewigen zeiten und tagen mit dem vihtrib oder waidgang dhonn übergriff. Mit der einfart ye zu einer uf des andern bann thon sölle, doch so sollen yeze gemelte marckhen kheinem herren an seiner oberkheit herrlichkeit unnd gerechtikhait gar nichts genommen sein, besonder was ein yeder inn und angehät, es seyen herren hölzer gemeiner withaw, aigen oder lachenhölzer. Die-

selbigen sollen fürchin gleicher weiß wie bißanher verbannt sein unnd pleiben, die auch nuzen und niessen innen zu wie von altem herkhommen. Sovil dass der vichtrib belangendt ist, hier inen insonderheit abgeredt, angedingt und gemacht worden, das wir von Geißlingen unnd Ostdorf gegen unns hin yessendt des bachs, dass wir die von Owingen und Erla auch gegen unns biß an den bach uf unsern bann verpleiben unnd das vih alß hüeten. Unnd wie dann sollen auch fürhin zu ewigen zeiten allemalen zu fünfzehn jaren die abgeanntten marckhen (sie von neuem kennzeichnen lassen). Damit sollen wir dißes bannwerckhs, vichtribs und waidgang halber früntlicher und nachpurlicher weiß verbannt und verglichen sein unnd deßhalb vier brieff gleichlautendt darüber aufgerichtet und yedem fleckhen einen geben worden. Unnd da über kurz oder lang zeit durch krieg, wasser und feuernoth (das der liebe gott lang verhüeten wölle) in ebbestigten fleckhen einen dero brief einen abweg khäme oder verprännet, wie sich das inen begében oder zutragen möchte, gleichen unnd alßbald solle ein anderer gleichförmiger brief durch unns alle widerumben gemacht und aufgerichtet werden. Alles gemeinlich und ungeverlich. Unnd das zu einer vesten unnd offen urkund. So haben wir, vögt, gericht unnd ganze gemeinde zu Geißlingen, Ostdorff, Owingen und Erla die Edlen und Vesten Juncker Hannsen von Stotzingen zu Geißlingen, Hanns Jacob von Messenbach, genannt Talackher, Fürstlichen Fürstenbergischem Obervogt zu Ballingen, Gall Schütz von Eitingenthal, der Graffschaft Zollern Obervogt, deßgleichen den Ehrenhaftten Hannsen Moser, Obervogt der Herrschaft Kallenberg, unßer günstig lieb Junckhern unnd Herrn ernstlich weiß gepetten und erpotten, das ir veste unnd sye all ire Aigen insigel, doch iren

vesten unnd allen iren Erben auch den Sigil in allweg one schaden zu gezeugnus hieran gehennkht haben. Geben uf Mitwochen den sibenden tag des Monats Juny nach der gepurt Cristi unseres lieben Herrn unnd Seligmachers, gezelt Fünffzehnhundert. Fünffzig unnd Acht Jar.

## Humor

Beim Umbau einer Kirche wurde ein altes Kirchenarchiv entdeckt. Zwischen vergilbten Schriftstücken fand sich eine alte Rechnung eines Malers, der einmal Erneuerungsarbeiten ausgeführt hat:

Rechnung  
über Malerei in der Kirche  
1681, den 1. Juli

Den Pilatus wieder aufgefrischt und die Mütze mit einem neuen Pelz versehen	2 Kr.
Dreißig Silberlinge vom Judas wieder neu versilbert	2 Kr.
Die zehn Gebote Gottes verbessert, alle Gesetzentafeln mit gutem Firnis gestrichen	3 Kr.
Den Himmel vergrößert und einige neue Sternlein dazugemalt	3 Kr.
Das Meer von vielem Fliegenschmutz befreit	2 Kr.
Den heiligen Josef, das Kind und den Esel gereinigt	3 Kr.
Das Feuer in der Hölle vergrößert, dem Teufel eine neue Fratze gemalt	10 Kr.
Die Jungfrau reiner gemacht	2 Kr.
zusammen	27 Kr.

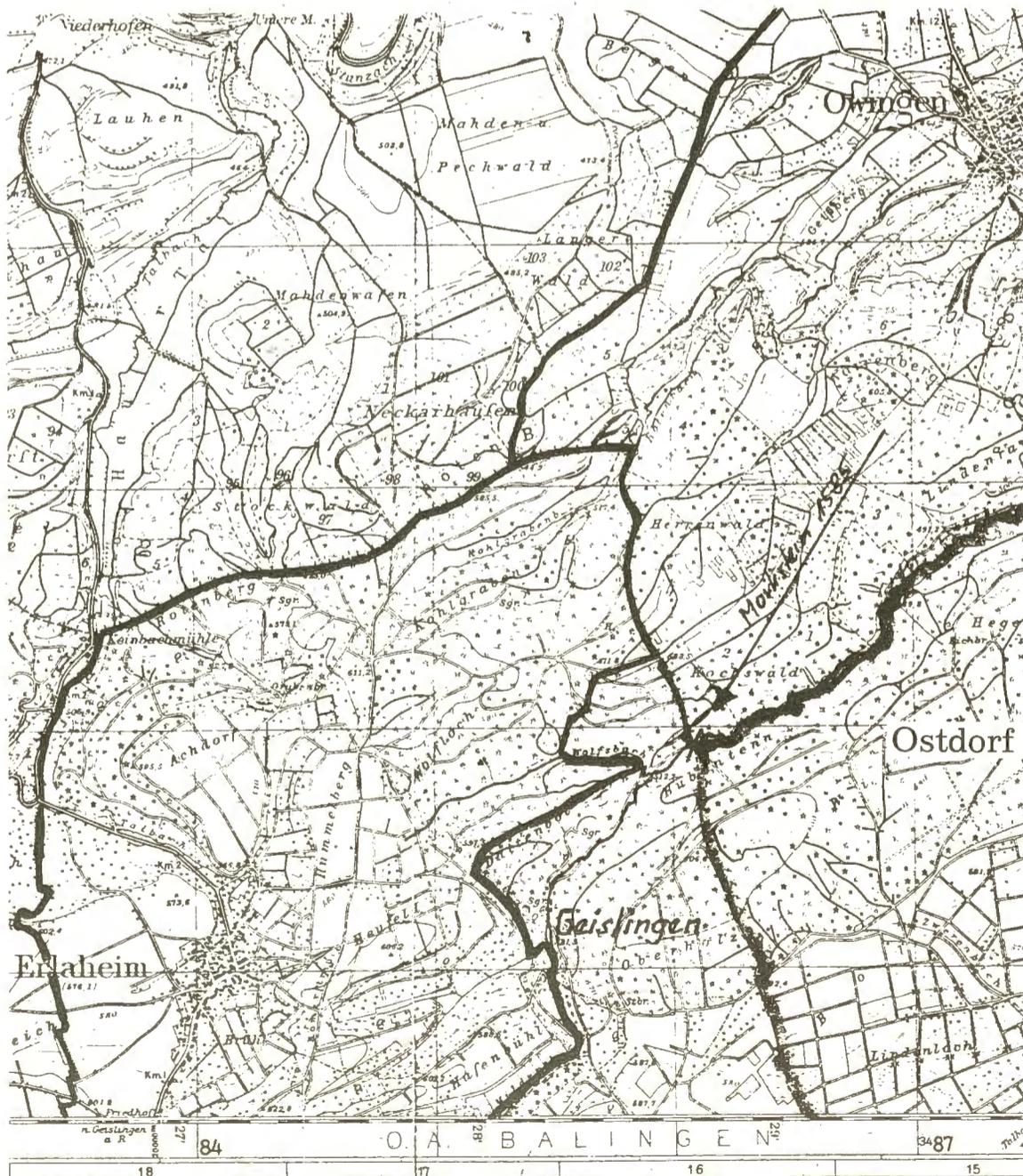
## Zwerg-Holunder

(Sambucua ebulum)



Der Zwerg-Holunder ist eine krautige Staude, die bis zwei Meter hoch werden kann und im Herbst abstirbt. Nur der derbe, kriechende Wurzelstock bleibt erhalten, aus dem im Frühjahr die neue Pflanze entsteht. Die Blattstiele sind gegenständig, die Blätter selbst unpaarig gefiedert, gesägt und lanzettlich zugespitzt. Die Blüten bilden eine ebensträubige zusammengesetzte Dolde, die innen weiß und außen rötlich ist. Man findet den Zwerg-Holunder an Waldrändern, in Gebüsch und auf Weiden. Seine schwarzen Beeren sind giftig. Die ganze Pflanze verbreitet einen unangenehmen Duft. Man nennt sie auch Attich oder Acker-Holunder. Verwandt mit dem Zwerg-Holunder sind der Rote- oder Berg-Holunder und der bekannte Schwarze Holunder, von dem Blüte und Früchte vielfach verwendet werden. Alle Holunderarten gehören zu den Geißblattgewächsen.

Kurt Wedler



Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen, Königsberger Straße 89, Telefon 63 36.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter Balingen



Jahrgang 33

31. August 1986

Nr. 8

## Zum 50. Jahrestag eines Wahrzeichens der Stadt Balingen

Vogtsitz, Scheuer, Denkmal – die wechselhafte Geschichte des Balinger Schlosses – von Hans Schimpf

Durch nichts ist Balingen in Fremdenverkehrsprospekten, Reiseführern, Kalendern und den Medien so häufig und markant vertreten wie durch das Zollernschloß. Besucher der Stadt fühlen sich von dem städtebaulichen Kleinod angezogen. – Manch einer glaubt, ein uraltes Schloß vor sich zu haben, – dabei ist es eben erst 50 Jahre alt.

Das baufällig gewordene alte Schloß wurde 1935 abgebrochen. Mitte des 15. Jahrhunderts erbaut, hatte es durch die im Laufe der Jahrhunderte notwendig gewordenen Reparaturmaßnahmen einige gravierende bauliche Veränderungen erfahren. Unter Verwendung alter Baumaterialien wurde nun versucht, das Gebäude in seiner ursprünglichen Form wieder herzustellen. Im Sommer 1936 war Richtfest – ein Datum, das uns dazu anregen sollte, doch wieder einmal ein Augenmerk auf die Vergangenheit dieses zwar erst 50 Jahre jungen, aber dennoch geschichtsträchtigen Gemäuers sowie des Reiterhauses zu richten.

### Ausgangspunkt: Stadtgründung

Wie 1935 beim Abbruch festgestellt wurde, waren die Grundmauern noch Reste einer vermutlich bereits im 13. Jahrhundert mit der Stadtgründung entstandenen Burg. Anhaltspunkt dafür war die im Kellerbereich angetroffene Mauerstärke von 2 1/2 Metern sowie die Art der Vermauerung. 1403, mit dem Verkauf der zollerischen Herrschaft Schalksburg, ging auch Balingen mit dem Schloß an Württemberg über. Es wurde nun zum Sitz des jeweiligen Obervogts.

Zur imposanten Südostansicht des Schlosses trägt die Tiefe des Eyach- und des Steinachbettes bei. Ursprünglich jedoch floß die Steinach westlich der Stadt entlang. Erst nach 1428 wurde sie, um die Befestigungsanlage der Stadt sicherer zu machen, umgeleitet. In der Folgezeit, als die Stadt nun gut genug befestigt war, ließen die Württemberger gegen Mitte des 15. Jahrhunderts auf den Grundmauern der alten Burg ein Schloß errichten. Diese Datierung erfolgte anhand der im Schloß heute noch anzutreffenden Reste alemannischen Fachwerks und der in den 1930er Jahren noch vorgefundenen Spuren einer spätgotischen Innenausstattung.

Der 1935 abgerissene Ostgiebel und die Außenwände des 2. Stocks wiesen auf umfangreiche Sanierungsmaßnahmen nach dem 30jährigen Krieg hin. Auf die eben genannten baulichen Details wird später noch eingegangen werden.

Erstmals erwähnt ist das Balinger Schloß in einer Pergamenturkunde von 1469, in der Graf Ulrich und sein Sohn Eberhard versprechen, die Stadt und das Schloß Balingen, die Stadt Ebingen und die Schalksburg in Zukunft beieinander zu lassen und sie nie mehr zu verpfänden. Dies geschah auch in der Tat nie wieder, aber – was viel schwerwiegender ist – rund 300 Jahre später kam es zum Verkauf des Schlosses. Warum? – Wie bereits erwähnt, war es jahr-



Das Wahrzeichen der Stadt Balingen, das Zollernschloß in seiner heutigen Gestalt, feiert in diesem Jahr seinen 50. Geburtstag. Aus diesem Anlaß berichtet Stadtarchivar Schimpf über die Geschichte des Balinger Schlosses und des dazugehörenden „Reiterhauses“.

Foto: Gerd Schneider

hundertlang Sitz des jeweiligen Obervogts. Mitte des 18. Jahrhunderts wurden in Württemberg die Obervogteien aufgelöst. Die herzogliche Rentkammer wußte mit dem nunmehr funktionslos gewordenen Gebäude nicht mehr so recht was anzufangen. So wurde es schließlich an Privatleute verkauft. Doch nun zuerst zu der Frage: Was ist ein Obervogt?

### Der mächtigste Mann im Bezirk

In der Regel handelte es sich dabei um einen Adligen, den der Landesherr als seinen Vertreter zur Verwaltung und Wahrnehmung der Hochgerichtsbarkeit über mehrere Ämter ein-

setzte. Zur hiesigen Obervogtei gehörten ursprünglich die Amtsbezirke Balingen, Ebingen und Tuttlingen – später kam noch Rosenfeld dazu. Im einzelnen Amtsbezirk führte ein Untervogt die Verwaltung. Er war in der Regel zugleich auch Keller und damit auch mit dem Einzug der herrschaftlichen Steuern und Abgaben betraut. Der Obervogt war also der wichtigste Mann im Bezirk. Gerichtstage wurden im Rittersaal des Schlosses oder im Rathaus, gelegentlich auch auswärts abgehalten.

Erster Balinger Obervogt, Anfang des 15. Jahrhunderts, war Ulrich von Lichtenstein; der letzte, von 1751 bis 1755, Karl Gustav Friedrich

von Üxküll. Dazwischen tauchen Namen auf wie: Wilhelm Sürg von Sürgenstein (1468 - 1471), Hans Württemberger zu Karpfen (1494 - 1501); Heinrich Ognar, Herr zu Stöffeln (1515), Hug Werner von Ehingen (1522 - 1534), Ehrenfried Senft von Sulburg (1560 - 1587), Johann Wilhelm, Graf zu Königseck (1635) und Karl Philibert Ferrere Fiesce Graf von Kandel (1649 - 1675). Letztgenannter zog, wie das Datum schon sagt, gleich nach dem 30jährigen Krieg auf.

**„Altershalben übel zergangen“**

1642/43 war Balingen von bayrischen und weimarischen Truppen geplündert und 1647 von den Franzosen stark beschossen worden. Als 1649 Graf Kandel seinen Amtssitz beziehen wollte, mußte er feststellen, daß die Schloßgebäude unter den Ereignissen schwer gelitten hatten. Er war wohl davon ausgegangen, daß er, nachdem er von Herzog Eberhard III als Obervogt eingesetzt war, auch gleich mit seinem 32-Personen-Haushalt das Schloß beziehen können würde. Als er nun aber von Nagold aus, wo er wohnte, nach Balingen geritten kam, um seinen „Aufzug“ in die Wege zu leiten, traf er die Gebäude in einem schlimmen Zustand

an. Der ebenfalls anwesende Untervogt schilderte ihm wie folgt: Das Reiterhaus sei „... so altershalben sehr übel zergangen, meistens eingefallen und unmöglich zu sonderbarem Nutzen wiederumb auszuflicken, sondern da fern manns recht nuzlich gebrauchen (will, es) unumbgänglich von neuem wieder aufzubauen ist.“

Zum altersbedingten Zerfall, so wird weiter berichtet, kam noch hinzu, daß „der Einbau an Holzwerckh von Bürgern“ und „(Fachwerk-) Riegel und Anderes von Soldaten außgehauen“ worden waren. Man unterschied damals zwischen dem alten und dem neuen Schloß, wobei mit letzterem das Reiterhaus gemeint war.

Auch das alte Schloß war nicht mehr bewohnbar. Seine Beschreibung: „... hatt ein geringen Keller, Stallung uff 10 Pferd. Im Übrigen mehr nit, als 5 Stuben, 6 Kammern groß und klain, auch außer dessen kein Blatz darinnen einigen Schöffel Frucht in Verwahrung zu halten, (die) Gemach an Fenster, Thiren, Böden und anderem sehr verderbt und ohnreparirt nit gebraucht werden kunnen.“

Ebenso die zwei übereinanderliegenden Verbindungsgänge, zwischen altem und neuem Schloß, sowie der Laubengang an der Ostseite



Herzog Eberhard III., er befahl den Neubau des Reiterhauses.

Aufnahme: Stadtarchiv Balingen

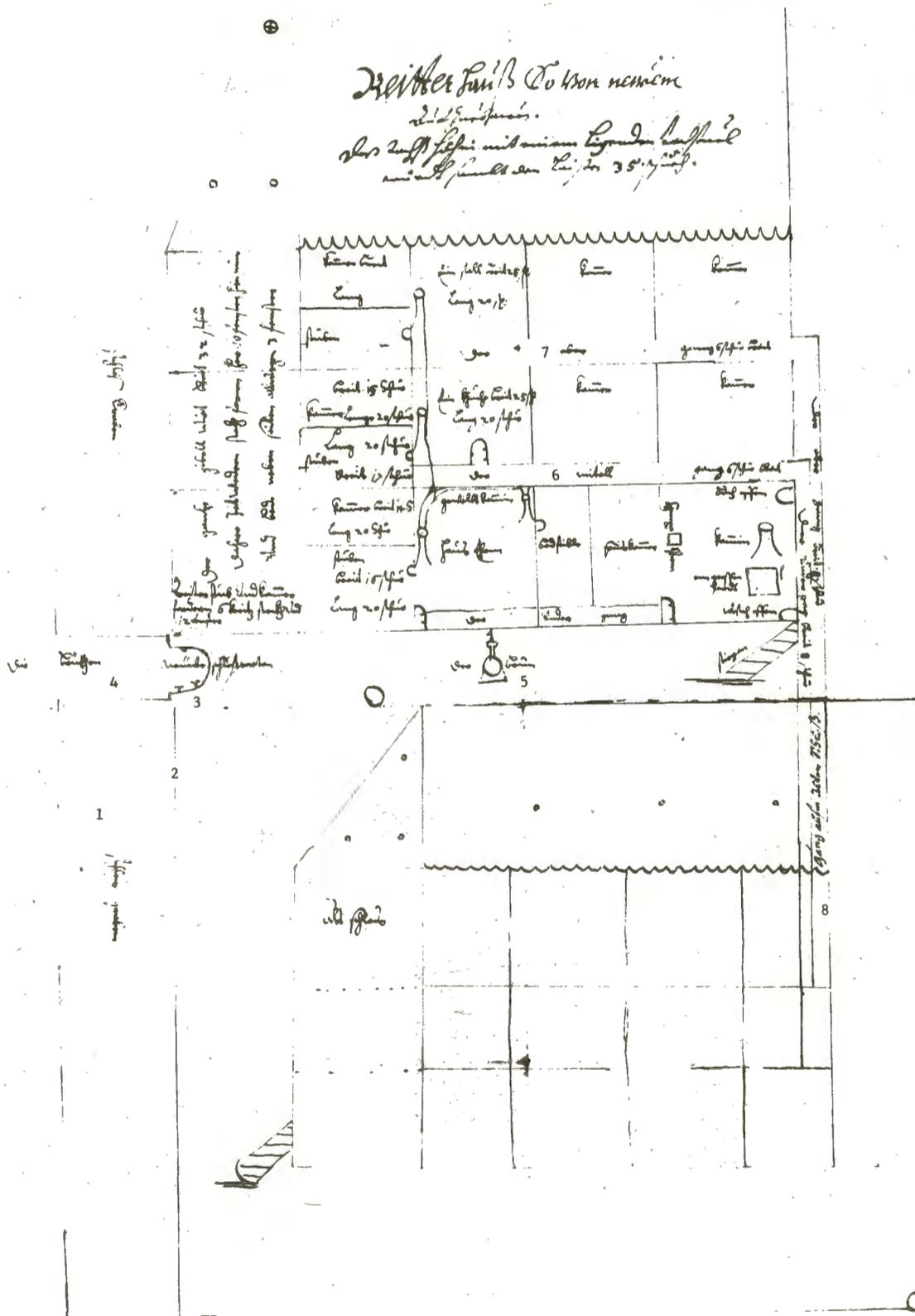
des alten Schlosses, mit dem „Gängle“ hinüber zum Turm, waren am Zusammenfallen. Die „Bruckenmauer am Graben gegen die Stadt“ war eingerissen, die Brücke am Zusammenbrechen und „die außer Mauer gerings umb den Schloßgraben“ zum Teil eingefallen. Wieder einige Details, die einer näheren Erklärung bedürfen; auf sie wird an anderer Stelle noch eingegangen werden. Zunächst jedoch zurück zu Graf Kandel:

**Zwischen Tür und Angel**

Sicher sah der Obervogt recht schnell ein, daß an ein Bewohnen dieser Gebäude vorläufig nicht zu denken war. Im Glauben und Vertrauen an seine Herzogliche Hoheit wohl doch etwas erschüttert, gab er seinem Pferd die Sporen und kehrte noch am selben Tag nach Nagold zurück. Zuvor hatte er jedoch noch den Untervogt angewiesen, die Instandsetzung der gesamten Anlage in die Wege zu leiten. Er selbst griff gleich am nächsten Tag zur Feder und schrieb dem Herzog einen Brief: „Ich bin in der Hoffnung gestanden, man werde die Obervogteybehauptung zue Bahlingen sollicher Gestaltten reparirt haben lassen, damit ich mich bloß darinnen uffhalten und meinen Uffzug nemmen könnte..... Ich steckh zwischen Thir und Angell, indeme ich nicht andersten vermeint diesen Frühling meinen Uffzug gewiß nacher Bahlingen zuenemmen; habe ich meine in Bestand gehabtten Gerdten, Wißen und Ackher heimbsfallen und Anderen überlassen, kheine Ackher usgesehet, mein under den Bauren gehabt wenigens Viehlein zue mir in Stall genommen, und mich also ganz zuem Hinwegzug gerichtet. Zuedem ist meine liebe Gemahlin groß Leibs (schwanger), muß Sie die Khunndbett (Kindbett) allhier hallten, khombt der Sommer vorbe; khann mein Uffzug nicht mehr nemmen. Und bin auch nicht wohl eines Diechlin (Tüchlein) Hew allhier gewertig, weiß also meine Sachen nicht anzustellen.“

Ist es nicht verblüffend, aus der Feder eines adeligen hohen Beamten etwas über Ackerbau und Viehzucht zu erfahren? Es mag uns ein deutlicher Hinweis darauf sein, welche Bedeutung die Landwirtschaft früher für alle Schichten der Bevölkerung hatte.

Wie reagierte nun der Herzog? Dem Anliegen seines Obervogts offenbar vollstes Verständnis entgegenbringend ließ Eberhard III wohlwollend verlauten: „Wollen wir Bevelch (Befehl) er-



Bauplan zur Neuaufrichtung des Reiterhauses, 1649 gefertigt vom Balingener Untervogt. Vorlage und Aufnahme: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A 249

theilen, daß ufs wenigst für dißmahl daß nothwendigste repariert wird und verbleiben dir benebens mit Gnaden wohl gewogen.“

Bereits wenige Wochen später kam der herzogliche Werkmeister Kretzmayer nach Balingen, um das Schloßbauwesen sachverständig zu beurteilen. „Damit“, so der Werkmeister in seinem Bericht, „Hohermelter Herr Graf und Obervogt an seinem Uffzug, welchen dieselbe 14 Tag vor Pfingsten diß Jahr noch vorzunehmen willens, nit gehindert werden“, müßte das Alte Schloß in aller Eile soweit instandgesetzt werden, daß die grafliche Haushaltung wenigstens den „Unterschlupf“ darin nehmen könnte. Das Reiterhaus sei bereits soweit heruntergekommen, daß man es abreißen und von Grund auf neu errichten müsse.

#### Hand ans Geschäft gelegt

Viel dazu in die Wege zu leiten brauchte der Werkmeister freilich nicht mehr, denn der von Graf Kandel beauftragte Untervogt war in dieser Richtung schon tätig geworden. Bemerkenswert ist, wie er die Sache anging: „Hab ich die Handwerksleuth zu mir gezogen, und ihnen anfänglich alles Ernstes vorgehalten, daß sie diß Orths grad zu gehen und die alte Gebäuch wohl zu observieren hätten, damit wann Euer Fürstlichen Gnaden bauverständige Leuth herüberkommen und solche Arbeit examinieren lassen werden, alsdann nicht der Halbtheyl davon abgestützt und ich mitt ihnen zu Spott und Schand, ja gar in Fürstl. Hohe Ungnad fallen möge.“

Zusammen mit den Handwerksmeistern hatte er auch schon einen Plan samt Kostenüberschlag zur Neuaufrichtung des Reiterhauses und Instandsetzung der gesamten Schloßanlage gefertigt. Beides wurde von Werkmeister Kretzmayer für gut befunden und zur Ausführung empfohlen.

Zur Finanzierung konnten die im Mai fälligen Steuern verwendet werden. Der Bau sollte wohlorganisiert und zügig über die Bühne gehen, denn man wisse ja, so der Vogt, daß „...sobald ein Handwercksmann auf den andern

ansteht, alzeit gleichder Beuttel gezogen und ihnen Geld gegeben werden muß.“

Eine nicht geringe Kostenersparnis hatte die Herrschaft dadurch, daß die Einwohner neun umliegender Ortschaften (Endingen, Engstlatt, Erzingen, Frommern, Heselwangen, Ostdorf, Waldstetten, Weilheim und der württembergische Teil Dürrwangsens) zur Beischaffung der Baumaterialien fuhrfrohnpflichtig waren.

Den vom Untervogt gefertigten Plan würde man nach heutigen Gesichtspunkten als Skizze bezeichnen. Genaue Pläne, mit Hunderten von Maßangaben zu fertigen, war in den seltensten Fällen üblich – die Handwerker wurden vor Ort, mündlich instruiert. Aus Erfahrung wußten sie am besten darüber Bescheid, welche Mauerstärke, Dachschräge, Fensterhöhe etc. angebracht war. Oben im Plan steht: „Reiter Hauß So von newem aufzuebawen. Deß Tachs Höhin mit einem Ligenden Tachstuel wirdt sambt den Laisten 35 Schueh.“

Darunter abgebildet sind, quasi im Grundriß nebeneinandergelegt, die drei Stockwerke des Gebäudes. Im Erdgeschoß vorgesehen waren (v. l. n. r.): „Reiterstub und Kammer, Haus Ehrn, Badstible, Speiskammer“ und eine große Küche, ausgestattet mit „Bachofen, ein großer Herdt, Kammin, Waschoffen“ und einer „Megtzbannckh“. Im 1. Stock: Stube, Kammer, „Khuche“, zwei weitere Kammern. Im 2. Stock: Stube, Kammer, „Stall“ (Abstellraum) und abermals zwei Kammern.

Im unteren Teil des Planes ist, nur grob angedeutet, das „Alt Schloß“ gezeichnet. Besondere Aufmerksamkeit verdienen vor allem die mit Nummern gekennzeichneten, heute nicht mehr existierenden Bestandteile der Anlage: 1 – Schloßgraben; 2 – Schloßmauer; 3 – Eingangstor; 4 – Schloßbrücke; 5 – Schloßbrunnen; 6 und 7 – Laubgänge an der Innenhofseite des Reiterhauses, im 1. und 2. Stock, sowie zum alten Schloß hinüber; 8 – Laubgang an der Ostseite des alten Schlosses. Sie gaben der gesamten Anlage ein völlig anderes Bild, als sie sich uns heute präsentiert.

(Fortsetzung folgt)

## Der Plettenbergsturz zu Ratshausen

von Gerold Riede

Am Sonntag, dem 5. Oktober 1851, beobachtet man am Plettenberg unterhalb eines früheren kleineren senkrechten Felssturzes, beinahe 200 Fuß unter der Bergspitze eine starke Absenkung von Felsstücken, Geröllen und Lettenlagern. In der Nacht auf den 6. Oktober donnerte es im Berg, und ein Bersten folgte, so daß die Bewohner von Ratshausen an den Weltuntergang glaubten. Dieses Krachen und Gehacke als wenn viele Holzmacher am Werke wären, dauerte über Tage bis zum Donnerstag, den 9. Oktober, an. Doch dann auf einmal setzte sich die Erde des südwestlichen Plettenberges in Bewegung. Mächtige Tannen stürzten kopfüber zu Tal. Andere wieder rutschten auf großen Erdschollen stehend den Hang herunter. Ein schöner Fichtenwald lag kreuz und quer durcheinander.

Stadtschultheiß Sippel von Schömberg schrieb ans Oberamt: Es sei alles so durcheinander, daß menschliche Kräfte mit allem Fleiß keinen solch schauerlichen Zustand herbeiführen könnten. Die Rutschung zog sich von der „Hausener Bahn“ über unsere ganze Gemarkung bis in den Schömberger Stadtwald. Diese erweiterte sich stündlich und bewegte sich auf das Dorf zu. Die größte Höhe der obersten fast senkrechten Steilwand im weißen Jura betrug nun an die 60 Fuß. Weiter unten war eine zweite kleinere senkrechte Ablösung von geringerer Höhe im Jurakalkgeröll. Durch die langanhaltende Nässeperiode, auch der vorhergehenden Jahre, waren es vor allem die Lettenlager, welche sich auf dem schmierigen Mergeluntergrund verschoben, und die aus Wald, Weide- und Ackerland bestehenden Oberschichten gleichzeitig in die Höhe trieben und tausendfältig zerklüfteten. Zum Glück befanden sich im unteren braunen Jura, die aus sandigen Tönen herausgebildeten Erhebungen Weiherberg,

Seebou und Hohe Reute. Diese drei Stufenrücken rissen den zusammenhängenden Schlipf auseinander und brachen seine Kraft, sonst wäre jedenfalls noch mehr nachgerutscht. Die Hafer und Kartoffelernte konnte kaum eingebracht werden. Die früheren Wege waren nur noch an einigen Stellen sichtbar und Grundstücksgrenzen nicht mehr feststellbar.

Acht Quellen und ein kleiner Bach verschwanden, wogegen am oberen Felssturz täglich mehr Wasser hervortrat und sich wieder verlor. In der Mitte der Rutschung kam es wieder zum Vorschein und bildete mehrere kleinere Seen. Täglich schob sich die Geröllmasse weiter gegen das Dorf zu. Die täglichen Messungen ergaben erst am 23. November den Stillstand der Rutschung. Nach dem Bericht des Pfarrverwesers Dr. O. Fraas Laufen a. E., dem späteren Dekan zu Balingen, befand sich schon vor dieser Ablösung in den oberen Lagen der wohlgeschichteten Jurakalke eine kleinere senkrechte Steilwand. Die Felder und der bewaldete Kranz zogen sich also auch schon damals nicht mehr bis ganz oben auf die Bergeshöhe hinauf, wie es nach alter Überlieferung einst gewesen sein soll.

Diese schauerliche Zerstörung lockte natürlich wie überall Hunderte von Schaulustigen herbei. Nach Meldung des Schultheißen Fidel Sauter, griff jetzt endlich die Regierung ein, und ließ durch die Forsträte Gwinner und Fischbach, sowie Oberbauräte Cloß und Knoll durch Augenscheinnahme die Lage besichtigen. Als Leiter der Gegenmaßnahmen wurde Topograph Paulus Stuttgart eingesetzt. Dieser ließ als erstes die verschütteten Quellen wieder suchen und ihnen mittels „Känern“ einen Abfluß schaffen.

Das Oberamt Rottweil war der Meinung der armen Gemeinde Ratshausen müßte Unterstützung zuteil werden, um die verwüsteten Felder wieder herzustellen. Auch Oberbaurat Knoll vom Oberamt Spaichingen ersuchte das K. Ministerium die schwer betroffene Gemeinde ebenso zu unterstützen, wie es bei den in Wasser- und Feuersnot bedrängten Gemeinden geschieht. Paulus setzte dann auch durch, daß die einheimischen Bürger das noch verwertbare Holz selber „aufklaffern“ durften, und auch die zerklüfteten Felder wieder einebnen sollten, um der armen Bevölkerung etwas Verdienst zu verschaffen. Auf der hiesigen Gemarkung waren an die 200 Morgen Gemeinewald und 150 Morgen Ackerfeld total verwüstet. In Schömberg war es wesentlich weniger. Dieser Bergsturz war der Länge und Schwere nach viel bedeutender als die beiden am Deilingen Berg in den Jahren 1787 und 1789. Seit Menschengedenken war auf der ganzen schwäbischen Alb keine derart große Naturkatastrophe bekannt.

Zum Gedenken an den dennoch glücklichen Ausgang dieser Katastrophe, weil keine Menschenleben zu beklagen waren, stiftete die Gemeinde eine „Bergsturzmesse“. Diese wurde bis vor sechs Jahren alljährlich anfangs Oktober zelebriert. Nach Aussage des jetzigen Orts Pfarrers Castellein, soll sie auch jetzt noch über Rottenburg, angeblich irgendwo in den Missionen, gelesen werden. Schade nur, daß dies nicht mehr in der betroffenen Gemeinde geschieht. Der Plettenberg blieb einigermaßen ruhig bis in die heutige Zeit. Es bleibt nur zu hoffen, daß der Schroppenabbau während der letzten Jahre direkt am Bergfuß, keine neuerliche Katastrophe nach sich zieht.

Die Gemeinde bat um Nachlaß des Novalzehnten für die verwüsteten Felder die nun keinen Ertrag mehr brachten. Ihr Antrag wurde abgelehnt. Daraufhin stellte die Kommune der K. Finanzverwaltung anheim, doch selbst dort zu ernten, wo nichts mehr wachse. Erst daraufhin wurden ihr im Jahr 1854, 250 Gulden Nachlaß gewährt. Schultheiß Fidel Sauter schrieb am 30. 4. 1852 an das Oberamt: Aus Rücksicht der immer mehr zunehmenden Verarmung, hat die Gemeindeverwaltung am 22. 11. 1851 die alleruntertänigste Bitte eingereicht, daß 300 hiesige Angehörige auf Staatskosten nach Amerika überliefert werden möchten, worüber aber bis jetzt noch keine allerhöchste Entschließung erfolgt ist. Sehr wahrscheinlich wurde dieses Gesuch abschlägig entschieden, jedenfalls ist keine Großauswanderung aktenkundig.

Mit staatlicher Planung und Unterstützung (1000 Gulden) wurden in den nachfolgenden Jahren eine ganz neue Wegeanlage unterhalb des Plettenberges in die verwüsteten Fluren angelegt. Geometer Seifriz von Schörzingen begann 1853 an die 82 Morgen verwüstete Felder wieder zu vermessen. In den nachfolgenden Jahren begannen einzelne Besitzer der zerstörten Felder Versuche, diese zu rekultivieren, was dann ja auch im Laufe der Jahrzehnte gelang. Dazu trugen auch die durch die Rutschung herabgewanderten Weißjuramergel bei, welche die schweren nassen Tonböden im unteren braunen Jura durch Kalkzufuhr wesentlich verbesserten, und dadurch einen besseren Ertrag brachten. In den Jahren um 1872 wurde dann wieder der erste Versuch unternommen, die oberen Schutthänge aufzuforsten, was aber nicht auf Anhieb gelang, da in dem folgenden trockenen Frühjahr die meisten Pflanzen verdorrten. Die besseren Teile wurden wieder als Allmenden an die Bürger ausgemessen. Einzelne Stücke jedoch konnten nurmehr als Streu- und Schafweide genutzt werden, und sind erst in den letzten Jahren aufgeforstet worden.

Quellen:

Hauptstaatsarchiv Stuttgart.  
Dr. Fraas, Plettenbergschlipf  
Gemeinde- und Kirchenakten

Vor 100 Jahren erschienen

# Das Königreich Württemberg

Beschreibung von Land, Volk und Staat – Von Eugen Gröner, Balingen

(1. Fortsetzung)

Die für den Oberamtsbezirk zuständigen überbezirklichen Dienststellen lagen damals zumeist in Rottweil, so das Landgericht, die Straßenbau- und Hochbau-Inspektion, die Umgeld-Kommission und das Forstamt (in Balingen und Ebingen waren nur Revierförstereien). Mit den Oberamtsbezirken Rottweil, Spaichingen und Tuttlingen bildete Balingen den Reichstagswahlkreis IX. Was vor 100 Jahren über die einzelnen Gemeinden zu berichten war, kann nur auszugsweise wiedergegeben werden.

**1. Balingen**, Bezirksstadt im Thal der Eyach und Steinach, 517 m. Bahnhof, Postamt, T(elegraph), Eisenbahnbetriebsbauamt, 2 ev. Geistliche, Latein- und Realschule, 2 appr. Aerzte, Apotheke. W(appen) ursprünglich das zollerische, von weiß und schwarz gevierter Schild; darüber später in Gold eine schwarze Hirschstange. In 490 Wohngeb., mit Kesselmühle etc. 3252 Einw., wovon 165 Katholiken, 5 eig. Konfession. Gemeinde- und Stiftswald von 275 ha. Ansehnliche Stiftungen. Spital von 1809 und Dienstbotenkrankenhaus von 1872/80. Schuhmacher, Zeug- und Tuchmacher, Handschuhfabrikation, Flanellhemden- und Trikotwarenfabr., Strumpfwirker, Mechaniker. Schwefelquelle.

Balingen ist 1809 fast ganz abgebrannt, stehen blieben die beiden Kirchen: die Stadtkirche zu Uns. l. Frau, ursprünglich romanisch, 1443 erneuert, Chor und Anlage des Langhauses von Albr. Georg, 1512 von Meister Franz abgeschlossen, 1861 renoviert; viele Grabmäler, ein zollerisches. Lutherbild von Friedr. Eckenfeld(er) aus B. 1884. Sebastianskirche (?) auf dem Friedhof, ursprüngl. Pfarrkirche, romanisch und frühgotisch, 1866 ren.; Grabmäler. Altes, nach dem 30j. Krieg neugebautes (?) Zollerenschlößchen, später Obervogtei, seit 1753 Scheuer. Dekanat- und Kameralamt im „Freihof“. Auf dem Marktbrunnen altes Ritterbild, wohl H. Ulrich. B. erscheint im 9. Jahrh. im Besitz des Markgrafen Eberhard von Friaul, ohne Zweifel Ahnherrn der Grafen v. Urach und wohl auch der Zollern, als Stadt seit 1255. Zu Ende des 13. wird es Hauptort der Z.-Schalksburger Linie und Herrschaft, und mit dieser 1403 um 28000 fl. (einen Hirschgulden nach der Sage, eine „Bagatelle“ nach der zurückgesetzten Zollerlinie, welche vergeblich noch bis 1739 um die Rückgabe sich bemühte, an Württemberg verkauft. 1525 durch H. Ulrich und mehrmals im 30j. Krieg hatte B. als Sperrfeste der alten Schweizerstraße Belagerungen und Beschießungen auszuhalten. Große Brände 1546, 1607, 1672, 1809 (der Großbrand von 1724 ist nicht erwähnt). Eisenbahn v. Hechingen 1874, nach Ebingen 1878. In B. sind geb.: Jak. Dachtler 1525 †1598, Orientalist in Tübingen; Jakob Frischlin 1557, †1616, schwächerer, aber noch mehr schreibender Bruder des Nikodemus; Joh. Jakob Flatt 1724, †1792, Hofprediger in Stuttgart; G. Andr. Werner, 1752, †1824, Gymnasiallehrer, Verf. lat. und griech. Lehrbücher; Friedr. Eberh. Wächter 1762, †1852, berühmter Maler; Joh. Tob. Beck, 1804, †1878, hochgeschätzter Lehrer und Prediger, Prof. d. Theologie in Tübingen; Karl Bames 1806, †1875, Oberrezeptor in Reutlingen, Gelegenheitsdichter.

**2. Bitz** (=Anhöhe mit schmalem Pfad), ev. Pfarrdorf auf der Alb, 24,4 km ö. v. B., 883 m, mit Hermannslust 1062 Einw., wov. 1 Kath., 7 eig. Konf. Feinmechaniker, Brillen- und Wasserwagen-, Schrauben-, Korsettschließen- und Charniernadelfabrikation; Weißstickerei. Gemeindewald von 192 ha. Moderne Kirche mit spätgoth. Thurm v. 1519. Von den benachbarten Lichtenstein 1386 an Ebingen verkauft.

**3. Burgfelden** (1275 Burgvelt, das zur Schalksburg gehörige Feld), Dorf auf der Alb, 9,9 km südöstl. v. B., 910 m, 232 Einw., wov. 4 eig. Konf. Fil v. Pfeffingen, Gemeindewald von 12 ha. Romanische Kirche mit Ostturm. Ein schmaler Felskamm führt zur Schalksburg, einer uralten felsumgürteten Volksburg, im Mittelalter durch 9 Fuß dicke Mauern zum castrum

geschaffen, mit milites de S. im 13. Jh. (Sage vom Schalk und Hirschgulden). Mit der gleichnamigen zollerischen Herrschaft kam Burg und Ort an Württemberg 1403.

**4. Dürrwangen** (1179 Turne-1275 Durnwanc, dorniges Feld) ev. Pfarrdorf am Ausgang des Lautlinger Thals, 5,1 km sö. v. B., 579 m, Amtsnotariat, 575 Einw., wov. 10 Kath., 1 Jude. Gemeindewald von 53 ha. Späthgoth. Kirche z. h. Petrus. D. gehört 1179 dem Kloster St. Georgen, an welches 1094 die Kirche von den Winzeln gekommen war. In der Folge besaßen es je hälftig Schalksburg, seit 1403 Württemberg, und die Bubenhofen, im 16. Jh. bis 1553 Gültlingen und Stotzingen. (Fortsetzung folgt).

## Was die Flurnamen erzählen

Anlässlich der 1200-Jahr-Feier in Rosenfeld-Isingen erschien das Festbuch „1200 Jahre Isingen“. Hieraus veröffentlichten wir Flurnamen dieser Gemeinde. Da diese Flurnamen in der Regel sehr alt sind, ist es heute nicht leicht, aufzuzeigen, was sie meinten. Oft wird es möglich sein, aus einem Namen mehrere Deutungen herauszulesen. Es würde den Rahmen dieser Beilage sprengen, wenn nun bei jedem Flurnamen auf alle möglichen Erklärungen eingegangen würde. Vielmehr wurde versucht, die wahrscheinlichste Deutung der Isinger Flurnamen aufzuzeigen.

**Angsthecken:** dort versteckte man sich, wenn man Angst hatte, also wenn dem Ort Gefahr von außen drohte

**Asem (Asan):** kommt von absengen, abbrennen; ein durch Feuer gerodeter Platz

**Braike:** ungeteilte breite Ackerstücke in Ortsnähe, oft herrschaftliche Sondergebiete

**Brühl:** saftige, feuchte Wiesen in Ortsnähe vor Bue: kommt von Buoch – Buche, also vor dem Buchenwald

**Dauren:** das Au-Ried, daraus entstand wohl d' Auried

(Daurenbach): später Dauren

**Elmet:** veränderte Aussprache von Allmed

**Ehrenstall:** Stelle mit Erlen

**Falchen:** kann die Bedeutung von gelb haben (vielleicht gelber, dürrer Bewuchs) oder vom Falken (Vogel) herrühren

**Flachszeil:** auf diesen Äckern wurde Flachs angebaut; sie liegen in einer Zeile, Reihe nebeneinander

**Fußbühl:** im Lagerbuch von 1574 als Fußlehrin bezeichnet, also ein alter Gerichtshügel, zu dem man zu Fuß gehen mußte

**Foitscher Grund:** vielleicht von Feuchter Grund, oder Grundstück des Veit (Personennamen)

**Ganssäcker:** Weideplatz der Gänse

**Greuth:** althochdeutsch geriute, durch Boden (Reuten) urbar gemachtes Gelände

**Grindelbach:** Grindel ist eine Fischart

**Haib:** althochdeutsch: gehouwe, Platz der ausgehauen werden durfte

**Härte:** Hart bedeutet Waldstück

**Hechern:** vielleicht die Stelle, auf der man mit der Hechel (eiserner Kamm) Flachs und Hanf säuberte

**Herren (Horen):** Eigentum einer Herrschaft

**Herrenstock:** Ort, an dem noch die Wurzelstöcke eines abgeholzten Herrenwaldes waren. Oft wurde das Recht des Ausstockens, Ausgrabens dieses Holzes vergeben

In der Hex: abgelegener, unheimlicher Platz,

teilweise von Wald umgeben: dort vermutete man Hexen u. ä.

**Hildern:** hilderen bedeutet widerhallen, also ein Platz auf dem es ein Echo gab. Kann aber auch das Grundstück des Hild (Personennamen) sein

**Hinter Hofen:** Gewann hinter den Bauernhöfen, vielleicht sind die 7 Höfe gemeint, die anfänglich Isingen gebildet haben sollen

**Hirschle:** 1574 „hürschle“, wohl von ahd., Hurst bedeutet Hecke, Busch

**Hohegerten:** hochgelegene Wechselfelder, teils als Acker, teils als Weide benützt

**Holgenberg:** holg = heilig: dieses Flurstück war in kirchlichem Besitz

**Huben (Hubhalde):** so hießen Einzelgüter, meist Lehensgüter

**Hummelberg:** Hummel = Gemeindefarren, Weide- oder Heuplatz für den Gemeindefarren

**Judenwegle:** Weg der jüdischen Kaufleute, die meist von Haigerloch herkamen

**Kausbühl:** vielleicht von Kauz; dort gab es diesen Vogel, oder von gehauen; dort durfte man Holz oder ähnliches weghauen

**Keaneracker:** in der Nähe verlief ein Wasserkanal (Keaner) zu der Riedmühle

**Lehren:** alter Gerichtsplatz; durch die Abhaltung des Gerichts wurde der Bevölkerung das Recht gelehrt

Fortsetzung folgt

## Rainfarn

(Tanacetum vulgare)



Der Rainfarn hat nichts mit den Farnkräutern zu tun, er gehört zur Familie der Korbblütler wie die Kamille und die Disteln. Ein dicker verzweigter Wurzelstock verleiht der Pflanze die mehrjährige Dauer. Aus ihm wächst ein später holzig werdender Stengel, der sich weiter oben zu den Blütenständen verzweigt. Die Blätter sind doppelt gefiedert, wechselständig, stark gezahnt und behaart. Von Juli bis September blüht der Rainfarn, und an seiner goldgelben Blüte ist er auch deutlich zu erkennen. Sie hat keine Randblüten (Scheinblüten), und wo der Blütenboden, zum Beispiel bei der Kamille in der Mitte erhöht ist, hat der Rainfarn eine Vertiefung. Er kommt vor an Wegrändern, steinigten Böschungen und Flußufern und wird in der Medizin gegen Wurmkrankheiten verwendet.

Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

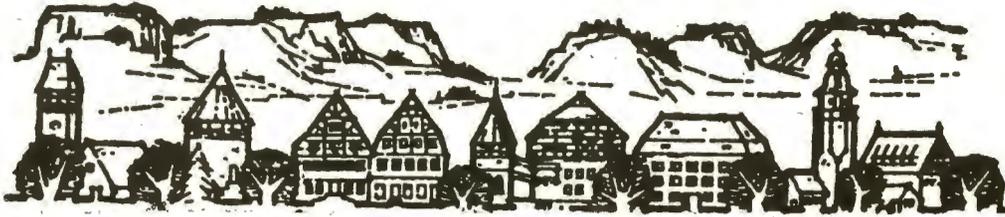
Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen, Königsberger Straße 89, Telefon 6336.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter

# Balingen



Jahrgang 33

30. September 1986

Nr. 9

## Meister Simon Schweitzer

Bedeutender Balinger Bildhauer der Spätrenaissance  
von Eugen Gröner, Balingen

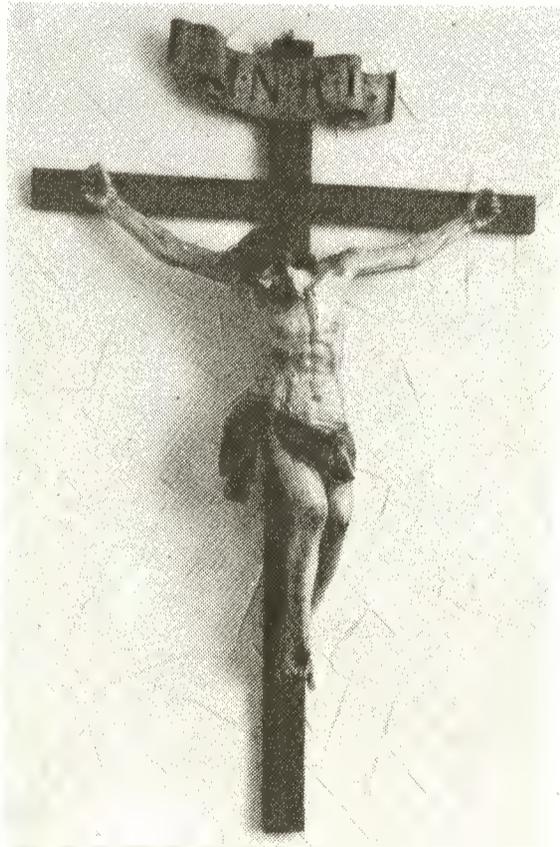
Einen Überblick über Kunst und Kultur zwischen 1520 und 1630 will die vom Land Baden-Württemberg veranstaltete Ausstellung „Die Renaissance im Südwesten“ bieten. Die Ausstellung wird im bedeutendsten Bauwerk jener Zeit nördlich der Alpen, dem Heidelberger Schloß, dargeboten und ist noch bis zum 19. Oktober 1986 täglich von 9 bis 18 Uhr geöffnet.

Im ehemaligen Land Württemberg wirkten in diesem Zeitraum auf dem Gebiet der bildenden Kunst mehrere bedeutende Meister, deren Werke in zahlreichen Abhandlungen gewürdigt wurden. Ein Bildhauer von hohem künstlerischem Rang ist, wie auch der Ausstellungskatalog erwähnt, immer noch viel zu wenig bekannt. Es ist der Balinger Bildhauer Simon Schweitzer. Zwei ihm zugeschriebene Werke wurden von der Ausstellungsleitung für würdig befunden, in die Ausstellung aufgenommen zu werden, ein kleines Kruzifix aus der Evangelischen Stadtkirche Balingen und zwei Büsten aus dem Epitaph des 1611 und 1614 verstorbenen Ehepaares Johann und Agnes Maier aus der Evangelischen Stadtkirche Pfullingen.

Über die näheren Lebensumstände des Balinger Meisters ist, da in Balingen nur das 1577 begonnene Geburtenregister die zahlreichen Stadtbrände überlebt hat, lediglich bekannt, daß ihm von 1601 bis 1613 sechs Kinder geboren wurden. Als Bildhauer ist er im Verzeichnis der Brandgeschädigten beim großen Stadtbrand von 1607 aufgeführt. Entdeckt wurde er anlässlich der Renovierung der Balinger Stadtkirche 1913/14 durch den Lautlinger Pfarrer und Kunsthistoriker Albert Pfeffer, der sein Si-

gnum SS an zweien seiner Balinger Werke entdeckte. Da in diesem Zeitraum in Balingen sonst kein Bildhauer erscheint, kann mit dem „Balinger Bildhauer“ der 1593 für einen (leider nicht mehr vorhandenen) Altar in der Schloßkirche Haigerloch 100 Gulden erhalten hat, nur Simon Schweitzer gemeint sein.

Die bisher über diesen Meister vorhandene Literatur (auch der Heidelberger Ausstellungskatalog) erwähnt konstant, daß Schweitzer in Balingen von 1593 bis 1613 gewirkt habe und



Kleines Kruzifix in der Sakristei der Balinger Stadtkirche – in Heidelberg ausgestellt. (Um 1605)

daß ihm neben Werken in Balingen und Umgebung auch das Kruzifix der Nürtinger Stadtkirche und der für diese Kirche geschaffene und später nach Neuffen gekommene Kanzeldeckel „zugeschrieben“ werde.

Interessant war deshalb, daß vor wenigen Jahren im Nürtinger „Sachbuch 1622/1623“ folgende Einträge aufgefunden wurden: (Kopie im Stadtarchiv Balingen) Verbauen in der Pfarrkirchen.

Mr. Simon Schweitzern Bildthauern zu Balingen für das Crucifix in die Kirchen, Und noch 20 Engels Köpfflen zum Cantzel Deckhel zu verfertigen, wie meine Herrn mit Ime überkommen, Überhaupt bezalt 50 Rth – Lxx Pfl.



Der Kanzeldeckel für die Nürtinger Stadtkirche – seit 1759 in der Martinskirche in Neuffen. (1620 – '23)

Als er die 20 Engels Köpfflüßern lassen, Bottenlohn entricht – 1 Pf VIII Sch.

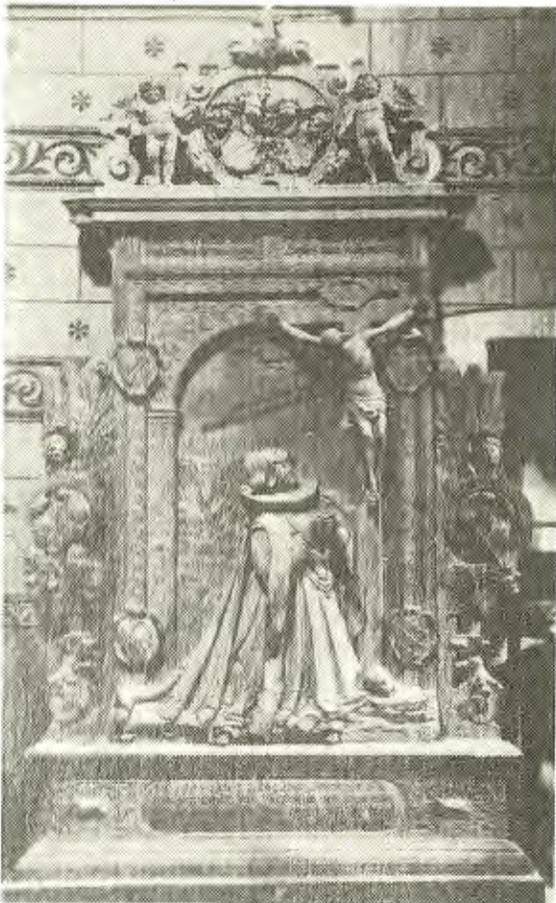
Zwayen Botten, so das Crucifix Alhero getragen, damit sie vier Tag zugebracht, für Bottenlohn, Zehrung Und Trünckhgelt Ußgelegt 4 R 6 lx Müntz – 6 Pf 3 Sch. -2 hl – wieder einem Botten von Balingen, so das letzt gelt Umb das Crucifix abgeholt, halb Bottenlohn geben – Xiiii Schilling.

Hannß Hermann Mahlern, das Cruzifix In der Kürchen zu mahlen Und mit Planiertem Goldt zu vergulden, darzu er goldt, Farben Und Alles geben soll, von meinen Herrn verdingt, neben einem Scheffel Dinkhel Umb 60 Rth – Lxxxiiii Pfl.

Damit ist eindeutig bewiesen, daß Schweitzer nicht nur, wie bisher angenommen, bis 1613, sondern mindestens bis 1623 in Balingen gearbeitet hat. Ebenso ist bewiesen, daß ihm das Nürtinger Kruzifix und der prächtige Kanzeldeckel nicht nur zuzuschreiben sind, sondern daß er tatsächlich diese beiden Werke geschaffen hat.

Das Kruzifix hängt noch heute am Chorbogen der Nürtinger Laurentiuskirche, der Kanzeldeckel wurde (nach der Neuffener Kirchenbeschreibung von 1982) schon 1759 um 60 Gulden nach Neuffen verkauft und hängt seit 1932 zweckentfremdet im nördlichen Seitenschiff der dortigen Martinskirche. An seiner Ausgestaltung haben außer Schweitzer noch der Kunstschreiber Jörg Reitter und der Drechsler Pfizenmaier, beide aus Nürtingen, mitgewirkt.

„Es steht fest, daß in dem kleinen, altwürttembergischen Städtchen Balingen, abge-



Das monumentale steinerne Epitaph der Obervoigtsgattin Magdalena von Tegernau in der Evangelischen Stadtkirche Balingen (1605)

schlossen von den großen Kunstzentren, ein Bildhauer lebte und wirkte, der sich zu einer respektablem Höhe des künstlerischen Schaffens hinaufarbeitete. An Reichtum der Formen, Schärfe der Beobachtung, künstlerischer Gestaltungskraft und Sicherheit im Handwerklichen kommt er den anerkannten Vertretern der schwäbischen Spätrenaissance, den Schlör, Kern, Baumhauer, Yelin gleich, er überragt sie durch Tiefe des Ausdrucks und Feinheit des Stilempfindens. Woher er seine Kunst erlernt hatte, steht heute noch nicht fest, aber es ist sehr wahrscheinlich, daß er bei Christoph Yelin in Tübingen, dem Meister mehrerer Fürstengräber in der Tübinger Stiftskirche und des äußeren Schloßportals, gelernt und längere Zeit als Mitarbeiter gearbeitet hat.“ So schrieb der Kunsthistoriker Pfeffer im Jahre 1914 über den Balingen Meister. Und Prof. Wilhelm Friedrich Laur, von 1897 bis 1934 „Landeskonservator der Kunstdenkmäler Hohenzollerns“, schrieb schon 1913 in „Die Kunstdenkmäler der Stadt Haigerloch“ über Simon Schweitzer, den Schöpfer des verlorengegangenen Altars der dortigen Schloßkirche: „Auch ihm wird die Kunstforschung noch ihr besonderes Interesse widmen müssen, will sie ein vollständiges Bild des Kunstschaffens der Spätrenaissance zeichnen.“ Leider scheint dieses Bild in den seither vergangenen 73 Jahren nicht viel vollständiger geworden zu sein.

#### Die Werke

Manches, was der Balingen Meister in den mindestens drei Jahrzehnten seines Wirkens geschaffen hat, mag verlorengegangen sein, wie der Haigerlocher Altar, der sicher schon bei der Barockisierung der Schloßkirche im Jahre 1748 einem Barockaltar weichen mußte. Der Regotisierungssucht des 19. Jahrhunderts dürften ebenfalls Werke von Schweitzer zum Opfer gefallen sein. So wurden z. B. 1861 im Zuge

einer Renovierung der Balingen Stadtkirche mehrere Epitaphien entfernt und auf den Dachboden der Friedhofkirche gebracht, wo sie jahrzehntelang lagen, verstaubten und verwurmt und auch beschädigt wurden. Dank der Forschungsarbeit von Albert Pfeffer kamen sie 1913/14 zu neuen Ehren, wurden restauriert und ergänzt und in den beiden Balingen Kirchen aufgehängt.

Was trotz allem die Zeiten überdauert hat, ist bewundernswert und gibt ausreichend Zeugnis von der künstlerischen Bedeutung des bisher viel zu wenig gewürdigten Meisters Simon Schweitzer. Die einzelnen Werke ausführlich zu beschreiben, ist hier nicht der Ort. Eine Aufzählung, etwa in der Reihenfolge ihrer Entstehung, soll zunächst genügen.

Da ist zuerst zu erwähnen das wohl 1593 geschaffene monumentale Epitaph des 1592 verstorbenen Ritters Hans Christoph Scheer von Schwarzenburg, das – leider beschädigt – an der Pfarrkirche von Hausen am Tann (Zollernalbkreis) aufgestellt ist und den Ritter in voller Lebensgröße zeigt. 1595 datiert und signiert ist das Holzepitaph des Bürgermeisters Caspar Murschel in der Balingen Stadtkirche, „eine feine und elegante Schnitzarbeit, voll der reichsten Erfindungsgabe“ (Pfeffer).

1597 entstand das steinerne Epitaph des „Edel Junckfrewlin Magdalena von Thierbergs, irs Alters 24 Wochen“ in der Balingen Friedhofkirche. Ebenfalls in dieser Kirche hängt das (teilweise ergänzte) Holzepitaph des 1603 verstorbenen Balingen Obervogts Peter Scheer von Schwarzenburg.

„Eine das Mittelgut weit überragende Leistung“ (Pfeffer) ist das im Chor der Balingen Stadtkirche stehende steinerne Epitaph der 1605 verstorbenen Balingen Obervogts gattin Magdalena von Tegernau, das die Verstorbene nahezu lebensgroß vor dem Gekreuzigten knieend zeigt.

Um 1605 wird auch das kleine, in der Heidelberger Ausstellung gezeigte Balingen Kruzifix (von Pfeffer als bedeutendste Arbeit Schweitzers bezeichnet) einzuordnen sein.

Vermutlich aus dem Jahr 1613 (in diesem Jahr wurde die Balingen Stadtkirche mit „Büchlichen Historien“ ausgemalt) stammt das große Altarkruzifix und der einzigartige Kanzeldeckel dieser Kirche.

In der Tübinger Stiftskirche hängt das ebenfalls Schweitzer zugeschriebene Holzepitaph für den 1614 verstorbenen Hans Christoph Herter von Herteneck.

Aus dem Jahre 1614 stammt auch das in der Pfullinger Stadtkirche hängende Holzepitaph des 1611 und 1614 verstorbenen Ehepaars Johann und Agnes Maier, dessen beide lebensvollen Büsten ebenfalls in Heidelberg ausgestellt sind. Um 1620 schuf Schweitzer den prächtigen Nürtinger Kanzeldeckel, dem er 1623 noch 20 „Engelsköpfflen“ hinzufügte (s. o., heute in Neuffen) und gleichzeitig noch das überlebensgroße Kruzifix der Nürtinger Stadtkirche schuf. Das in die Außenwand der Balingen Friedhofkirche eingelassene steinerne Epitaph des 1627 verstorbenen Tobias Pfeffer könnte, nachdem sein Wirken jetzt bis 1623 nachgewiesen werden kann, ebenfalls noch von Simon Schweitzer stammen.

Die seit 1955 in der Balingen Friedhofkirche hängende kleine Figur Johannes des Täufers (vorher Heimatmuseum Balingen) konnte bisher zeitlich nicht eingeordnet werden, dürfte aber ebenfalls aus seiner Spätzeit stammen. Das große raumbeherrschende Kruzifix im Chor der Pfarrkirche St. Ulrich in Geislingen bei Balingen dürfte (nach der Kirchenbeschreibung von 1985) um 1600 entstanden sein.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß in mancher Kirche der näheren und weiteren Umgebung von Balingen noch Werke dieses bedeutenden Meisters der Spätrenaissance zu finden sind.

## Zum 50. Jahrestag eines Wahrzeichens der Stadt Balingen

Vogtsitz, Scheuer, Denkmal – die wechselhafte Geschichte des Balingen Schlosses – von Hans Schimpf (Fortsetzung)

Die erste Folge des Beitrags „50 Jahre Zollernschloß“ endete mit der Beschreibung des Reiterhausbauplanes von 1649. Er läßt einige Rückschlüsse auf das frühere Aussehen der Schloßanlage zu. Die zweite Folge schließt nun mit einer Beschreibung der Anlage aus den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts an. In ihr findet man die im Bauplan von 1649 enthaltenen Details bestätigt. Der 1919 verstorbene Balingen Veterinärarzt Deigendesch schreibt in seinen Lebenserinnerungen: „... das alte und neue Schloß (Anmerkung: Gemeint sind Schloß und Reiterhaus) ... waren ... durch eine starke Mauer verbunden, die einige Fensteröffnungen hatte und wie ein mittlerer Flügel wirkte, dessen Mauer bis zum Dachanfang des neuen und alten Schlosses lief.

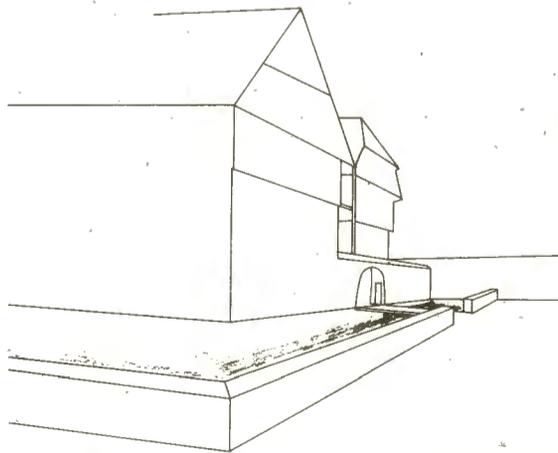


Bild 1: Die Schloßanlage von der Stadt her gesehen, mit Schloßgraben, Brustmauer, Schloßbrücke und der sog. Brückenmauer mit dem Tor. Zeichnung: Marieluise Altwater

Beim neuen Schloß war die vordere Front weiter vorstehend als beim alten, was heute noch zu sehen ist. In der gleichen Front stand der erste Torpfeiler zum Schloßhof. Von dem ihm gegenüberstehenden lief eine höhere Mauer bis zur Mauer des Oberamteigartens.

Dem Schloßhof zu befanden sich am ersten und zweiten Stock sogenannte Umgänge, die vom neuen Schloß nach hinten und am markierten Schloßflügel entlang bis an das alte Schloß liefen. Der untere endete blind, dagegen gelangte man auf dem oberen durch eine Türe in das alte Schloß.

Vom Schloßhof aus kam man auf einer breiten Treppe, die an der Seitenwand des neuen Schlosses von hinten nach vorn lief, auf den ersten Umlauf und an der Mitte der markierten Wand auf einer schmäleren Treppe auf den oberen Gang in das alte Schloß und von da durch einen schmalen Gang in den sogenannten Rittersaal, ... An der vom Hof auf den ersten Umgang führenden Treppe befand sich noch eine ziemliche Anzahl von siebartig ge-

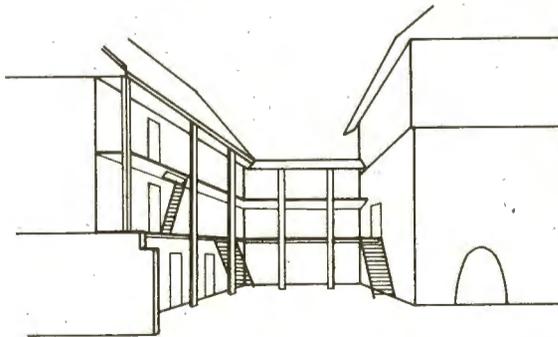


Bild 2: Laubengänge und Treppen im Schloßhof. Zeichnung: Marieluise Altwater

flochtenen Schiebfenstern, ebenso auch auf dem ersten Umgang. Am oberen Umgang wa-



Bild 3: Die Partie ums Schloß um Heuberg her, etwa 1830. Ausschnitt eines Kupferstichs von Franz Schnorr. Vorlage: Heimatmuseum Balingen. Aufnahme: Stadtarchiv Balingen.



Bild 5: Südostansicht der Schloßpartie, etwa 1910. Vorlage und Aufnahme: Stadtarchiv Balingen.



Bild 6: Das Ensemble herrschaftlicher Gebäude von Osten, etwa 1840. Gut zu erkennen sind die zwischen Schloß und Reiterhaus wie ein mittlerer Flügel wirkenden zwei übereinanderliegenden Quergänge. Ausschnitt eines Gemäldes, Künstler unbekannt. Vorlage: Heimatmuseum Balingen. Aufnahme: Stadtarchiv Balingen.

ren keine solchen, woran ich mich noch gut erinnere, da meine Eltern im Jahr 1839 im Schloß wohnten.“

(Balingen vor hundert Jahren, nach Aufzeichnungen von Veterinärarzt Deigendesch. Herausgegeben von Karl Hötzer, Balingen, 1949.)

Was liegt näher, als zu versuchen, diese (und die dem Reiterhausbauplan zu entnehmenden) Angaben über die einstige Schloßanlage zeichnerisch zu Papier zu bringen? Dazu siehe zunächst Bild 1:

Was dem Betrachter natürlich als erstes ins Auge springt, ist der Schloßgraben mit Mauer und Brücke. Er war etwa sieben Meter breit und drei bis vier Meter tief. Außen um den Graben herum lief eine Brustmauer, 70 Zentimeter hoch und 56 Zentimeter stark. Die innere, sogenannte Brückenmauer, war 2,80 Meter hoch und etwa 80 Zentimeter stark. Im Schloßtor war ein „Türlein“ eingelassen.

Die erst dieses Frühjahr am Reiterhaus ausgetauschten Dachstützen – über deren Zweck sich schon mancher gewundert hat – trugen (siehe dazu Bild 2) einst zwei übereinanderliegende Laubengänge; sie waren 1,68 Meter breit. Natürlich standen die Stützen früher weiter von der Hausmauer entfernt.

Der doppelte Quergang zwischen Schloß und Reiterhaus war 2,24 Meter breit, innen auf Säulen gesetzt und trug ein schmales Dach. Der besseren Veranschaulichung wegen wurde das ausgemauerte Riegelfachwerk der Laubengänge in der Zeichnung (Bild 2) weggelassen, die Gänge also offen gezeichnet.

An der Ostseite des Schlosses war (siehe dazu Bild 4) ebenfalls ein Laubengang angebracht, von dem aus noch ein kleiner Gang zum Wasserturm hinüberführte. Dort befand sich die Schloßkapelle, zu erkennen (siehe dazu Bild 5) an dem gut erhaltenen gotischen Fenster.

Auch in der Stadtansicht von etwa 1840 ist die Schloßanlage mit ihrem „mittleren Flügel“ gut zu erkennen. (Siehe dazu Bild 6.)

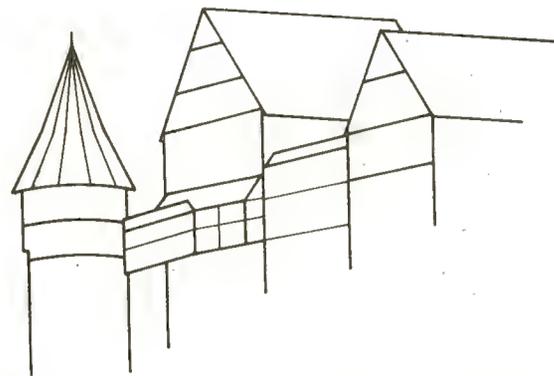


Bild 4: Laubengang an der Ostseite des Schlosses mit Verbindungsgang zum Turm hinüber. Zeichnung: Marieluise Altvater

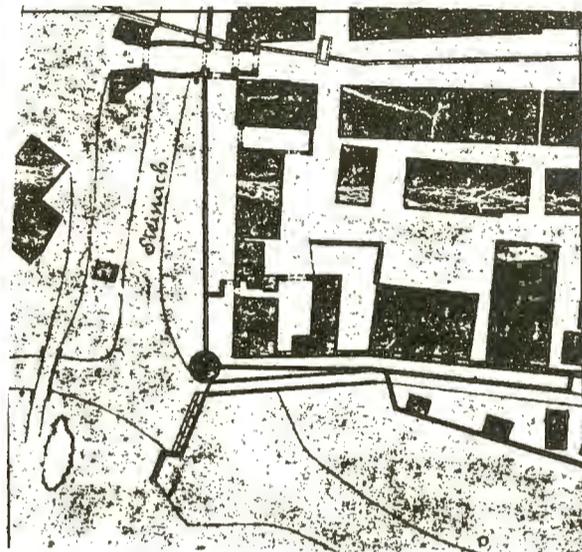


Bild 7: Südostecke der Stadt im Grundriß. Ausschnitt eines Planes von 1809. Vorlage: Kreisarchiv Zollernalb. Aufnahme: Stadtarchiv Balingen.

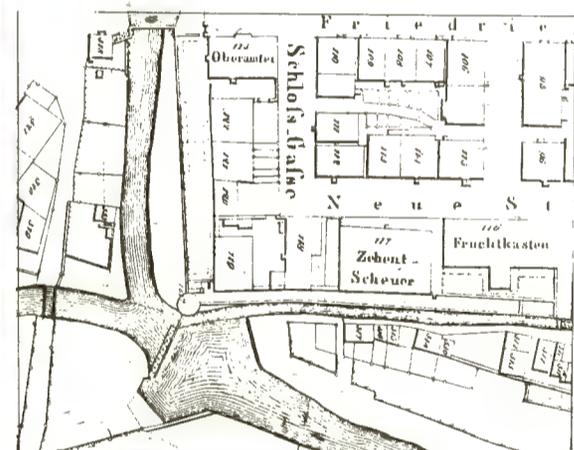


Bild 8: Südostecke der Stadt im Grundriß. Ausschnitt eines Planes von 1839. Vorlage und Aufnahme: Stadtarchiv Balingen.

Der Stadtgrundriß von etwa 1809 (siehe dazu Bild 7) zeigt Schloß, Reiterhaus, Brückenmauer mit Tor und auch noch einen Teil des Grabens mit der Brustmauer. Der andere Teil war zu diesem Zeitpunkt bereits zugeschüttet und überbaut worden. Nach dem Stadtbrand von 1809 wurde, wie auch dem Grundriß von 1839 (siehe dazu Bild 8) zu entnehmen ist, der Graben vollends mit Brandschutt zugeschüttet und die Brustmauer entfernt. (Fortsetzung folgt)

### Was die Flurnamen von Isingen erzählen

Lerchenbühl: Bühl auf dem es Lerchen (Vogel) oder Lärchen (Bäume) gab

Loh, Lau, Lauholz: bedeutet kleines Waldstück, Gehölz, das auch als Weide benützt wurde

Mühlsteig: steiler Weg, der zur Mühle führte  
Musel: Wasserlauf in tiefeingeschnittener Rinne; vgl. mit Fluß „Mosel“

**Pfaffenhalde:** Pfaffe war früher eine allgemeine, nicht abwertende Bezeichnung für einen Geistlichen. Diese Halde war also im Besitz der Kirche

**Raitzle:** wohl von Reute

**Reichert:** althochdeutsch: rich – hart, ein reicher, starker Wald

**Reute:** gerodeter Waldteil

**Rote Äcker:** Äcker, bei denen die Erde rot ist

**Schlichten:** ebenes, beinahe flaches Gelände

**Schloßwinkel:** Grundstück in einem Waldwinkel, vielleicht zum Schloß nach Rosenfeld gehörend

**Schnecken:** feuchter Platz mit vielen Schnecken

**Schönberg:** Berg mit schönem (weitem) Ausblick

**Schoren (Schroten, Schrauten):** 1699 „an der Schraute“, Stelle, die mit dem Spaten umgegraben wurde

**Schüttelberg:** dort wurde der Erdaushub aufgeschüttet

**Seiten:** Hanggrundstück, oft an der Seite eines Weges

**Steinbaus:** alter Name für Steinbruch; kommt von bosan = schlagen

**Stellhecken:** kleine mit Hecken umgebene Weidefläche

**Süßental (Siaßenbach):** süß kann gut, gesund, ertragreich bedeuten; Süße kann aber auch Wald- und Weideland sein; 1574 noch „im Siessen“ geschrieben

**Sulzbach:** sumpfig morastige Stelle, weist oft auf Salz hin

**Vorriedle:** Platz vor dem Ried, im Sumpf gelegen

**vor Wangen:** Platz vor einem leicht gewölbten Wiesenhang

**Wolfsgrube:** dort wurden Wölfe in Gruben gefangen

nommen. Zu bedenken ist auch, daß der Kirchenheilige St. Martin und das Spital erhebliche Fruchtmengen aus der Umgegend bezogen; in guten Erntejahren konnten auch diese Fruchtmengen mit auf Achse genommen werden.

Göttmann hat sich Gedanken darüber gemacht, auf welchen Wegen die Frucht aus der Ebinger Gegend an den See gelangte. Er nimmt wohl in erster Linie wegen des genannten Nusplingen an, die Fuhrleute hätten ihren Weg über Stetten a. k. M., Gutenstein und Meßkirch genommen. Aber diese Prämisse läßt sich wohl nicht halten. Das Nusplingen bei Stetten hat eine kleine Markung, und von seinen wenigen Bauernhöfen waren zwei dem Ebinger Spital verpflichtet. Bei der Aufzählung handelt es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um das Nusplingen im Bäratal. Der Weg von Ebingen nach Stetten a. k. M. wurde erst um 1780 chaussiert, und damals so ungenügend, daß der Ebinger Oberamtmann kurz nach 1800 feststellen mußte, die Strecke nach Meersburg über Stetten und Meßkirch sei zwar die kürzeste, werde aber wegen der schlechten Wegeverhältnisse von den Ebingern meistens gemieden. Wieviel mehr wird das für die Verhältnisse um 1685 gelten!

Haben denn die Bodmaner so große Mengen Frucht verzehrt? Gewiß nicht! Die kleineren Märkte „erfüllten fast ausschließlich Export- und kaum Versorgungs- und Verteilerfunktionen für die eigene Bevölkerung und das Umland“.

Fortsetzung folgt

## Der Bodmaner Fruchtmarkt und der Zollernalbkreis

von Dr. Walter Stettner

**Im 2. Band der Monographie „Bodman – Dorf, Kaiserpfalz, Adel“, herausgegeben von Herbert Berner, findet sich ein Aufsatz von Frank Göttmann „Fruchtmarkt in Bodman. Der Versuch einer Marktgründung im ausgehenden 17. Jahrhundert“. Die meisten Leser werden Bodman am See mit seinem Schloß der Herren von Bodman am Ende des Dorfes und mit der Kirche dabei kennen. Aber was geht Bodman die Menschen der Zollernalb an? Also weg damit! Aber gemacht, es könnte eine Überraschung geben.**

Auch die Herrschaft Bodman hatte unter den Ereignissen des Dreißigjährigen Krieges schwer gelitten. „Was lag näher, als die günstige Uferlage des Dorfes im Westzipfel des Überlinger Sees, im Rücken den getreidebauenden Hegau als weites Hinterland, zu nutzen, um durch einen Markt herrschaftliche Einkünfte und Verdienstmöglichkeiten der Untertanen zu verbessern?“ schreibt der Verfasser. Juristisch gesehen durfte freilich nicht jedermann nach Belieben einen Markt einrichten; noch immer waren Märkte Privilegien über die letzten Endes der Kaiser und sein Hofgericht zu bestimmen hatten.

Im Sommer 1672 eröffnete Hans Adam von Bodman, ohne jemand zu fragen, in seinem Dorf einen Fruchtmarkt. Er wird die nächstgelegenen Orte zum Besuch des neuen Marktes eingeladen haben, aber rasch muß sich die Kunde von dem Bodmaner Fruchtmarkt auch in der weiteren Umgebung herumgesprochen haben. Bei den benachbarten Städten Überlingen und Radolfzell freilich erregte die neue Einrichtung sofort heftigen Widerspruch, denn sie befürchteten eine Beeinträchtigung ihrer alten Märkte. Daher wandten sie sich an den Kaiser mit der Bitte um Abhilfe, und prompt erging ein kaiserliches Mandat an den Herrn von Bodman, seine Neuerung abzustellen. Damit schien die Sache erledigt. Aber im 17. Jahrhundert war die Macht des Kaisers gering. Hans Adam appellierte an das kaiserliche Hofgericht, und nun setzte ein Prozeß ein, der etwa 35 Jahre währte, ohne zu einer Entscheidung zu gedeihen. Die Herren von Bodman und die Stadt Überlingen nahmen Juristen in ihre Dienste, und die fanden immer neue Schliche, um ihrer Sache zum Sieg zu verhelfen. Noch im Jahr 1719 war der Streit nicht entschieden, und es sieht so aus, als sei eine endgültige Entscheidung überhaupt nicht ergangen. Man brauchte sie auch nicht mehr, wie sich zeigen wird.

Hier sollen nun nicht die Einzelheiten des Prozesses verfolgt werden. Es liegt jedoch der ganz seltene Fall vor, daß in Bodman fast zwei Jahre lang, vom 27. Februar 1685 bis 31. Dezember 1686, jede Woche Aufzeichnungen über die Fruchtlieferungen, die Lieferanten, deren Herkunft und die Menge der angelieferten Fruchtmenge gemacht wurden; diese Aufzeichnungen liegen noch im Bodmanschen Archiv. Aus nicht weniger als 186 Orten wurde Frucht angeliefert. Natürlich waren die Orte des Hegaus fast vollzählig vertreten, aber die Herkunftsorte waren nach Norden bis in die Gegend von Herrenberg verstreut. Groß war meine Überraschung, als ich las, daß die allermeisten Frucht-

lieferungen aus Ebingen, die zweitgrößte Menge aus dem einst hohenzollerischen Gruol kamen. Eine Tabelle der Hauptlieferanten mag zeigen, wie stark das Gebiet des heutigen Zollernalbkreises und seine Nachbarschaft an der Belieferung des Bodmaner Fruchtmarktes beteiligt waren.

Von den genannten 186 Lieferanten wurden im ganzen im genannten Zeitraum 24 878 Sack Frucht angeliefert. Davon entfielen auf Ebingen 327 Lieferungen mit 2312,5 Sack Frucht; Gruol 299 mit 1407,5 Sack, Denkingen (bei Spaichingen) 186 mit 1354,7 Sack; Orsingen (Hegau) 130 mit 797 Sack; Emmingen ab Egg 130 mit 695,75 Sack; Nusplingen 1) 109 mit 819 Sack; Leidringen 103 mit 610,75 Sack, Eigeltingen (Hegau) 104 mit 412 Sack; Stetten a. k. M. 103 mit 629,25 Sack; Spaichingen 102 mit 617,95 Sack; Aldingen (bei Spaichingen) 100 mit 683,75 Sack; Schwenningen 2) 88 mit 546,5 Sack und Balingen 79 Lieferungen mit 457,75 Sack.

1) Göttmann bezieht Nusplingen auf die jetzige Teilgemeinde von Steten a. k. M.; der Kenner der Verhältnisse wird eher an das Nusplingen im Bäratal denken, siehe unten.

2) Bei Schwenningen denkt Göttmann an den Ort auf der Baar (jetzt Villingen-Schwenningen); doch kann auch das Schwenningen im Kreis Sigmaringen gemeint sein.

Man sieht, die Südwestalb war an der Belieferung des Bodmaner Fruchtmarktes auffallend stark vertreten.

Die Lieferungen verteilen sich auf etwa 95 Wochen. Da waren also aus Ebingen im Schnitt jede Woche 3 1/2 Fuhren unterwegs, und wenn manche Woche ausfiel, mögen in einer anderen gleich vier, fünf oder gar sechs Fuhrleute unterwegs gewesen sein, die gemeinsam nach Bodman fuhren; das war unterhaltssamer, als wenn man allein fuhr (Eigenbrötler mag es freilich auch schon damals gegeben haben).

Leider fehlen Parallelquellen aus den alten Marktorten Überlingen und Radolfzell, um feststellen zu können, ob die Leute von der Alb gleichzeitig auch andere Märkte mit Fruchtlieferungen bedienten. Für die genannten Jahre ist das wenig wahrscheinlich. Man kann aber aus der großen nach Bodman gelieferten Fruchtmenge schließen, daß Ebingen um 1685 noch stark landwirtschaftlich strukturiert war und das Frachtfuhrwerk noch einen bedeutenden Gewerbefaktor darstellte. Möglich ist auch, daß nicht die ganze Fruchtmenge, die von Ebingen nach Bodman ging, auf der hiesigen Markung gewachsen ist; vielleicht haben die Ebinger Fuhrleute auch Frucht von den Nachbargemeinden, vor allem aus dem Talgang, mitge-

## Skabiose (*Scabiosa columbária*)



Die Skabiose ist in ihrem Habitus sehr leicht mit der Knautie zu verwechseln. Beide haben lilafarbene Blüten, die zu strahlenden Köpfchen vereinigt sind. Die Skabiose hat aber fünfzählige Blüten, die Knautie nur vierzählige. Außerdem sind die Blätter bei der Skabiose gekerbt bis leierförmig oder fiederspaltig, bei der Knautie dagegen elliptisch lanzettlich und ungeteilt. Der Kelch bleibt als häutiger Saum an den Früchten und dient der Verbreitung durch den Wind. Es gibt viele andere Arten, die im wesentlichen wenig voneinander abweichen. Die Skabiose blüht auf kalkreichen und neutralen Lehmböden auf Wiesen, Äckern und an Waldrändern von Juni bis September. Ihr Name geht auf den Verwendungszweck zurück: scabiosus bedeutet krätzig, räudig. Man hat die Pflanze gegen die Krätze verwendet. Sie wird aber als Futterpflanze geschätzt. Der Schmetterling auf der Blüte ist ein Widderchen. Es gehört zu den kleineren, nicht sehr scheuen Faltern, die gern die Skabiosen besuchen, und dort kann man sie mit ihren roten Flecken auf blauschwarzem Grund sehr schön beobachten.

Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

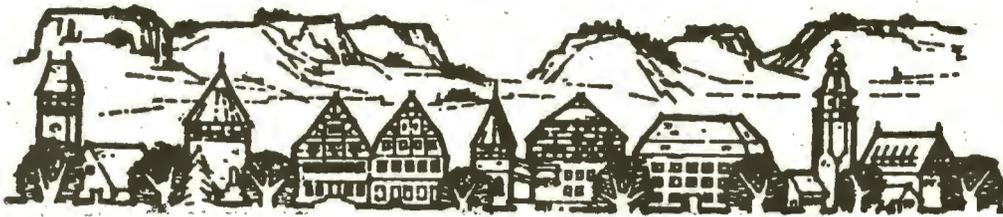
Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen,

Königsberger Straße 89, Telefon 63 36.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter



# Balingen

Jahrgang 33

31. Oktober 1986

Nr. 10

## 75 Jahre Eisenbahn Balingen – Schömberg

Von Guido Motika

Am 24. 10. 1911 wurde mit der Fahrt eines langen Sonderzuges und mehreren örtlichen Feierlichkeiten der langersehnte Anschluß der Gemeinden zwischen Balingen und Schömberg an das Eisenbahnnetz in Betrieb genommen. Die Nebenbahn, die später eine Fortsetzung nach Rottweil erhielt und wieder verlor, wird noch heute von Güterzügen regelmäßig befahren. Welch jahrelange Bemühungen es kostete, bis endlich die erste Lokomotive in Schömberg eintraf, ist Gegenstand dieser Untersuchung über die Vorgeschichte der Strecke.

Die Haupttrichtung der Nebenbahn Balingen – Rottweil war schon Jahrzehnte vor ihrer Verwirklichung vorgezeichnet. Bereits bei der Planung der Zollernbahn war immer wieder davon die Rede, daß eine Abzweigung nach Rottweil bzw. Spaichingen bald folgen würde. Es galt hierbei, dem uralten Verkehrsweg der „Schweizerstraße“ (im Grunde der heutigen B 27) zu folgen. Mögen auch alle Erwägungen über die Zweiglinie zunächst mehr oder weniger unverbindlich im Raum stehengeblieben sein, so gibt es doch einen unumstößlichen Beweis dafür, daß die Königlich Württembergischen Staats-Eisenbahnen in absehbarer Zeit nach der Eröffnung der Zollernbahn an eine Verwirklichung dachte. Es ist dies die Tatsache, daß der Bahnhof Balingen, als einziger der Zollernbahn, im Jahre 1874 nur ein „provisorisches“ Empfangsgebäude in einfachster Ausführung erhielt. Daß es dieses Provisorium zu einer Lebensdauer von über 37 Jahren bringen würde, hätte anfangs wohl niemand geglaubt. Genau-soviele Jahre sollte es dauern, bis wenigstens das erste Teilstück der Zweiglinie in Betrieb ging. Dieser Zeitraum ist hier behandelt.

Der Gedanke einer Hauptbahn von Balingen in Richtung Hegau – Schweiz über Spaichingen, wie er in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts diskutiert wurde, war schon lange aufge-

geben. Inzwischen hatte sich in den bahnnahen Orten die Industrie stark entwickelt. Entsprechend stieg ihr Bedarf an Arbeitskräften, der nur noch unter Einbeziehung des Umlandes befriedigt werden konnte. Die zwischen Balingen und Rottweil verkehrende Postkutsche war für Tagespendler nicht das geeignete Verkehrsmittel, für die Beförderung von Gütern schon gar nicht. Der weitere industrielle Ausbau sowohl in Balingen selbst wie in den Orten an einer künftigen Zweigbahn war also von der Verwirklichung eines solchen Bahnprojektes abhängig. Genauso dachte man in Rottweil. Entsprechend gingen die Initiativen für eine Nebenbahn von beiden Städten sowie dem dazwischen gelegenen Schömberg aus.

In den ersten 23 Jahren nach dem Bahnan-schluß Balingens, also von 1874 – 1897, finden sich in der örtlichen Presse noch keine Hinweise auf eine nennenswerte Agitation für die Nebenbahn. Im Mai 1897 gab es eine Anfrage im Landtag, die negativ beschieden wurde: Das Projekt Balingen – Rottweil sei aufgegeben.

Das konnte auf Dauer nicht hingenommen werden. Im Winter 1898/99 fanden in Schömberg mehrere Versammlungen von interessierten Vertretern kommunaler Stellen und der Wirtschaft statt, die letztlich am 19. 2. 1899 zur Bildung eines Eisenbahn-Komitees führten.

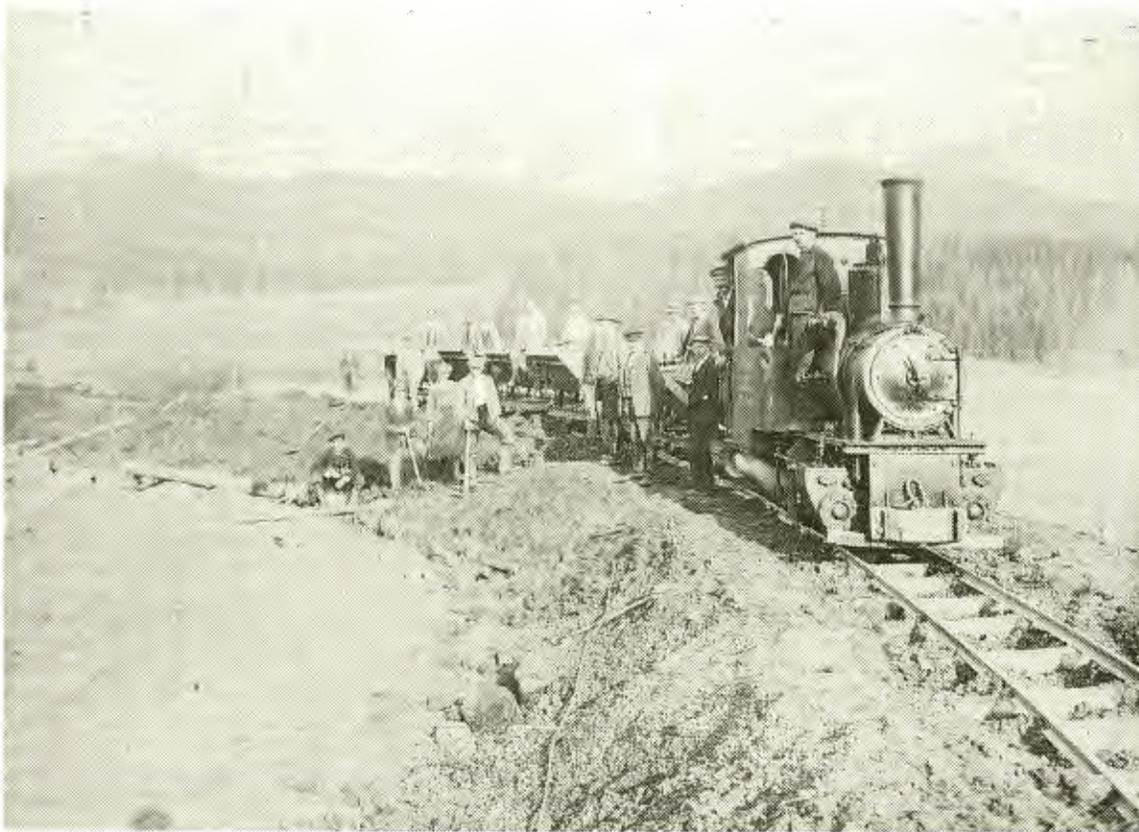
Weil wenig Aussicht auf Erlangung einer staatlichen Nebenbahn bestand, neigte das Komitee dazu, das Bahnprojekt einer Privatfirma anzubieten, z. B. der um diese Zeit zwischen Ebingen und Onstmettingen tätigen Württembergischen Eisenbahn-Gesellschaft (WEG).

Interessant ist die Haltung der Regierung zu diesen Vorgängen. Als durch die Presse bekannt wurde, daß der Balingen Oberamtmann Filser zum Vorsitzenden des Komitees bestimmt worden sei, brachte das diesem Ärger ein. Außenminister v. Mittnacht bat den als Vorgesetzten zuständigen Innenminister, Filser über die Kreisregierung in Reutlingen mitteilen zu lassen, daß die Übernahme eines solchen Amtes unerwünscht sei. Die geforderte Bahnstrecke könnte als Privatunternehmen eine Konkurrenz für die Staatsbahn bilden (zweiseitig angeschlossene Bahnen wollte der Staat in eigener Hand behalten!). Die Staatsbahn habe aber derzeit keine Mittel, um selbst zu bauen. Die Besetzung des Komitee-Vorsitzes mit einem höheren Staatsbeamten würde in der Bevölkerung nur falsche Hoffnungen wecken. Filser hatte Mühe, seine Vorgesetzten davon zu überzeugen, daß er ohne sein Wissen gewählt worden sei und die Wahl nicht angenommen habe. Daraus erklärt sich die in der Folgezeit nach außen gezeigte Zurückhaltung Filser für das Bahnprojekt, hinter dem er jedoch voll stand.

Als Exponent trat dafür der Balingen Stadt-schultheiß Eisele auf. Unter seiner Federführung richteten die beteiligten Gemeinden am 30. 4. 1899 eine Anfrage an die Generaldirektion der Staatsbahnen, um deren Haltung zum Bau einer staatlichen oder privaten Stichbahn Balingen – Schömberg zu erfragen. Die Antwort fiel entmutigend aus. Es stünden in den Bauperioden bis 1902 keinerlei Mittel, auch nicht zur Bezuschussung einer Privatbahn, zur Verfügung. Den Interessenten wurde geraten, das Projekt derzeit nicht weiter zu verfolgen.

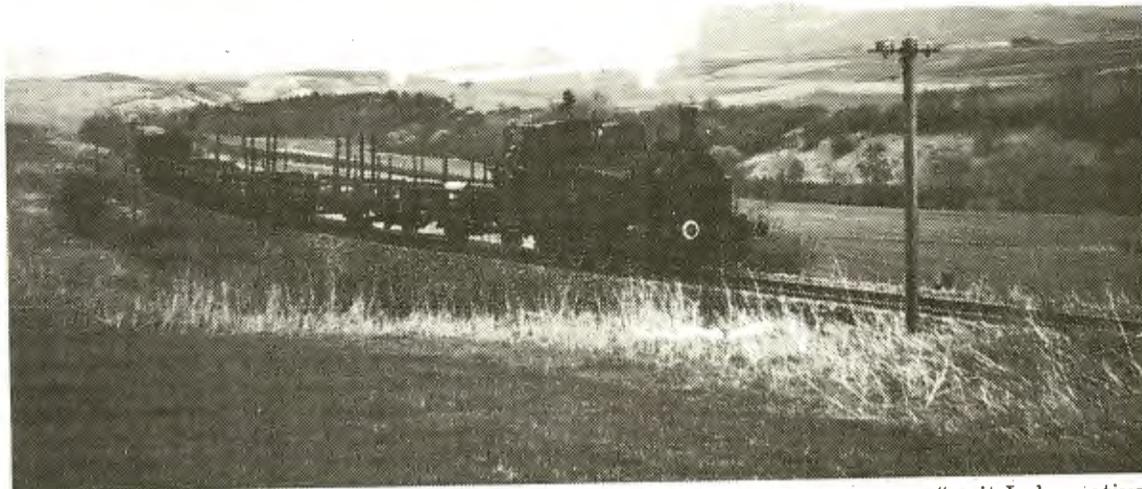
Demgegenüber trat nun Direktor Köhler von der WEG an Eisele heran, um ihm Mut zu machen und zu Vorarbeiten zu raten, die gegen Kostenerstattung durch die WEG vorgenommen werden könnten. Eisele lud daraufhin zu einer Versammlung im Balingen „Schwanen“ am 23. 7. 1899 ein, die von 28 Vertretern aus 11 interessierten Gemeinden besucht wurde. Hier Auszüge aus dem Protokoll:

„Der Bescheid der Kgl. Generaldirektion wurde den anwesenden Vertretern der beteiligten Gemeinden eröffnet. Wenn nun trotz dieses Bescheides das Projekt der Erbauung einer Stichbahn Balingen – Schömberg weiter verfolgt werden soll, so erklärt sich ein solches Vorgehen der Versammlung daraus, daß der Direktor der Württ. Eisenbahngesellschaft, Herr Alfred Köhler aus Stuttgart, in einem Schreiben vom 7. ds. Mts. sich dahin ausgesprochen hat, daß allerdings derzeit keine staatlichen Mittel vorhanden sind, um weitere Neben-eisenbahnen zu subventionieren, als die in den erwähnten Gesetzentwurf bezeichneten, andererseits aber, wie in den genannten Entwurf ausdrücklich betont, durchaus nicht ausgeschlossen ist, daß in der zweiten Eisenbahnbauperiode 1901/02 noch die eine oder andere Nebeneisenbahn außer den im Entwurf er-



Bahnbau vor 75 Jahren. Ein Lorenbauzug beim Aufschütten des Bahndammes vor Schömberg.

Foto: ZAK



Ähnlich sah der erste Güterzug nach Schömberg aus. Hier ein „Museumszug“ mit Lokomotive, Baujahr 1911, vor Dotternhausen. Aufnahme April 1972. Foto: Motika

wähnten erbaut und subventioniert wird, sofern die Zweckmäßigkeit derselben sich erweisen sollte.

Herr Direktor Köhler spricht sich in dem erwähnten Schreiben weiter dahin aus, daß es sicherlich gelingen werde, die Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit der Erbauung einer der projektierten Nebenbahnen von Balingen aus nachzuweisen, so daß es gelingen könnte, die günstigste dieser Bahnen in der Reihe der in der nächsten Etatsperiode zu bauenden Bahnen unterzubringen.

Wenn dies aber geschehen soll, so muß mit den Vorarbeiten so zeitig begonnen werden, daß der Kgl. Staatsregierung etwa ein halbes Jahr vor Fertigstellung des nächsten Etats, also ungefähr im Oktober 1900, ein vollständig ausgearbeitetes Projekt unterbreitet werden kann. Den beteiligten Gemeinden kann es durchaus nicht verdacht werden, wenn sie alles thun, um in möglichst kurzer Zeit eine Bahn zu bekommen. Solche Bestrebungen sind nicht nur ihr Recht, sondern geradezu ihre Pflicht, weil ihnen sonst andere Gegenden des Landes zuvorkommen würden.

Im vorliegenden Fall kommt nun eine Stichbahn Schömberg – Rottweil oder Schömberg – Balingen in Frage. Für die Auswahl unter diesen beiden Projekten kommt wesentlich in Betracht, daß die Stichbahn Balingen – Schömberg aus wirtschaftlichen, finanziellen und technischen Gründen den Vorzug vor dem Bau einer Stichbahn Schömberg – Rottweil verdient, denn die Bevölkerung in der Gegend zwischen Balingen und Schömberg mit Umgebung ist dichter und größer, die Linie Balingen – Schömberg ist die kürzere und wird voraussichtlich keinerlei technischen Schwierigkeiten begegnen, was bei der anderen Linie nicht der Fall ist, so daß die Rentabilitätsberechnung für eine Bahnstrecke Balingen – Schömberg voraussichtlich günstiger ausfallen wird, als für eine Linie Schömberg – Rottweil. Es handelt sich sonach für die heutige Versammlung darum, zu der Frage der Erbauung einer Stichbahn Balingen – Schömberg ganz entschieden Stellung zu nehmen, die nötigen Beschlüsse zur Anfertigung der Vorarbeiten zu fassen und ein Komitee zu bilden, welches künftig die ganze Angelegenheit zu betreiben hätte.“

Die Versammlung faßte im wesentlichen folgende Beschlüsse:

– Die Gemeindevertreter streben entschieden den Bau einer Privatbahn Balingen – Schömberg mit staatlicher Subventionierung an.

– Es wird ein Eisenbahnkomitee mit Eisele als Vorsitzendem und 8 weiteren Mitgliedern gebildet.

– Das Komitee soll die Angelegenheit beschleunigt betreiben.

– Die Vorarbeiten durch die WEG sollen alsbald in Angriff genommen werden.

– Die Kosten hierfür in Höhe von 3000 – 3300 Mark werden auf 15 Gemeinden umgelegt, wobei auf Schömberg und Balingen mit 1100 bzw. 900 Mark die größten Anteile entfallen.

– Die Kosten werden von der WEG vorgeschossen und sind ihr nur dann zu ersetzen, wenn die Bahn nicht von ihr in der Bauperiode 1901/02 ausgeführt wird.

– Wenn die Beträge zu bezahlen sind, tritt die Stadtpflege Balingen als Sammelkasse auf. In diesem Falle geht die Projektausarbeitung in das Eigentum der Gemeinden über.

– Die WEG soll das Projekt der Regierung vorlegen und, im Falle der Genehmigung, ausführen.

Ende August konnte mit Zustimmung aller Gemeinden der Vertrag mit der WEG abgeschlossen werden. Die WEG beauftragte ihrerseits den Regierungsbaumeister Wallersteiner aus Nürnberg, einen Experten für Nebenbahnen, mit der Ausarbeitung.

Am 8. 9. 1899 begannen die Vermessungsarbeiten im Gelände. Mitte Oktober teilte die Staatsbahn dem Büro Wallersteiner mit, die Nebenbahn müsse ab Bahnhof Balingen mit einem eigenen Gleis geplant werden, wobei die spätere Verlegung eines 2. Gleises für die Zollernbahn zu berücksichtigen sei. Die Mitbenutzung der parallel laufenden Zollernbahn bis kurz vor Endingen komme nicht in Frage. Zu dieser Zeit stand die Spurweite der künftigen Nebenbahn noch nicht fest, mit einer Schmalspurbahn war allerdings kaum zu rechnen.

Die Planungsarbeiten wurden im Spätherbst sowie im nächsten Frühjahr zügig fortgesetzt und konnten im Mai 1900 abgeschlossen werden. Wieder tagte das Komitee am 27. 5. 1900 im Balingen „Schwanen“. Auch Vertreter von Endingen, das sich zunächst gegen eine finanzielle Beteiligung gesperrt hatte (man hoffte noch auf einen eigenen Haltepunkt an der Zollernbahn), waren nun uneingeschränkt dabei. Wallersteiner konnte das fertige Projekt vorlegen. Die Bahn sollte über Endingen, Erzingen und einen Gemeinschaftsbahnhof zwischen Dotternhausen und Dormettingen führen. Für den Streckenendbahnhof Schömberg waren zwei Varianten ausgearbeitet worden. Der billigere Plan sah einen Kopfbahnhof im Schlichemtal unterhalb der Stadt vor (etwa beim heutigen Sträßchen zum Palmbühl). Plan 2 nahm im wesentlichen die Trasse der ein Jahrzehnt später vom Staat gebauten Strecke, wie wir sie kennen, vorweg. Der Brückenbau über die tiefeingeschnittene Schlichem (den Stausee gab es noch nicht!) war allein mit 340 000 Mark zusätz-

lich veranschlagt. Zum Bestreiten der Mehrkosten sollte eine größere staatliche Unterstützung beantragt werden mit der Begründung, der hochgelegene Bahnhof am südlichen Stadtrand erleichtere die Fortsetzung der Bahn nach Rottweil.

Der Mehraufwand für diese zweifellos sinnvolle Lösung drückte jedoch die errechnete Rentabilität der Strecke so weit nach unten, daß eine erfolgreiche Verfechtung des Projektes kaum mehr möglich erschien. Das Komitee entschloß sich notgedrungen für den „Talbahnhof“ Schömberg und ließ das Projekt im Sommer 1900 noch einmal in diesem Sinne überarbeiten.

Der Jahreswechsel 1900/01 verging, ohne daß die Eingabe an die Regierung auf den Weg gebracht wurde. Der Grund war die noch immer vorhandene Uneinigkeit über die bevorzugte Lage des Schömberger Bahnhofs.

Im Februar 1901 wurde man allerdings zu rascherem Handeln aufgestachelt. In Rottweil hatte sich inzwischen ein Eisenbahn-Komitee mit Stadtschultheiß Glükher als Vorsitzendem gebildet, das von vornherein eine mormaispurige Staatsbahn Balingen – Rottweil „mit unmittelbarer Fortsetzung gegen Dunningen – Schramberg event. Dornhan – Loßburg“ verfocht. Am 10. 2. 1901 wollte man sich in der Rottweiler „Sonne“ treffen. Bei dieser Versammlung von über 1000 Interessenten war Balingen u. a. durch Oberamtmann Filser, Stadtschultheiß Eisele und den Vorstand des Gewerbevereins vertreten. Die unterschiedlichen Standpunkte traten klar zu Tage. Für Rottweil war nur eine staatliche „Durchgangsbahn“ Rottweil – Balingen annehmbar; Balingen und Schömberg erkannten zwar deren Sinn an, hielten aber die Aussichten auf eine baldige Verwirklichung für nicht gegeben. Daher wollten sie sich mit einer privaten Stichbahn begnügen. Man einigte sich darauf, daß beide Komitees in allernächster Zeit ihre Wünsche der Regierung schriftlich unterbreiten würden. Der geäußerte Verdacht, in Balingen wolle man eine Bahn nur bis Schömberg bauen, um später, im Zuge der alten „Schweizerstraße“, nach Spaichingen statt nach Rottweil weiterzufahren, blieb im Raume stehen.

Schon am 17. 2. 1901 trafen sich im Balingen „Schwanen“ die Gemeindevertreter wieder, um ihre Eingabe zu unterzeichnen. Beteiligt waren Balingen, Endingen, Erzingen, Frommern, Waldstetten, Weilheim, Schömberg, Dotternhausen, Dormettingen, Dautmergen, Täbingen, Roßwangen, Zimmern u. d. B., Hausen a. T., Ratshausen, Schörzingen und Weilen u. d. R. Das fertige Projekt (mit dem „Talbahnhof“ Schömberg) wurde noch einmal vorgestellt. Die Baukosten der 10,5 km langen normalspurigen Bahn sollten einschließlich Grunderwerb 788 500 Mark betragen. Eine angemessene Rentabilität der Strecke war errechnet worden. Schömberg plädierte ein letztes Mal dafür, einen höheren Staatszuschuß zu beantragen, um damit den Bahnhof auf die Höhe zu bekommen. Das wurde allgemein anerkannt und in die Eingabe aufgenommen.

Jetzt ergab sich auch ein interessanter Nebenaspekt. Die WEG erklärte plötzlich, den Bahnbau „wegen Arbeitsüberhäufung“ nicht übernehmen zu können. Sie empfahl, auf eine andere Baugesellschaft auszuweichen. Wenige Tage später bot sich hierfür bereits die „AG für Feld- und Kleinbahnen-Bedarf vorm. Orenstein & Koppel“ in Berlin an. Das war aber praktisch ohne Belang, weil der Bahnbau noch nicht einmal genehmigt war.

Endlich konnte im März 1901 die Eingabe samt den Planungsunterlagen an den Landtag abgehen. Neben den bereits bekannten Argumenten begründeten folgende Textauszüge die Bitte der Gemeinden: „Für die Rentabilität der Stichbahn kommen besonders günstig in Betracht die bedeutenden monatlichen Viehmärkte und die wöchentlichen Schweinemärkte der Stadt Balingen, welche zu den besten und besuchtesten des Landes gehören, die hochentwickelte und über den ganzen Oberamtsbezirk Balingen ausgedehnte Industrie, der im Bezirk längst fühlbar gewordene Mangel an Industriearbeitskräften, die dadurch von selbst sich er-

gebende Gelegenheit und Möglichkeit der Ausdehnung der Industrie bis in die Gegend von Schömberg, die Heranziehung der überschüssigen Arbeitskräfte der vielen Gemeinden an und in der Nähe der Bahn für die Industrie, das große Waldgebiet, welches durch die Bahn erschlossen würde, die vielen Steinbrüche der Gegend, und hauptsächlich der Umstand, daß Schömberg den Mittelpunkt des Verkehrs aller in seiner Nähe gelegenen Gemeinden bildet und daher der Bahn einen sicheren regen Verkehr zuführt“.

„Die hohe Ständeversammlung möge der Kgl. Staatsregierung die Erbauung der Nebenbahn von Balingen nach Schömberg durch den Staat oder durch eine Privatgesellschaft nahelegen, oder für den Fall, daß die Kgl. Staatseisenbahnverwaltung die baldige Erbauung der Bahn nicht übernehmen könnte oder den Bau überhaupt ablehnen würde und daher der Bau einer Privatunternehmung überlassen werden müßte, der Kgl. Staatsregierung gegenüber die Bereitwilligkeit zur Gewährung eines entsprechenden Staatsbeitrages auszusprechen und dadurch den Bau der Bahn zu unterstützen“.

Leider ist die Wallersteiner'sche Projektausarbeitung, obwohl später in den Besitz der Gemeinden übergegangen, in den Stadtarchiven Balingen und Schömberg nicht vorhanden. Ihr Verbleib konnte bisher nicht geklärt werden.

Übrigens brachte auch das Rottweiler Komitee kurz danach, am 22. 4. 1901, seine „Bitte um Erbauung einer normalspurigen Nebenbahn von Rottweil nach Balingen“ an die Abgeordnetenversammlung auf den Weg. Auch hieraus einige aufschlußreiche Absätze:

„Wir sind der Überzeugung, daß bei besserer Verbindung zwischen Rottweil und Balingen eine Anzahl von Orten bei ihren billigen Arbeitskräften Industrie bekommen würden, für welche, wie der rasche und bedeutende Aufschwung der Orte Rottweil, Schweningen, Balingen, Trossingen, Schramberg zeigt, die Be-

völkerung Sinn und die erforderliche Energie hat. Hiedurch würde dem so sehr beklagenswerten Niedergang und weiterer Entvölkerung der Landorte vorgebeugt. Ein bescheidener Anfang ist gemacht, indem einige Firmen von Trossingen Filialen in Wellendingen, Wilflingen, Ratshausen gegründet haben. Entwicklungsfähig sind dieselben aber nur, wenn die Verbindung eine bessere wird. Bis jetzt ist aber diese Verbindung nach den nächsten Eisenbahnstationen bzw. den genannten beiden Oberamtsstädten und zwischen diesen selbst eine außerordentlich beschwerliche und zeitraubende. Dies trifft nicht nur bezüglich des Verkehrs mit den verschiedenen Beamten und Lehranstalten und insbesondere auch mit dem K. Landgericht zu, zu dessen Sprengel auch die Oberämter Balingen und Spaichingen gehören.

Wir gestatten uns die Bitte, die Bahn vom Bahnhof Rottweil über Wellendingen und Schörzingen nach Schömberg und von da über das Schlichemthal nach Dotternhausen, Erzingen und Edingen nach Balingen zu führen.

Die Strecke Balingen - Schömberg kommt nach ausgearbeitetem Detailvoranschlag pro Kilometer auf rund 67 000 Mark ohne Grunderwerb und einschließlich Betriebsmittel. Die Strecke Schömberg - Rottweil muß mit 69 000 Mark pro Kilometer in Rechnung gezogen werden. Die Bahnlänge beträgt, wenn der von Balingen aus vorgeschlagene Weg gewählt wird, 11 und 16, zusammen 27 Kilometer. Somit ist der Gesamtaufwand ohne Grunderwerb und einschließlich der Betriebsmittel rund 1 850 000 Mark. Die Bahnlänge kann durch Führung eines Viadukts bei Schömberg auf 26 km abgekürzt werden, es würden sich dadurch die Kosten um ca. 200 000 Mark erhöhen, dieser Mehraufwand würde sich aber durch bessere Situation des Bahnhofs Schömberg und bessere Betriebsfähigkeit der Linie reichlich bezahlt machen“.

## Protestschreiben gegen das Vorhaben

Noch bevor die Balingen und Rottweiler Eingaben im Landtag zur Sprache kamen, erreichte diesen übrigens auch ein Protestschreiben gegen das Vorhaben. 48 Erzinger Bürger hatten kundgetan, „in Erzingen wolle niemand eine Bahn, als der Vorsteher und die Räte, die Gasthausbesitzer, Krämer und Tagelöhner, überhaupt nur verdienstsuchende Personen“. Der Brief erregte Heiterkeit, als er im Gremium verlesen wurde.

Am 26. 11. 1901 behandelte der Landtag erstmals wieder Fragen des Nebenbahnbaues. Hinsichtlich der Bauwürdigkeit wurde für die vorliegenden Wünsche die übliche Einstufung vorgenommen: die Empfehlung an die Regierung zur „Berücksichtigung“ (als nachdrücklichste), zur „Erwägung“ oder zur „Kenntnisnahme“. Leider erreichen das Projekt Balingen - Schömberg nur die Stufe 2 und Rottweil - Balingen die Stufe 3. Für eine Genehmigung kamen in Anbetracht der schlechten wirtschaftlichen Lage allenfalls Vorhaben der Stufe 1 in Frage.

Der als Berichterstatter bestimmte Abgeordnete Henning teilte im Dezember mit, daß die Angelegenheit Anfang 1902 noch einmal behandelt werde. Daraufhin luden das Eisenbahnkomitee und der Gewerbeverein Balingen zu einer öffentlichen Versammlung am 5. 1. 1902 im „Schwanen“ ein. Für die am 15. 2. 1902 anberaumte Landtagssitzung sollte rechtzeitig eine weitere dringliche Eingabe ausgearbeitet und beschlossen werden. Außerdem bestimmte man eine Kommission, die unmittelbar vor der betreffenden Landtagssitzung die Wünsche auch mündlich vortragen sollte.

Wenig bekannt ist eine weitere Versammlung im Balingen „Schwanen“ am 9. 1. 1902. Jetzt war es, auf Einladung von Oberamtmann Filser, die Geistlichkeit der beteiligten Orte, welche ein langes Schreiben zugunsten der Bahn Balingen - Schömberg an den Landtags-Coreferenten Rembold formulierte und unterzeichnete.

Tatsächlich hatten die erneuten Bemühun-

gen den Erfolg, daß das Projekt Balingen - Schömberg am 17. 5. 1902 von der 2. Kammer zur „Berücksichtigung“, also in die „Dringlichkeitsstufe 1“ übernommen wurde. Der Abgeordnete Haußmann konnte sogar von Staatsminister v. Soden und Staatsbahnpräsident v. Balz die Zusage eines baldigen Besuchs in Balingen erwirken. Gerade v. Balz hatte sich nämlich bei dieser Sitzung als Vertreter der Staatsbahninteressen und Fachmann sehr zurückhaltend ausgesprochen. Gedämpft wurden die Hoffnungen ein wenig durch die Nachricht, die 1. Kammer des Landtags habe im Mai 1902 Balingen - Schömberg nur zur „Erwägung“ empfohlen.

Am Montag, dem 7. 7. 1902, fand endlich der Besuch der Herren v. Soden und v. Balz in Balingen und Schömberg statt. Beide drückten mehrmals ihr Wohlwollen für das Bahnprojekt aus. Balz erklärte, er hoffe, „daß diese Bahn zu denjenigen gehören werden, welche zunächst, vielleicht im Laufe der nächsten drei bis vier Jahre, in Angriff genommen werden“. Der Bahnhof Schömberg werde auf die Höhe zu stehen kommen zur Ermöglichung einer späteren Weiterführung der Bahn. Besonderen Beifall erntete v. Soden mit der Aussage, „daß keiner in unserer Mitte ist, der nicht noch die Eröffnung dieser Bahn erleben wird“. Erstaunlich übrigens die Tatsache, daß sich die Herren am Abend per Automobil (!) nach Rottweil begaben.

Jetzt brauchen also nur noch wirtschaftlich bessere Zeiten zu kommen. In den folgenden drei Jahren ruhte die Angelegenheit zwischen Balingen und Stuttgart. Erst ab Sommer 1905 kam es zu weiteren Balingen Aktivitäten, die eine erneute Eingabe und den Besuch einer Deputation bei Staatsminister v. Soden umfaßten.

Anders in Rottweil: hier formulierte das Eisenbahnkomitee im September 1903 eine „wiederholte Bitte an die hohe Ständeversammlung um Erbauung der normalspurigen Nebenbahn Rottweil - Balingen“. Daraus geht u. a. hervor, daß auch das Rottweiler Komitee inzwischen

die Dienste des Regierungsbaumeisters Wallersteiner in Anspruch genommen hatte. Die Gesamtkosten der Strecke werden von Wallersteiner mit Grunderwerb zu 2 438 000 Mark = 88 500 Mark/km errechnet. Es folgen genaue Angaben über die wirtschaftlichen Verhältnisse der beteiligten Ortschaften, die Einwohnerzahlen und den erwarteten Schienenverkehr. Eine Rentabilitätsberechnung ergibt einen Betriebsüberschuß unter der Voraussetzung, daß die Gemeinden, wie vertraglich zugesichert, Grund und Boden kostenlos zur Verfügung stellen und zum Teil weitere Geldbeträge in bar leisten. Am 12. 1. 1904 beim Landtag eingegangen, blieb das Gesuch zunächst unbehandelt liegen. Am 20. 12. 1904 folgte ein Erinnerungsschreiben.

Tatsächlich besprochen wurde die Sache erst in der Sitzung vom 9. 1. 1906. Nachdem der Abgeordnete Henning nochmals alle Gesichtspunkte aufgezeigt hatte, erklärte der ebenfalls anwesende Staatsrat v. Balz, es sei entschieden, daß der Staat Bau und Betrieb der Strecke in der Hand behalten werde. Als Verbindung zwischen zwei Hauptbahnen werde keine Privatbahn zugelassen. Die technischen Grundzüge der Wallersteiner'schen Arbeit wurden als richtig anerkannt, allerdings mit Ausnahme des Anschlusses im Bahnhof Rottweil und der zu günstigen Kosten- und Ertragsberechnung. Die Staatsbahn hatte demgegenüber Gesamtkosten von 3,3 Millionen Mark und einen jährlichen Betriebsabmangel von 5000 Mark angesetzt. Der Beschluß der volkswirtschaftlichen Kommission ging dahin, die Finanzierung des Teilstücks Balingen - Schömberg durch eines der nächsten Kreditgesetze vorzuschlagen, die Fortsetzung jedoch noch zurückzustellen.

Die Entscheidung für eine Staatsbahn war übrigens schon mehr als ein Jahr früher gefallen und der WEG bekanntgegeben worden. Die Gesellschaft kündigte daher am 17. 12. 1904 den Vertrag mit dem Balingen Komitee hinsichtlich des Verfalls der Projektierungskosten und verlangte 3250 Mark. Die Bezahlung durch die Stadtpflege Balingen zog sich nach mehreren Mahnungen bis Ende April 1905 hin. Dafür ging, wie schon erwähnt, das Planungsmaterial in den Besitz der Gemeinden über.

Im Verlauf des Jahres 1906 fühlte man sich in Balingen und Rottweil veranlaßt, die Dringlichkeit des Bahnbaus gegenüber der Regierung mehrfach zum Ausdruck zu bringen. Es kam wieder zu Versammlungen und erneuten Petitionen mit dem Ziel, einen möglichst frühen Baubeginn zu erreichen. Auch im Landtag wurde die Angelegenheit noch mehrmals angesprochen, allerdings ohne neue Ergebnisse.

Am 8. 1. 1907 teilte die Generaldirektion der Staatsbahnen der Stadt Balingen mit, daß die Grunderwerbskosten nun, nach Überarbeitung der Linienführung, auf 249 000 Mark geschätzt würden. Unter der Voraussetzung, daß die Gemeinden daneben einen Zuschuß von 78 900 Mark und in Balingen und Schömberg das für die Betriebsführung benötigte Wasser kostenlos zur Verfügung stellen, sollte das Projekt in das Eisenbahnbau-Kreditgesetz 1907/08 eingebracht werden. Am 24. 1. 1907 kam es zur Einigung der Stadt Balingen als Garantiegemeinde und der Staatsbahn. Die Forderungen wurden angenommen. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß der finanzielle Beitrag der Stadt Schömberg überproportional groß war.

Bei der Diskussion im Gemeinderat Balingen klang übrigens jetzt erstmals die Frage an, ob die künftige Bahn eine zusätzliche Haltestelle am Südrand der Stadt erhalten sollte. Das Thema, welches einzelne Gemüter noch jahrelang bewegen sollte, blieb zunächst in der Schwebe.

Im Sommer 1907 gelang der entscheidende Schritt. Die im Entwurf des Baukreditgesetzes eingestellte 1. Rate von 500 000 Mark wurde im Juli genehmigt. Um diese Zeit wurden auch technische Einzelheiten von der Staatsbahn bekanntgegeben, die die Projektänderungen gegenüber dem Wallersteiner'schen Entwurf und den endgültigen Streckenverlauf, wie wir ihn heute kennen, umfaßten. Neben einer Abflachung der Steigung zwischen Erzingen und Dotternhausen auf 1:40 war vor allem der Schlichemübergang neugeplant worden. Wallerstei-

ner hatte, etwa in der Lage des heutigen Staudamms, einen Viadukt von 200 m Länge und 33 m Höhe vorgesehen, die Staatsbahn weiter oben im Tal von einem 120 m Länge und 25 m Höhe, der allerdings die Streckenlänge um ein paar hundert Meter erhöhte. Der kleinste Kurvenhalbmesser war von 200 auf 250 m ausgeweitet worden. Die Gesamtbaukosten sollten nun 2 373 000 Mark betragen, wovon der Staat 2 045 100 Mark zu übernehmen hatte.

Das Jahr 1908 verging mit den Feinvermessungsarbeiten zwischen Balingen und Schömberg. Zwischen April und September 1909 konnte der gesamte Grunderwerb getätigt werden, z. T. allerdings unter Anwendung des Enteignungsrechtes. Als am 8. 6. 1909 die 2. Rate mit 900 000 Mark vom Landtag genehmigt wurde, nannte Staatsbahndirektor v. Stieler auch erstmals als voraussichtlichen Eröffnungstermin den Sommer 1911.

Inzwischen hatte nun wieder in Rottweil die Agitation für die baldige Fortführung der Bahn über Schömberg hinaus eingesetzt. Stadt und Amt Rottweil erklärten sich im Laufe der folgenden Jahre bereit, erhebliche Barbeiträge zur

Verfügung zu stellen. Doch blieben die Bemühungen zunächst ohne greifbaren Erfolg. Immerhin wurde im Juli 1910 erreicht, daß die volkswirtschaftliche Kommission der Regierung den Weiterbau zur „Berücksichtigung“ empfahl.

Der weitere Verlauf der Geschichte der Nebenbahn könnte Gegenstand einer späteren Beschreibung sein. Hier seien nur noch einige wenige Daten zum Abschluß genannt. Die eigentlichen Bauarbeiten am Abschnitt Balingen - Schömberg begann im Oktober 1909 und waren nach zwei Jahren abgeschlossen. Die Bahn wurde am 24. 10. 1911 zusammen mit dem wesentlich erweiterten Bahnhof Balingen feierlich eröffnet. Erst nach dem 1. Weltkrieg folgte die Fortsetzung nach Rottweil, die am 25. 10. 1928 in Betrieb ging. Dieser letztgenannte Abschnitt wurde allerdings schon am 26. 9. 1971 wieder stillgelegt und bald danach zwischen Schömberg und Rottweil Altstadt abgebrochen. Gleichzeitig entfiel auch der Personenverkehr auf dem Reststück zwischen Balingen und Schömberg.

## Pfarrbesoldung in Laufen

Von Gustav Rieber, Laufen

In Laufen besteht heute noch ein altes Recht, über das schon 1781 der Laufener Vogt und die Richter verhandelt haben, die „Pfarrbesoldung“. Einst die Besoldung des Pfarrers betreffend, ist es heute ein Rechenis der Gemeinde an die Pfarrgutsverwaltung als Ausgleich für die in den 1890er-Jahren erfolgte Ausscheidung des Kirchengemeinde-Vermögens und der Trennung von Kirche und Staat.

Die Inhaber der Pfarreien erhielten einen Teil ihrer Besoldung von der Gemeinde in natura, und für ihren Lebensunterhalt betrieben sie noch ihre Landwirtschaft. Die Zeiten änderten sich, was einmal lebensnotwendig war, wurde nicht mehr benötigt. Weidrecht, Holz und andere Natural-Rechte wurden in Geld aufgerechnet. In unserer Umgangssprache fehlen heute Begriffe, die einst alltäglich waren, deshalb nachstehend einige Erläuterungen:

**Freischafe:** der jeweilige Pfarrherr von Dürrwangen hatte das Recht, eine bestimmte Anzahl Schafe ohne Bezahlung auf die Laufener Weide aufzutreiben. Deshalb die Bezeichnung „Freischafe“. Dies war ein Teil der Besoldung.

**Ritthaber:** ist das Fruchtentgelt für das Halten der Reit- und Kutschenpferde des Pfarrherrn zu Dürrwangen, die er für den Ritt oder die Fahrt in die Filial-Kirche in Laufen benötigte.

**Allmandnutzung:** für Güter- und Allmandteile, die dem Pfarrherrn zustanden, aber von ihm selbst nicht bewirtschaftet wurden, war ein bestimmter Geldwert festgesetzt.

**Wahlтанne:** eine Entschädigung für das Halten von Predigten, zu denen der Pfarrherr nicht verpflichtet war.

**Neujahrsgeld:** Auf Neujahr wurde dem Pfarrherrn zu seiner Verehrung eine Geldgabe verabreicht von der „Commun“.

**Ämterersatzungs-Gebühr:** am Hilary-Tag (13. Januar), bei der „Ersetzung“ der Ämter, war der Pfarrherr jedesmal anwesend und erhielt dafür eine Vergütung.

**Nachtmahlgebühr und Erndtpredigt:** waren Gebühren für Handlungen, die nicht zur Pflicht des Pfarrherrn gehörten und deshalb jeweils gesondert bezahlt wurden.

**Klafter:** Ein Holzmaß, es wurde meist abgeschrieben und war deshalb stark veränderlich, Höhe und Weite 6 Schuh, Länge 4 Schuh.

Laufen, das neben Stockenhausen eine Filiale der Pfarrei Dürrwangen war, hatte seinen Anteil an den Pfarrbesoldungskosten zu tragen. Mit Geld wurde während dieser Zeit wenig bezahlt, das meiste wurde mit Natural-Gaben beglichen.

Der jeweilige Pfarrherr von Dürrwangen durfte seit altersher 12 Freischafe und nach der Ausrechnung von 1788/89, gleich dem höchsten in der Steuer, 14 Freischafe auf die hiesige Waid aufzutreiben. Auf Neujahr wurde ihm alljährlich von der Gemeind 1 Gulden zur Vereh-

rung verabreicht und für das Halten der jährlichen Kirchweih- und der Erndtpredigt nach alter Observanz 1 Gulden bezahlt.

Wegen den hier abzuhaltenden Buß- und Bettags-Predigten, die er zu halten nicht schuldig war, wurde ihm jährlich eine „Sägthan“ (Wahlтанne) gegeben (nach einem Receß vom Vogtruggericht im Febr. 1781). Außerdem bekam er jährlich 7 Klafter buchenes Holz.

Für die Anwesenheit bei der Ämtervergabe am Hilary-Tag, bei dem nach altem Brauch die Ämter „ersetzt“, die Herden verliehen und sonstige, die „Commun“ betreffende Sachen erörtert wurden, erhielt der Pfarrherr 30 Kreuzer.

An der Geldbesoldung des Vikars trug Dürrwangen vier Achtel, Stockenhausen ein Achtel und Laufen drei Achtel, das waren 46 Gulden und 30 Kreuzer. Wenn im Flecken Dürrwangen die Kirchenvisitation (im Frühjahr und Herbst) durch den Herrn Dekan von Balingen vorgenommen wurde, mußten die Unkosten auch zu drei Achtel vom Flecken Laufen getragen werden.

Die Auslagen für den Visitationsbesuch betragen: „Das Honorar für den Dekan 2 Gulden, Diäten dem Dekan 3 Gulden, zweimal Essen für den Postillion 8 Kreuzer und Schlafgeld 4 Kreuzer. Für zwei Pferde den Haber 1 Gulden 30 Kreuzer, Heu und die Stallmiete 1 Gulden 30 Kreuzer“. Gesamte Unkosten 8 Gulden und 12 Kreuzer.

Der Dürrwanger Pfarrherr bekam 30 Kreuzer für sein Dabeisein, und die 12 Laufener Schulkinder, die zur Visitation nach Dürrwangen mußten, erhielten Brot, jedes für 6 Kreuzer. Zwischen der Königlichen Pfarrei Dürrwangen und dem Flecken Laufen wurde 1824 ausgehandelt, daß das Recht der Pfarrei Dürrwangen, auf die Laufener Waid 14 Freischafe aufzutreiben, in ein jährliches Geld-Surogat verwandelt werden solle. (Fortsetzung folgt)

## Der Bodmaner Fruchtmarkt und der Zollernalbkreis

(Schluß)

Der größte Teil der angelieferten Frucht ging wohl auf dem Seeweg in die Städte der Ostschweiz und Vorarlberg, und dorthin lieferten auch die Städte Überlingen und Radolfzell und empfangen daher die Bodmaner als ungeliebte Konkurrenten.

Es scheint, daß die Gegner des Bodmaner Fruchtmarktes ihre Hoffnung nicht so sehr auf die Entscheidung des Reichshofrates setzten; sie sorgten vielmehr dafür, daß die Zölle für Lieferungen nach Bodman erhöht wurden, sie führten also einen kleinen Wirtschaftskrieg und der ist auch heute noch wirksamer als das Beharren auf rechtlichen Positionen. Die finanziellen Einbußen, die die Fuhrleute durch die

Erhöhung der Zölle erlitten, suchte man in Bodman dadurch zu mildern oder auszugleichen, daß man ihnen die Marktgebühren in Bodman ermäßigte. Damit aber erfüllten sich die Hoffnungen, die die Herren von Bodman auf ihren Markt gesetzt hatten, nicht. „Die wirtschaftliche Pression, initiiert von den Städten und exekutiert von Österreich, hat sich als weit wirksamer erwiesen als die juristischen Mittel“... „Obwohl der von Überlingen angestregte Prozeß (für Bodman) nie verloren ging, scheiterten Ende der achtziger Jahre faktisch für alle Zeit die Bemühungen, Bodman zum anerkannten Markttort zu machen“.

Sind die Fuhrleute von Bodman leer heimgefahren? Man muß es beinahe annehmen. Bodman konnte ja seinen Besuchern außer Wein und Fischen kaum etwas anbieten, was zum Kauf gelockt hätte. Überlingen und Radolfzell waren da in besserer Lage: da konnte man auch gewerbliche Erzeugnisse neben Wein und Fischen mitnehmen, und so mag es sein, daß die Ebinger und die anderen Fuhrleute von der Alb und ihrem Vorland dem Bodmaner Fruchtmarkt nicht viele Tränen nachweinten, als er nach wenigen Jahren zur Bedeutungslosigkeit herabsank. Überlingen und Radolfzell blieben Abnehmer der Frucht von der Alb.

## Steinpilz

(Boletus edulis)



Der Steinpilz ist einer der besten und ergiebigsten Speisepilze, der allerdings bei uns relativ selten vorkommt. Sein Hut auf einem nach unten ausgebuchteten Stiel wird bis zu 25 cm Durchmesser. Er gehört zu den Röhrenpilzen. In diesen Röhren bilden sich die Sporen, die, ähnlich wie die Samen bei höher entwickelten Pflanzen, der Fortpflanzung dienen. Sie schicken im Boden einen Keimfaden aus, den Anfang des Pilzgeflechtes (Myzel), das den eigentlichen Pilz darstellt. Was wir sammeln und essen, das sind nur die Sporenständer. Der eigentliche Pilz lebt nur im Boden und nimmt oft einen weitverzweigten Raum ein. Der Steinpilz hat einen hell- bis dunkelbraunen Hut, der anfangs kugelig, später leicht gewölbt ist. Die Röhren sind anfangs weiß, dann grünlich gelb. Ähnlich im Habitus ist der giftige Satanspilz. Sein Hut ist aber hellgrau-weißlich bis olivgrau und seine Röhren sind gelb, später purpurrot. Außerdem hat er einen sehr unangenehmen Geruch. Kurt Wedler

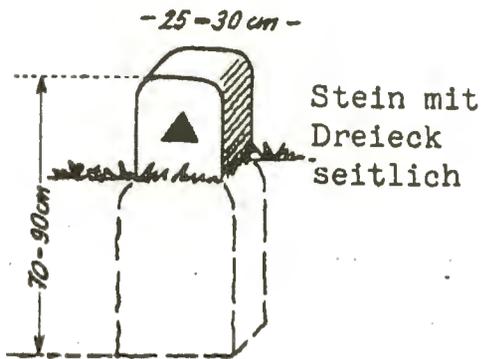
Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

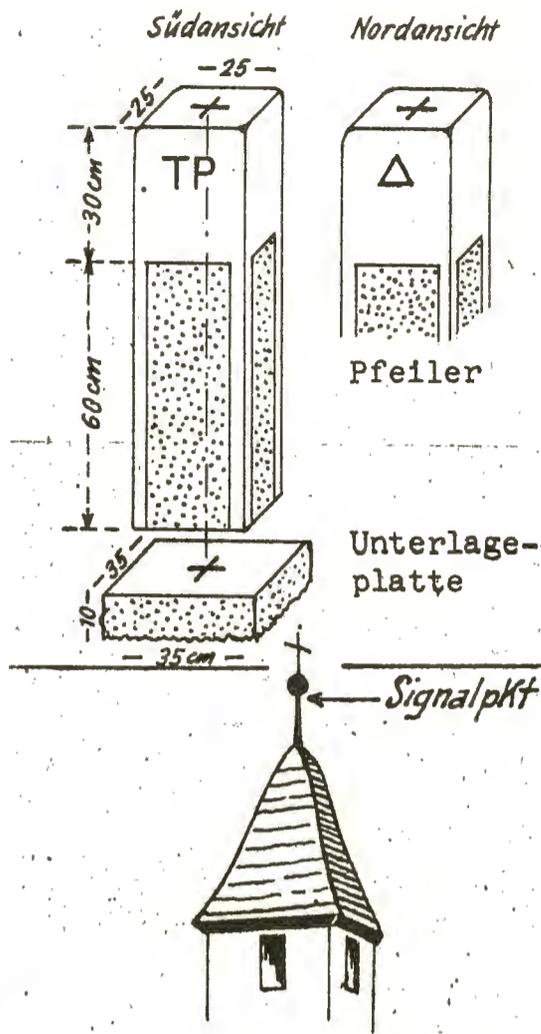
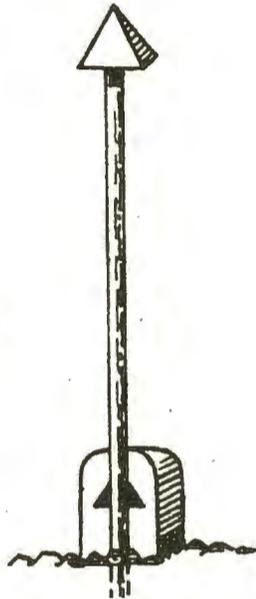
Redaktion: Robert Kohler, Balingen, Königsberger Straße 89, Telefon 6336.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.





Signalstange mit daneben eingesetztem Stein (=exzentrische Vermarkung, Signalpunkt 5 cm vor dem Dreieck)



recht stehende Rohre mit Seitenankern über die dem Boden angeglichen ein Schutzkasten eingelassen wird. Der Schutzkasten steht, seitlich von Backsteinen flankiert, auf einer Sand-Kies-Schicht ohne direkte Betonverbindung mit dem Rohr. Die Kappe wird mit Beton und Makadam seitlich bzw. oben ausgefüllt.

Zur **Sicherung von Hochpunkten** werden je nach Bodenbeschaffenheit TP-Pfeiler oder Grundständer verwandt, während noch zusätzlich Turmbolzen (PB) waagrecht im Mauerwerk angebracht werden. In Ausnahmefällen kann auch der TB senkrecht einbetoniert werden, wenn der Untergrund das Setzen eines TP-Pfeilers oder Grundständers nicht ermöglicht.

Die verm.-techn. Bezeichnung für die Sicherung eines Hochpunktes wird „Herablegung“ genannt, wenn von dem mit Landeskoordinaten festgelegten Hochpunkt durch trig. Messungen für den Bodenpunkt Großkoordinaten in Abhängigkeit vom Hochpunkt berechnet werden.

Umgekehrt nennt man es „Herauflegung“, wenn nämlich von einem Bodenpunkt aus ein Hochpunkt bestimmt wird, wengleich dieser nicht den Wert eines trig. Punktes erhält. Beispiel hierfür ist der Fernmeldeturm auf dem Plettenberg bei Dotternhausen.

Die Bodenpunkte werden ihrerseits mit Klinkerplatten oder Messingbolzen je nach Untergrund gesichert. So kann gegenseitig vom Bodenpunkt oder umgekehrt auf Veränderungen überprüft werden.

Weitere Vermessungspunkte sind **Polygon- und Kleinpunkte**. Polygon bedeutet Vieleck. In Winkelzügen wird das Netz weiter verdichtet. Es entstehen Polygonpunkte. Kleinpunkte sind Vermessungspunkte, die in einer geraden Linie liegen. Die Abmarkung von Polygon- und Kleinpunkten erfolgt mit Lochsteinen aus Granit, gelben Kunststoffmarken mit der Aufschrift „Vermessungspunkt“ oder „Messpunkt“; ferner mit Rohren mit und ohne Schutzkappe oder mit und ohne Halsteller sowie mit Bolzen.

Die Polygonpunkte werden mit Klinkerplatten, Kunststoffmarken oder Bolzen gesichert. Die Sicherungsmarken werden heute seitlich vom Vermessungspunkt, also exzentrisch, gesetzt.

Die zentrische Sicherung, z. B. mit Tonkegeln, bedingt das Herausnehmen des Vermessungspunktes zur Überprüfung der Lagegenauigkeit. Sie ist wegen ihrer Nachteile immer ungebrauchlicher geworden.

Der Vollständigkeit halber sei noch gesagt, daß es auch Höhenfestpunkte und Schwerepunkte gibt, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll.

### Abmarkung

Nun zu den **Grenzzeichen**. Früher sagte man dazu „Marksteine“. Schon auf dem Württembergischen Landtag von 1624 war mit der Einführung eines Katasters zur Steuerverbesserung das typische Ziel des Katasters erkennbar, nämlich die **Abmarkung der Grenzen zur Vermeidung von Grenzstreitigkeiten**. Grenzstreitigkeiten und Grenzübergriffe waren zu allen Zeiten Anlaß zu Streit, ja sogar zu Mord und Totschlag und zu Kriegen.

Das Wort „Mark“ ist ursprünglich die Bezeichnung für Umfriedung festen Land- und Grundbesitzes. Das gemein-germanische Wort geht auf die sprachliche Wurzel „mereq“ gleich Streifen zurück und bedeutet also zunächst das, was man heute Grenze nennt, den Streifen, der das Gebiet umzieht. Durch allmähliche Verschiebung und Verwechslung der Begriffe in Hochsprache und Volksmund hat das Wort „Mark“ seine Bedeutung verändert. Es bezeichnet sowohl die Grenze als auch das Gebiet selbst, wie wir das heute noch finden in den Namen Mark Brandenburg, Uckermark, Steiermark, Markung und Gemarkung. Mark bedeutet auch das Grenzzeichen: Markstein, Markbaum usw...

### Was ist Abmarkung?

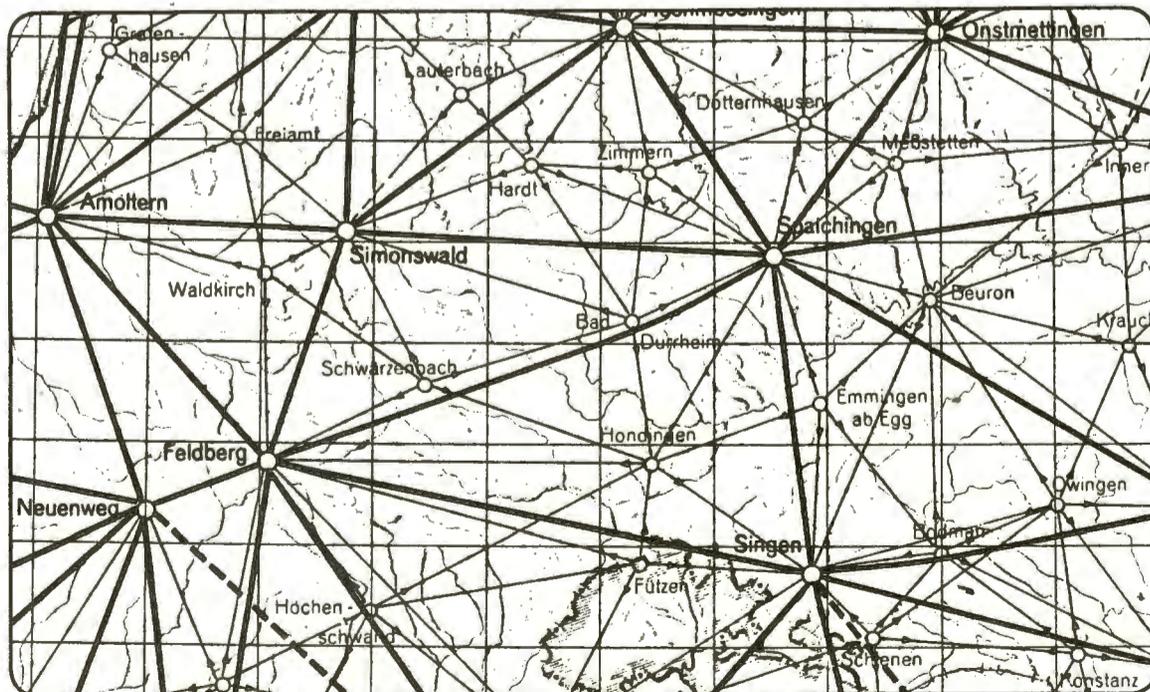
Unter Abmarkung versteht man die örtliche Kennzeichnung der Flurstücke – früher Parzellen genannt – mit dauerhaften Merkmalen. Diese Grenzzeichen werden in den Bruchpunkten der Grenze sowie in Anfangs- und Endpunkten von Grenzkurven und, wenn erforderlich, in Zwischenpunkten gesetzt. Die so markierte Grenze zeigt dem Grenznachbarn, wo die Herrschaft des andern beginnt. Die frühere Grenzkennzeichnung durch Raine, Hügel, Wälle, Hecken, Zäune, Steinblöcke und Grenz bäume, auch Lachbäume genannt, ist längst nicht mehr üblich. In Lachbäumen war meistens ein Kreuz mit der Axt eingehauen.

### Sicherung der Grenzen

Schon die Feldmesser des **Römischen Imperiums** markierten ihre Grenzen mit besonderen Steinen, die gesalbt und dem Gott Jupiter Terminus geweiht waren. Beim Eingraben der Steine war es üblich, einige Münzen in die Grube zu legen. Die Wissenschaftler streiten noch, ob das Kleingeld als Opfergabe oder ob es zur zusätzlichen, unterirdischen Sicherung des Orts gedacht war und damit genau den gleichen Sinn gehabt hätte, wie die geheimnisumwitterte „Verzeugung“ anderthalb Jahrtausende später.

Noch im **Mittelalter** wurde zum Schutz des Eigentums für das unbefugte Entfernen, Versetzen und mutwillige Beschädigen von Grenzzeichen grausame Strafen angedroht. Der Frevler werde lebendig an der Tatstelle eingegraben und dann werde mit dem Pfluggespann gegen seinen Kopf geackert. Zahlreiche Varianten des Strafvollzugs werden in Schriften erwähnt. Nirgendwo ist belegt, daß die Strafan drohung vollzogen wurde. Der Abschreckungsgedanke war keine tragende Grundlage für die Grenzsicherung.

Das **Setzen von Grenzzeichen und deren Erhaltung** sind keine Privatangelegenheit der Grundstückseigentümer, sondern öffentlich-rechtliche Maßnahmen. Die Sicherung der Grenzen und die Erhaltung des Grenzfriedens zählten früher zu den wichtigsten Aufgaben der Gemeinden.



Übersicht über das Deutsche Hauptdreiecksnetz

Um Unannehmlichkeiten schon vorbeugend abzuwehren, entstanden bereits im Mittelalter die **Untergangsggerichte**. Sie bestanden aus einer Gruppe ehrbarer Männer, denen die Überwachung der Grenzen und die Schlichtung etwaiger Händel oblag. Ursprünglich zog im Frühjahr vor der Saatzeit die vollzählige Dorfgemeinschaft durch Wald und Flur und lief die Markungsgrenze ab. Es entstanden mancherorts regelrechte Dorffeste; aber der schwerfällige **Markungsumgang** von der gesamten Dorfgemeinschaft richtete erheblichen Flurschaden an, der in keinem Verhältnis zum Nutzen stand. Um diesem Mißstand entgegenzuwirken, wurde das Ehrenamt des „Untergängers“ geschaffen.

In jeder Gemeinde wurden achtbare und vertrauenswürdige Männer zum Setzen von Grenzmarken und zur Sicherung durch geheime Zeichen bestellt. Sie hießen im schwäbisch-alemannischen Raum **Untergänger**, **Felduntergänger**, **Märker**, **Grenzrichter** oder **Feldrichter**; während sie im fränkischen Sprachgebiet **Landscheider** oder **Schieder** genannt wurden.

Bereits im 17. Jahrhundert gab es in Württemberg zwei Institute, das der **Untergänger** (Steinsetzer) und das der **Feldsteußler** (Feldbesichtiger). Die Beamten dieser beiden Institute sind u. a. berufen, die Ordnung auf dem Felde zu überwachen und zu erhalten.

Die **Felduntergänger** hatten hauptsächlich für die Herstellung und Erhaltung des **Mark- und Grenzsteinsatzes** zu sorgen; während den **Feldsteußlern** die Aufsicht auf den **Feldbau** und die **Handhabung der Feldpolizei** übertragen wurde. Beide Dienste konnten jedoch in Personalunion ausgeübt werden. Die **Feldschützen** waren beiden Instituten unterstellt.

In **Gesetzen und Verordnungen** wurden die **dienstlichen Rechte und Pflichten** der **Felduntergänger** in Württemberg geregelt. Darin heißt es, das **Institut der Felduntergänger** hat seit seinem Bestand eine **wesentliche Änderung** erlitten, welche zur „**klaren Anschauung**“ einen **geschichtlichen Rückblick** notwendig macht.

Das **dritte Landrecht vom 1. Juni 1610** enthält hierüber auszugsweise folgende Bestimmung: „Die untergängliche Gericht belangend, dieweil die Unseren Städten und fürnehmen Flecken herkommen, daß zu untergänglichen Sachen und Spännen, die sich sowohl in Städten und Dörfern der Gebäu, als auf dem Feld der Bemerkungen, Dienstbarkeiten, und anderer Gerechtsamen halben, begeben, gemeinlich drei oder vier taugliche Männer, zu Untergängern und Baubeschauern verordnet, und in solchen Sachen zu Richtern bestellt, auch in Städten gemeinlich vom Rath und der Gemeind; aber in den Flecken vom Gericht und der Gemeind hiezu erküest werden: so soll es hinfürter nochmals bei solcher Verordnung verbleiben, und alle dergleichen Gebäu- und Feldspänn, zuvorderst von den bestellten Untergängern, durch einen kurzen summarischen und mündlichen Prozeß, auf dem Augenschein fürgenommen, und zum schleunigsten entschieden, auch alle untergängliche Spruch in ein sonder Buch (welches die Untergänger jeder Orten halten sollen) eingezeichnet und beschrieben, und da Jemand, als beschwert davon appelliren wollte, ihm solches nicht verwehrt werden.“

Nachdem aber der Untergäng halber bis anhero bei Unserer Unterthanen Zweifel und Mißverstand fürgefallen, ob und wie davon zu appelliren, so ordnen und sagen Wir, daß erstlich, insgemein von keinem Untergang mehr (wie bisher geschehen) an einen Oberuntergang, noch auch gleich ohne Mittel an Unser Hofgericht appellirt werden möge, sondern so sich Einer durch der Untergänger Spruch beschwert zu seyn vermeinte, soll derselbige sich für sein ordentlich Dorf- oder Stadtgericht, darunter die Güter, derentwegen Stritt fürfallen, gelegen (doch da unter den Gerichts-Personen, auch Untergänger wären, so den Spruch geben helfen, daß selbige in solchen Sachen aufstehen, und ihr Stell mit andern aus den Rathspersonen ersetzt werden) gebürlich berufen: und mag von selbigem allererst weiter für Unser Hofgericht appellirt werden.“

Fortsetzung folgt



Feldrichter, Untergänger oder „Siebener“ beim Vermessen und Marktsteinsetzen (um 1754)

Aus: Johann Jodokus Becks „vollständiges Recht der Grenzen und Marktsteine“ 4. Aufl. Nürnberg 1754

Vor 100 Jahren erschienen

## Das Königreich Württemberg

Beschreibung von Land, Volk und Staat – Von Eugen Gröner, Balingen  
(2. Fortsetzung)

Besonders umfangreich ist die Beschreibung der Stadt Ebingen, schon damals die größte Stadt des Oberamtsbezirks. **Ebingen** (793 Ebinga-P(ers.)-N(name), Stadt im Schmiech- und Lautlinger Thal, 16,8 km s. v. B., 729 m, Bahnhof, Postamt, T(elegraph), Amtsnotariat, Revieramt, 2 ev. Geistliche, Latein- und Realschule, Kinderrettungsanstalt Augustenhilfe (seit 1840), appr. Arzt, 2 Apotheken. W(appen) ursprünglich das gr. hohenbergische, v. weiß und roth getheilte Schild, im oberen Feld später eine schwarze Hirschstange. ... In 706 Wohngebäuden m. P(arzellen) 5555 E. w. 214 K, 3 J., 33 a. Bek. Gemeindegeld v. 1410 ha. Reiche Stiftungen. Fohlenweide (1878).

Die ausführlichen Angaben über Handel, Gewerbe und Industrie können hier nur auszugsweise angegeben werden. Die Stadt hatte 2174 Erwerbstätige im Hauptberuf, die wichtigsten waren Land- und Forstwirtschaft 199, Industrie und Bauwesen 1693, Handel und Verkehr 154, öffentlicher Dienst und freie Berufe 62.

Gewerbliche Betriebe gab es 1047, die wichtigsten Gewerbegruppen waren Bekleidung und Reinigung 323 Betr., insbesondere Schuh-

macherei 182 Betr., Korsettenfabrikation 21 Betr., Hutmacherei 7 Betr., Weißnäherei 56 Betr., Schneiderei und Kleidernäherei 31 Betr., Textilindustrie 163 Betr., Baumwollsam- und Genußmittel 101 Betr., (darunter 37 Bierbrauereien), Baugewerbe 37 Betr., Metallverarbeitung 41 Betr., Holz- und Schnitzstoffe 51 Betr., Werkzeuge, Instrumente und Apparate, insbesondere Fabrikation von Präzisionswa(a)gen 22 Betr., Beherbergung und Erquickung 24 Betr.

Diese Zahlen lassen erkennen, daß es sich durchweg um kleingewerbliche Betriebe handelte, von denen sich nur wenige später zu Industriebetrieben entwickelt haben.

Über bedeutende Bauten wird berichtet: Pfarrki. z. h. Martin, frühgoth. Säulenbasilika, Thurm von 1672, mehrfach verändert; Kapellenkirche von 1480, 1833 erneuert, Lutherbild v. Grünenwald 1883. Rathaus v. 1577, Spital v. 1878, an Stelle des 1880 abgebrannten alten ehem. hohenbergischen Schlosses aus dem 15. Jh. Dienstbotenkrankenhaus von 1871. Schulhaus 1873. Marktbrunnen mit Standbild des H. Ulrich von 1575. Ebingen erscheint seit 793 durch Besitz des Kl. St. Gallen, den dieses von der gottfriedischen Herzogsfamilie erhielt. Es selbst war ohne Zw. schon ursprünglich zolle-

risch, später ging es an die hohenberger Linie über, wurde aber 1367 von Gr. Wilhelm von Montfort, der es durch Heirat erhielt, an Wü. abgetreten. Ortsadel 1150-1320. „Stadt“ 1285, unter Wü. mit Landstandrecht und ähnlich Balingen manchen Privilegien. Große Brände in den 1570er Jahren, 1731, 1844. Eisenbahn 1878. Gas 1863, Wasserleitung 1865.

Es folgen Angaben über mehrere bedeutende in Ebingen geborene Personen. Als Parzellen

werden erwähnt Ehestetten (1179 Esteten Rechtsstätte?) H. Mühlen und Spinnerei, früher ein ganzer Ort, der 1094 von den Winzeln an Kl. St. Georgen kam, bald aber zur Herrsch. Werenwag gehörte und mit dieser an Hohenberg, später von Oesterr. an Ebingen fiel. Rom. u. frühgot. Kirchl. z. h. Stephan, j. Scheuer, Mazmann. Galthaus Petersburg. Stierhaus. Weißenhalde.

Fortsetzung folgt

## Pfarrbesoldung in Laufen

Von Gustav Rieber, Laufen (Schluß)

Man einigte sich schließlich darauf, je Freischaf 1 Gulden anzusetzen, mithin mußten ab 1.

7. 1824 jährlich 14 Gulden an die Pfarrei Dürrwangen bezahlt werden. Dem jeweiligen Pfarrherrn von Dürrwangen wurde für das unentgeltliche Halten der Buß- und Bettags-Predigten alljährlich eine Wahlтанne gegeben. Weil nun das starke Holz im Commun-Wald immer knapper wurde, beschloß man, keine „Wahlтанne“ mehr abzugeben und als Ausgleich nun 16 Gulden zu zahlen.

Zum Besuch seiner Pfarrkinder benützte der Pfarrherr entweder die Kutsche oder ritt mit dem Pferd nach Laufen. Als Entgelt wurde ihm dafür der Ritthaber in Natura gereicht.

Bei den Verhandlungen anfangs 1840 über die Trennung von der Pfarrei Dürrwangen wurde von Laufener Seite der Wunsch geäußert, in Laufen keine Pfarrverweserei einzurichten. Eine Verweserei wurde mit ledigen, jungen, gleichsam heimatlosen Geistlichen besetzt. Von ihnen könne nicht viel Ersprießliches erwartet werden, da sie doch alle 1-2 Jahre wech-

seln und sich nicht als Angehörige der Gemeinde fühlen.

Diesem Wunsch der Gemeinde Laufen wurde nicht entsprochen. In Stuttgart dachte man anders. „Vermöge höchster Entscheidung v. 11. September 1844 haben seine Königliche Majestät der Trennung der evangelischen Gemeinde Laufen, Dekanats Balingen, von ihrem kirchlichen Verband mit der Pfarrei Dürrwangen und der Errichtung einer eigenen Pfarrverweserei daselbst die Genehmigung erteilt“. Die Besoldung des Pfarrverwesers betrug jährlich 365 Gulden. Daran trägt die Staatskasse: 5 Gulden für den kleinen Zehnten und 117 Gulden und 33 Kreuzer als Ergänzungsbeitrag.

Der Flecken Laufen trägt: 7 Klafter buchenes Scheiterholz, 2 Klafter buchene Prügel, 300 Stück buchene Reisch-Wellen - Gesamtwert 90 Gulden 2 Kreuzer. Die Hälfte des Holzes wird in Natura gereicht: 45 Gulden 1 Kreuzer. Der Güter- und Allmandzins ist auf 13 Gulden festgesetzt. Bleibt noch ein Rest mit 184 Gulden

## Lebensmittelpreise in Ebingen 1913-1915

Dr. Walter Stettner

Es sind in erster Linie die Hausfrauen, die mit dem Haushaltsgeld auskommen sollen und darum Preisvergleiche mit früheren Jahren anstellen. Meistens fehlen aber die genauen Vergleichsdaten. Am Beginn des ersten Weltkriegs hat das Statistische Landesamt in mehreren Städten, darunter auch in Ebingen, vergleichende Daten für zahlreiche Artikel des täglichen Lebens veröffentlicht (Mitteilungen des Kgl. Statistischen Landesamtes Jahrgang 1915 S. 124 f.). Verglichen wurden die Preise in den Jahren 1913, 1914 und 1915, jeweils im September. 1913 herrschte noch Frieden, 1914 war der erste stürmische Ansturm unserer Truppen im Westen zum Stehen gekommen, 1915 war man im Westen zum Stellungskrieg übergegangen, während der Vormarsch im Osten noch lief.

Leider wurden für die folgenden Jahre keine

solchen vergleichenden Angaben mehr erstellt, zumindest nicht mehr veröffentlicht.

Die Unterschiede zwischen den einzelnen Jahren sind leicht abzulesen; das Statistische Landesamt hat sie auch noch in Prozenten errechnet. Daß die Preise fast durchweg gestiegen sind, wird niemand wundern; bei einigen Artikeln betrug die Erhöhung über 100 Prozent. Die Zuteilungswirtschaft hatte erst im Frühjahr 1915 wenigstens bei den wichtigsten Lebensmitteln eingesetzt. Wer darüber staunt, wie niedrig damals noch die Preise waren, und die Zusammenstellung mit stillem Neid liest, der sollte bedenken, daß inzwischen auch die Löhne und Gehälter gestiegen sind, und zwar noch viel höher als die Preise, und daß das Warenangebot heutzutage viel reichhaltiger, ansprechender und abwechslungsreicher ist als ehemals.

		Pfennige		mehr oder weniger in Prozent		
		1913	1914	1915	gegenüber Sept. 1913	1914
Rindfleisch	1 kg	200	180	240	+ 20,0	+ 33,3
Kalbfleisch	1 kg	200	180	240	+ 20,0	+ 33,3
Schweinefleisch	1 kg	200	180	340	+ 70,0	+ 112,2
Weizenmehl nr. 0	1 kg	44	50	52	+ 18,2	+ 4,0
Roggenmehl	1 kg	32	40	48	+ 50,0	+ 20,0
Schwarzbrot	1 kg	28	30	39	+ 39,3	+ 30,0
Kartoffeln	50 kg	412,5	500	430	+ 4,2	- 14,0
Süßrahmbutter	1 kg	290	300	390	+ 34,5	+ 30,0
Vollmilch	1 Ltr.	20	19	20	—	+ 5,2
frische Hühnereier	10 St.	90	100	150	+ 66,6	+ 50,0
Schweineschmalz	1 kg	200	200	360	+ 80,0	+ 80,0
Hausbrandkohlen	50 kg	230	—	—	—	—
Petroleum	1 Ltr.	22	22	32	+ 45,4	+ 45,4
Kaffee (geringste Qual.)	1 Pfd.	142	160	180	+ 26,7	+ 12,7
Kaffee (beste Qual.)	1 Pfd.	180	180	200	+ 11,1	+ 11,1
Malzkaffee	1 Pfd.	28	28	50	+ 78,6	+ 78,6
Kochsalz	1 Pfd.	10	10	10	—	—
weiße Kernseife	1 Pfd.	34	34	60	+ 76,4	+ 76,4
Limburger Käse	1 Pfd.	50	50	75	+ 50,0	+ 50,0
Schweizer Käse	1 Pfd.	120	120	150	+ 25,0	+ 25,0
Margarine	1 Pfd.	100	100	150	+ 50,0	+ 50,0
Würfelsucker	1 Pfd.	28	29	31	+ 10,7	+ 6,9
Reis (geringste Qual.)	1 Pfd.	24	24	56	+ 133,3	+ 133,3
Reis (beste Sorte)	1 Pfd.	30	30	64	+ 133,3	+ 133,3
Haferflocken	1 Pfd.	25	—	36	—	+ 44,0

26 Kreuzer. Das sind: für Freischafe 14 Gulden, Neujahrsverehrung 1 Gulden, Ämterersatz 30 Kreuzer, für die Dankpredigt 1 Gulden, Visitationengebühr 1 Gulden, von Nachtmahlen 2 Gulden 8 Kreuzer, für Ritthaber, 19 Scheffel, 5 Simmry, 2 Viertel 45 Gulden, für 1 Wahlтанne 16 Gulden, die Hälfte an allem Holz 45 Gulden 1 Kreuzer, Ergänzungsbeitrag 58 Gulden 47 Kreuzer macht insgesamt 184 Gulden 26 Kreuzer.

Mit der Königlichen Genehmigung wurde auch die Auflage verbunden, dem Pfarrverweser eine Wohnung zu beschaffen. Dem Gemeinderat fiel dies äußerst schwer, da der Rat- und Schulhaus-Neubau den Flecken schwer belastete, und er meinte dazu: „Die Gemeind bringt das Opfer auf, obwohl sie nicht weiß, wie für den Pfarrverweser ein Wohn- und Schlafzimmer und Holzlege herzustellen auf Kosten der Gemeinde. Zumal es schon lange der Wunsch der Burgerschaft ist, einen eigenen Geistlichen in der 915 Einwohner zählenden Gemeinde zu haben“.

Im neuen Rat- und Schulhaus wurde dann doch die neue Pfarrwohnung eingebaut. Als Besoldungsteil des Pfarrverwesers war um diese Zeit noch ein Acker auf dem Kapf da, mit 1 2/8 Morgen und 6,5 Ruthen oder nach späterem Maß 39 Ar und 93 qm.

Diese Besoldungsfeststellung hielt lange Jahre. Nach der Reichsgründung 1870 änderten sich die Maße, der Gulden verschwand. Mit der Zeit wurde alles auf Meter und Mark umgestellt. Neue Verhandlungen Ende der 80er und Anfang der 90er-Jahre über die Pfarrbesoldungsleistungen an die kirchliche Besoldungskasse regelten die Abgaben so: Besoldungszuschuß 100,77 Mark, Entschädigung für 14 Freischafe 24,- Mark, für Ritthaber 77,14 Mark, Allmandnutzen für alle Zeiten 10,- Mark, Entschädigung für 1 Wahlтанne 27,43 Mark, Neujahrs-geld 1,71 Mark, Ämterersatz-Gebühr 0,86 Mark, Nachtmahlgebühr 3,66 Mark, Erntepredigt 1,71 Mark = 247,28 Mark. Weggefallen ist ab 1878 der Allmandnutzen. Leistung an Holz: 24,51 rm buchene Scheiter, 8 rm buchene Prügel, 300 Stück buchene Wellen. Ein Teil des Holzes wurde anfangs noch in Natura zum Heizen geliefert, aber mit dem Aufkommen moderner Heizungen in Pfarrhäusern hörte dies auch auf. Der Wert des Holzes wurde nun in Geld beglichen. Die Reischwellen sind auch weggefallen, da die Lohnkosten das Mehrfache des Holzwertes ausmachen würden. Alle diese alten Rechte haben heute noch ihre Gültigkeit und werden jährlich der Pfarrgutsverwaltung vom Nachfolger der Gemeinde Laufen zugewiesen.

Quellen: Gemeindepfleg-Rechnungen 1809/10-1910; Gemeinderatsprotokolle 1843-1900; Gerichtsprotokoll 1823-1832; Befehlsbuch 1823-1844; Amtsgrundbuch 1908.

## Humor

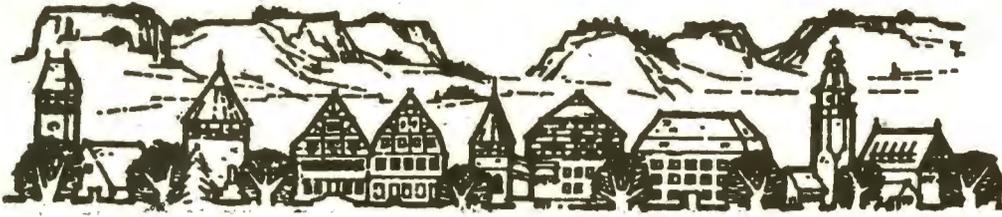
Was früher bitterer Ernst war, veranlaßt uns heute zu einem schmunzelnden Lächeln: Begründung des Propstes von Obermarchtal aus dem 13. Jahrhundert, das mit dem Chorherrnstift verbundene Frauenkloster aufzuheben: „In Betrachtung, daß die Bosheit des weiblichen Geschlechtes alle Bosheit der Welt übersteigt, daß kein Zorn den Zorn einer Weibsperson übertrifft, wie auch, daß das Gift der Schlangen und Drachenglichter zu heilen ist und unschädlicher sei als Vertraulichkeit mit dem anderen Geschlecht, haben wir beschlossen, in Zukunft keine Ordensschwester zur Vermehrung unseres Verderbens mehr aufzunehmen.“ Hier und in ähnlichen Äußerungen patronatsbeflissener Männer liegen die Ursachen der heute noch immer nicht erreichten Gleichberechtigung der Frauen.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen, Königsberger Straße 89, Telefon 63 36.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



## Die Fenster der Balingener Stadtkirche

von Eugen Gröner

Im Zuge der jetzt abgeschlossenen Außenrenovierung der Balingener Stadtkirche mußten auch sämtliche Fenster im Chor und im Schiff der Kirche ausgebaut, gereinigt und teilweise neu verbleit werden. Zur Schall- und Wärmedämmung wurden die Fenster außerdem mit einer Doppelverglasung versehen.

Während in zahlreichen gotischen Kirchen in späterer Zeit das Maßwerk (die geometrisch konstruierten Figuren im Bogenfeld der Fenster) ausgebrochen wurde, um dem Licht mehr Einlaß zu gewähren, hat sich an sämtlichen Fenstern der Balingener Stadtkirche das Maßwerk erhalten, ein großer Glücksfall, wenn man bedenkt, daß die Kirche insgesamt fünfmal vom Feuermeer eines Stadtbrandes umgeben war (1546, 1607, 1672, 1724 und 1809).

Daß Maßwerk der drei großen Chorfenster ist um 1470 entstanden, rund ein halbes Jahrhundert später das Maßwerk der Fenster des Kirchenschiffs, dessen großes Westfenster seit 1767 durch die Orgel verdeckt ist. Vermutlich noch aus dem 14. Jahrhundert (vom Vorgängerbau) stammt das Maßwerk der kleineren Hochfenster an der Nord- und Südwand des Chores und am Westgiebel, letztere sind heute von innen nur noch vom Dachgeschoß aus zu sehen. Bei der Gestaltung des Maßwerkes konnten die spätgotischen Baumeister ihrer Phantasie freien Lauf lassen. So ist auch an der Balingener Stadtkirche jedes Fenster anders gestaltet. Aus wenigen Grundformen (Drei-, Vier- oder Fünfpfaß, vom 15. Jahrhundert an auch die sog. „Fischblase“) entstanden vollendete Kunstwerke, die Mannigfaltigkeit konnte durch verschiedene Arten der Verglasung noch erweitert werden.

Wie die Fenster in früheren Zeiten verglast waren, läßt sich heute wohl kaum mehr feststellen. Aus dem 19. Jahrhundert ist lediglich bekannt, daß kaum ein Jahr verging, ohne daß Fenster der Kirche ausgebessert oder erneuert

werden mußten. Da der Platz um die Stadtkirche „Pausenhof“ der Schulen war, kann man sich die Gefährdung der Fenster vorstellen. Die im Stadtarchiv aufbewahrten alten Rechnungsbücher berichten aber auch von Beschädigungen anderer Art. So richtete z. B. der Stadtbrand von 1809 großen Schaden an, besonders auf der Nordseite, wo die Häuser teilweise nur drei bis vier Meter von der Kirche entfernt standen. Als sie vom Feuer ergriffen wurden, schmolz die Bleiverglasung der Fenster, das Feuer drang in die Kirche ein und beschädigte die Orgel. Rund 330 Gulden waren damals allein für die Wiederherstellung der zerstörten Fenster aufzubringen. Größere Fensterreparaturen werden aus den Jahren 1845 (infolge ei-

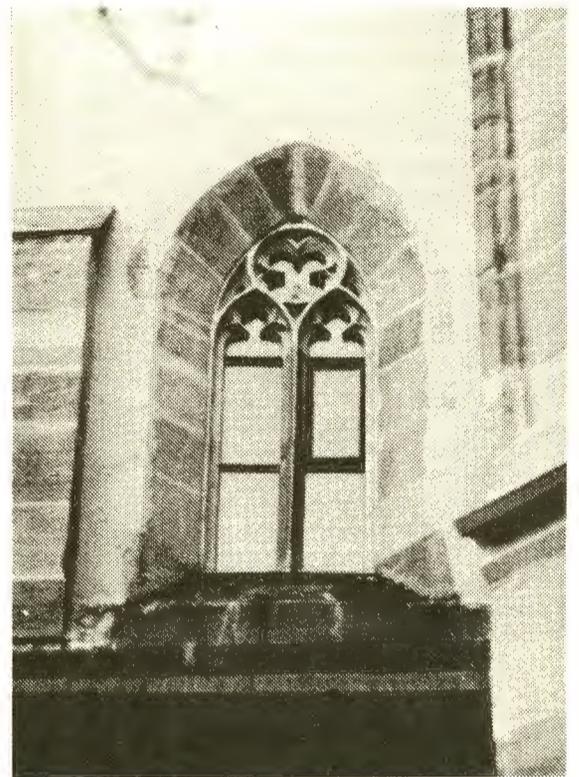


Aus vier Fischblasen ist das Maßwerk dieses Fensters gegliedert, es widerspiegelt den Traum der Gotik, alle Materie zu entschweren. Die technische Virtuosität des Steinmetzes ist bewundernswert.

nes Hagelwetters), 1863, 1868 und 1869 berichtet.

Die jetzige Verglasung der Fenster stammt aus verschiedenen Zeiten. Gegenstand unserer heutigen Betrachtung sind die mit bildlichen Darstellungen ausgestatteten Fenster, die vor allem dem Chor der Kirche sein Gepräge geben. Alle Fenster mit Glasmalereien zeigen Darstellungen aus der Heiligen Schrift und weisen auf Jesus Christus den Herrn der Kirche hin.

Nach den Plänen des bekannten Stuttgarter Architekten, Baurat Dolmetsch, der für zahlreiche Kirchenrenovierungen jener Zeit verantwortlich zeichnet, wurde der Balingener Chor im Jahre 1900 renoviert. Darüber berichtet der damalige Dekan Wiedersheim im „Volksfreund“



Noch hochgotisches Maßwerk haben die beiden Hochfenster im Chor der Stadtkirche, sie sind als einzige Fenster noch mit Butzenscheiben ausgestattet.

vom 20. Oktober 1900 (auszugsweise): „Am 21. Oktober 1900 (Kirchweihfest) zeigte sich der Chor der Stadtkirche erstmals im neuen Gewand. Nachdem er jahrhundertlang leer gestanden hat, soll er inskünftige gottesdienstlichen Zwecken dienstbar gemacht werden. Die Glasmalerei der drei Chorfenster sind eine hochherzige Stiftung des Herrn Kommerzienrat Behr, mit welcher er und seine Familie sich ein bleibendes Andenken in unserer Stadt gesichert hat. (Behr war Inhaber der ältesten und größten Balingener Trikotwarenfabrik, in deren Gebäude später das Fernmelde-Depot untergebracht war.) Die Cartoons wurden gezeichnet von Kunstmaler Bauerle aus Stuttgart, die Ausführung erfolgte durch die Firma Ostmann und Hartwein in München, die sich mit diesen Fenstern erstmals in Württemberg eingeführt hat. Besonders zu loben ist der weiche und lichte Ton der Farben.“

Was vor 86 Jahren „besonders zu loben“ war, findet heute nicht mehr unsere volle Anerkennung, die Künstler sind in der Zwischenzeit wieder mehr auf die mittelalterlichen Techniken zurückgekommen. Doch sind die Balingener Chorfenster bedeutende Denkmale der Zeit um die Jahrhundertwende, als die Neogotik im Ausklingen war und vom Jugendstil abgelöst wurde. So finden wir in diesen drei Fenstern auch Elemente beider Stilarten vereinigt. Das nordöstliche Fenster zeigt die im 10. Kapitel des Lukas-Evangeliums berichtete Szene „Christus mit Maria und Martha“. Christus im roten Gewand sitzt links. Den blauen Mantel hat er abgeworfen. Zu seinen Füßen sitzt Ma-



Drei Fischblasen, auch „Dreischneuß“ genannt, flankiert von zwei Fischblasen, gliedern dieses einzige vierteilige Fenster der Kirche. Der Steinmetz hat hier den Stein behandelt, als wäre es leicht schnitzbares Holz.

ria im violetten Kleid und hört ihm aufmerksam zu, während Martha im einfachen grünen Arbeitskleid im Hintergrund steht und mit einem Krug in der Hand den Herrn bedienen will und von ihm erfahren muß, daß Maria das gute Teil erwählt hat.

Das mittlere (Ost-)Fenster zeigt die Auferstehung Jesu am Ostermontag, wie sie im 28. Kapitel des Matthäus-Evangeliums geschildert wird. Christus im weißen Kleid steigt aus seinem Grab, in der linken Hand die Siegesfahne (rotes lateinisches Kreuz im weißen Feld), links von ihm drei Engel. Im Vordergrund haben sich, geblendet von dem strahlenden Licht, die beiden Wächter zu Boden geworfen, der eine hält die Hand vor's Gesicht, der andere versteckt sich hinter seinem Schild, die Waffen, Schwert und Speiß, haben sie weggeworfen, wie geschrieben steht: „Die Hüter aber erschrecken vor Furcht und wurden, als wären sie tot“.

„Selig sind, die nicht sehen und doch glauben“ ist das Thema des Südostfensters. Der auferstandene Christus zeigt, wie es im 20. Kapitel des Johannes-Evangeliums berichtet wird, dem ungläubigen Jünger Thomas seine Wundmale, im Hintergrund stehen drei weitere Jünger.

Über und unter den figürlichen Darstellungen aller drei Fenster sind neugotische Schmuckelemente angebracht. Ganz unten zieht sich durch alle drei Fenster ein Schriftband: Gest. v. Kommerzien-Rat Karl Behr z. Erinn. a. s. Mutter Frau Louise Behr Ostern 1900.

Kaum beachtet werden die beiden Hochfenster, die – wie bereits erwähnt – noch vom Vorgängerbau der heutigen Kirche stammen dürften, der „Nikolaus- und Liebfrauenkapelle“. Diese wird als „Kapelle auf dem Marktplatz in der Ringmauer“ (der „Alte Markt“ lag außerhalb der Ringmauer) 1385 erstmals urkundlich erwähnt. Die Butzenscheiben-Verglasung dieser beiden Fenster ist wesentlich älter als die Verglasung der übrigen Fenster, sie wurde anlässlich der Renovierung auf rund 150 Jahre geschätzt. Auch diese beiden Fenster weisen auf Christus hin, denn im Mittelpunkt ihrer Maßwerkverglasung zeigen sich auf orangefarbigem Untergrund die beiden Buchstaben Alpha und Omega, der erste und der letzte Buchstabe des griechischen Alphabets, wie im ersten Kapitel der Offenbarung des Johannes geschrieben steht: „Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende“.

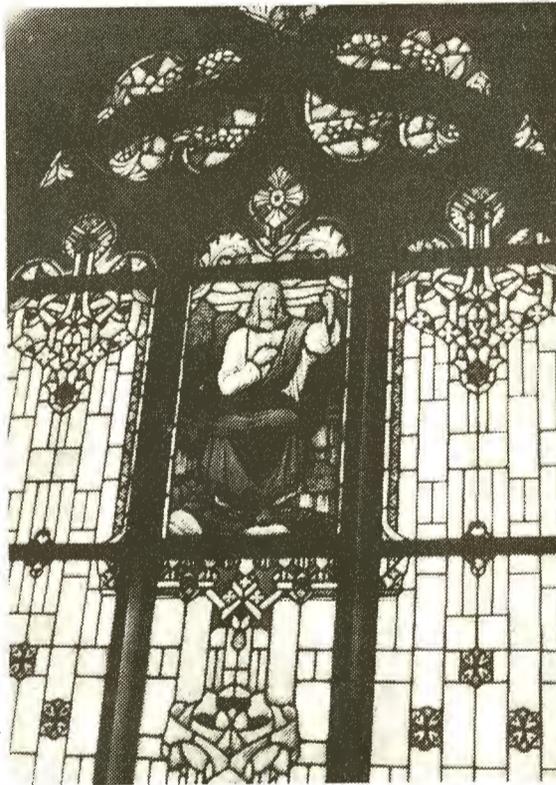
Das Langhaus der Kirche hat nur zwei Fenster mit bildlichen Darstellungen. Es sind die



Ebenfalls Jugendstilform zeigt das Fenster über dem nördlichen Seitenportal. Es zeigt das Gleichnis vom verlorenen Sohn und ist eine Stiftung von Fabrikant Carl Roller.

beiden Fenster über dem Nord- und Südportal. Meister Franz aus Tübingen, der seit 1510 das hochgotische Langhaus der Kirche zu einer spätgotischen „Staffelhalle“ umgebaut hat, ließ dem Maßwerk dieser beiden Fenster besondere Sorgfalt angedeihen. Die Verglasung dieser Fenster im reinsten Jugendstil ist von hohem künstlerischem Wert. Die Entwürfe beider Fenster stammen von Rudolf Yelin (dem Älteren). 1864 in Reutlingen geboren, sollte Yelin ursprünglich Theologe werden, er durchlief deshalb die für evangelische württembergische Pfarrer übliche Ausbildung in den theologischen Seminaren und im Stift, man darf ihm also zu den „Stiftsköpfen“ zählen. Bald wurde ihm aber klar, daß nicht das Wort, sondern das Bild Ziel und Inhalt seines Lebens sei. Er ging nach München und ließ sich zum Maler ausbilden, später bildete er sich in Frankfurt weiter und bald wurden die Wand- und Glasmalerei sein Hauptgebiet. Zahlreiche Kirchen in- und außerhalb Württembergs hat er künstlerisch mitgestaltet. Vieles ging im zweiten Weltkrieg verloren. Daß seine Balingen Fenster, die er mit bewundernswertem Empfinden in die spätgotische Umrahmung eingefügt hat, erhalten blieben, darf als Glücksfall gewertet werden.

Das Fenster über dem Südportal hat sechs rechteckige Felder, von denen fünf mit reichen



Das Jugendstilfenster über dem südlichen Seitenportal. Es stellt den lehrenden Christus dar und ist eine Stiftung von Dekan Wiedersheim.

Schmuckmotiven in Jugendstilformen ausgefüllt sind. Das obere Mittelfeld zeigt Christus in rot-weißem Gewand, auf einer steinernen Mauer zwischen Blumen und Buschwerk sitzend. Die rechte Hand ist auf die Brust gelegt, die linke erhoben in einer Haltung, als wollte er ausrufen „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid“ (Matthäus 11 Vers 28). Durch das Fischblasen-Maßwerk im nahezu halbrunden Oberteil des Fensters schwingt sich ein in leuchtenden Farben strahlender girlandenartiger Kranz. Am unteren Rand des Fensters berichtet ein Schriftband: „ZVR ERINNERUNG AN DEKAN WIEDERSHEIM – 1897 – 1906“. Im unteren rechten Feld steht: „ENTWURF v. R. YELIN – AVSGEFÜHRT VON L. WILHELM - ROTTWEIL a/N.“

Im Gegensatz zum Südfenster ist das Fenster über dem Nordportal vierteilig, hat also acht rechteckige Felder. Sein Thema ist das im 15. Kapitel des Lukas-Evangeliums berichtete Gleichnis vom verlorenen Sohn, das in den beiden oberen Mittelfeldern dargestellt ist. Links steht der Vater, die Arme weit geöffnet. Sein reich bestickter leuchtend roter Brokatmantel läßt erkennen, daß er ein wohlhabender Mann



Das mittlere der drei Chorfenster. Es zeigt die Auferstehung Christi. Gestiftet wurden die drei Chorfenster von Kommerzienrat Karl Behr im Jahre 1900.

ist. Rechts von ihm kniet sein nur mit einem Lententuch bekleideter Sohn, den Wanderstab in der Hand. Im Hintergrund sieht man Getreidefelder und eine Scheune, rechts einen stattlichen Baum. Auch hier sind die übrigen Felder und das Maßwerk mit reichem Jugendstilschmuck ausgefüllt.

Am unteren Rand des Fensters steht links: „C. u. M. R. 1913“ (Stifter war Fabrikant Carl Roller, Teilhaber der ehemaligen Trikotwarenfabrik Reiber und Roller (heute Baltrik). Rechts davon steht: „ENTWURF von R. YELIN'AVS-GEF. von L. WILHELM ROTTWEIL AD 1913.“

Beide Fenster wurden bei der großen Kirchenrenovierung 1913/14 eingesetzt, die – ein großer Glücksfall – gerade noch rechtzeitig vor dem Ausbruch des ersten Weltkrieges abgeschlossen werden konnte. Die Einweihung am 22. März 1914 war ein großer Festtag für die ganze Gemeinde.

## Außenrenovierung der Balingen Stadtkirche abgeschlossen

Nach nahezu viereinhalb Jahren ist die Außenrenovierung der Balingen Stadtkirche abgeschlossen. Im Sommer 1982 wurde mit dem Turm begonnen, fast zwei Jahre war er eingestüst, so lange dauerten die Verbohrungs- und Verpressungsarbeiten. Als schließlich die Hülle fiel, staunte man über die Schönheit des Bauwerks. Sogleich ging man an die Renovierung des Langhauses, das im Juli 1984 sein Gerüst erhielt. Es kam die Zeit des Verbohrens und Verpressens, der Dachstuhl wurde saniert und das riesige Dach umgedeckt. Besonders schlimm war der Zustand des Zwischenstücks zwischen Turm und Langhaus, das vermutlich noch vom Vorgängerbau stammt und ausgetauscht werden mußte. Umfangreich waren die Steinmetzarbeiten, die ganzen Gesimse wurden neu gemacht. Schließlich wurden noch umfangreich Arbeiten an den Portalen durchgeführt, die nun in den letzten Tagen abgeschlossen werden konnten. Das fertige Werk kann sich sehen lassen.

# Abmarkung und Sicherung von Vermessungs- und Grenzzeichen

Von „Zeugen“ und „Untergängern“ – Von Rudolf George (1. Fortsetzung)

In der Landesordnung vom 11. November 1621 heißt es u. a.: Auch wurde den „geschworenen Untergängern“ weiter das ausschließliche Recht gewährt, Marksteine zu setzen, zu ver-rücken, zu verdecken oder auszuwerfen. Jedem Anderen war dieß bei hoher Strafe an Leib, Ehr und Gut verboten.

In weiteren Paragraphen ist „Der Untergänger Eyd und Staat“ aufgeführt, sowie „Von Mark-, Weg- und Zehende-Steinen“ die Rede. Auch ist bestimmt, daß der Untergänger selbst auf seinem Eigentum keine Steine setzen oder verändern soll, sondern seinen Nachbarn die bevorstehende Abmarkung ankündigen soll und diese dann von seinen Eidbrüdern ausführen lassen soll. Ferner heißt es, man solle auf den Feldern, ehe man ansäht und ackert, Zeichen zu den Marksteinen stecken, damit die in den Furchen stehenden Marken verschont und kein Stein herausgeackert werde.

Der Markungsumgang solle alle drei Jahre stattfinden und wenn kein Schaden zu befürchten ist, könne der Umgang aus Kostenersparnis auch nur einmal in noch größerem Zeitabstand als in drei Jahren vorgenommen werden.

Wird dem Magistrat oder Amtsbürgermeister zwischenzeitlich angezeigt, daß ein Markstein fehlt oder beschädigt wurde, soll der Schaden von den Untergängern sofort behoben werden. Für jeden gesetzten Stein wurden 6 kr – für jeden Anlieger die Hälfte – sofort eingezogen und der Betrag auf dem Bürgermeisteramt abgeliefert.

Die Überwachung aller Steinarten ist ein Anliegen des Instituts und auch der Gemeinden (Kommunen), denen viel daran gelegen ist, daß die „Grenz-, Markungs-, Forst-, Jagd-, Weid-, Hut-, Zehend-, Allmand- und Wegsteine“ jederzeit in der richtigen Lage erhalten und Abgänge sogleich ersetzt werden. Darauf sollen an allen Orten die Vorsteher bedacht sein. Bei Wahrnehmung von Fehlern und Mängeln sollen die Untergänger bei der vorgesetzten Stelle sofort Anzeige erstatten.

Nach dem **Königlichen Reskript vom 26. August 1811** wurden in der „Civil- und Criminal-Justizverwaltung“ verschiedene neue Einrichtungen ausgesprochen. Abgesehen davon, daß Untergangssachen fernerhin den Dorfgerichten überlassen blieben, wurden in der Ausführungs-Instruktion für die untern „Civilgerichtsstellen“ Vorschriften erteilt, die auszugsweise wiedergegeben werden:

## Die Untergangsgerichte

„In jeder Stadt, jedem Stabe und Dorfe, soll für Streitigkeiten, in und außerhalb des Orts ein Untergangsgericht bestehen; wo jedoch bisher ein eigener Untergang für Stadt- und ein eigener für Feldsachen war, mag es dabei auch ferner sein Bewenden haben. Jedes Untergangsgericht soll mit Einschluß des Präses aus drei, höchstens vier Personen bestehen, sollte jedoch in Städten eine größere Anzahl solcher Gerichtsmitglieder vorhanden sein, so mag es bis zum Abgang der Überzähligen dabei gelassen werden. In Städten soll der Regel nach ein Bürgermeister, in Dörfern der Schultheiß, Präses des Untergangsgerichtes sein. Die Mitglieder desselben aber werden aus dem Magistrate, und durch denselben bestellt.

Diese Untergangsgerichte erkennen in erster Instanz ausschließlich über alle Streitigkeiten, welche durch das Nebeneinanderliegen von Gebäuden und Feldgütern oder die wechselseitige Beziehung derselben in Hinsicht auf ihre Benutzung entstehen, die Klage mag das Eigentum oder eine Dienstbarkeit betreffen, besonders auch über Grenzstreitigkeiten, es mag ferner der eine der streitenden Theile die Gemeinde, oder beide Privatpersonen sein; insofern nur der Streit privatrechtliche Verhältnisse be-

trifft, nicht ohne Augenschein auf dem Platze entschieden werden kann, und eine summarische Behandlung zuläßt oder erfordert. Vermag übrigens der eine oder der andere streitende Theil darzuthun, daß die ganze Entscheidung des Falls vorzüglich auf einer schwierigen Rechtsfrage beruhe, so mag derselbe deshalb an das betreffende Oberamtsgericht provociren, welches hierüber zu erkennen hat, und wenn der Gegenstand wirklich von solcher Beschaffenheit erfunden wird, sofort in der Hauptsache allein competent sein soll.“

Durch das **Organisationsedikt** über die Rechtspflege in den unteren Instanzen vom **31. Dezember 1818** wurde das Richteramt der Gemeinderäthe in Untergangssachen an die Stelle des bisherigen Richteramts der Untergänger gesetzt und hierüber Folgendes unter Anderem bestimmt: „die Gemeinderäthe haben wahres Richteramt in Untergangssachen. Das Recht, Untergangssachen zu verhandeln und zu entscheiden, ist bei allen Gemeinderäthen gleich.“ „In Untergangssachen wird die Gerichtsbarkeit der Gemeinderäthe nur unter den in der Verordnung vom 19. Oktober 1811 § 4 ausgedrückten Voraussetzungen bestätigt. Der Gemeinderath hat ganz nach den Vorschriften jener Verordnung zu verfahren. Besonders hat es dabei sein Bewenden, daß Grenzsteine nur durch die bei jeder Gemeinde bestellten Untergänger erhoben werden können.“

Nach Aufhebung der § 5 und 6 des Edikts vom 31. Dezember 1818 durch die „**Civilprozessordnung**“ vom **3. April 1868** wird zur Beseitigung von Zweifeln durch die **Entschließung des Königl. Ministeriums der Justiz und des Innern vom 19. Juni 1869** bezüglich der Bestellung und Verpflichtung der Untergänger und der Aufsicht über dieselben Folgendes verfügt:

„die Bestellung und Verpflichtung der Untergänger, ohne Unterschied ob dieselben aus der Mitte des Gemeinderaths gewählt werden oder nicht, liegt den Gemeinderäthen ob. Die Ortsvorsteher haben darüber zu wachen, daß die Untergänger in der bisherigen Zahl in jeder Gemeinde gewählt und verpflichtet werden.

Die staatliche Aufsicht über die zunächst den Gemeindebehörden untergeordneten Untergänger, insbesondere über ihre Bestellung und Verpflichtung gehört zum Geschäfts-Kreis der Oberämter, von welchen auch Beschwerden in Gehührensachen derselben und über ihre Amtsführung zu behandeln sind.“

Gemäß erlassenen Gesetzen und Verordnungen von 1822 bis 1873 ergibt sich die „**Dienstanzweisung für die Untergänger**“ in Artikel 1 bis 32. Hierin ist u. a. folgende Anweisung ergangen:

„Für jede Gemeinde werden von dem Gemeinderath in geheimer Abstimmung drei höchstens vier Untergänger gewählt. Dieselben können aus der Mitte des Gemeinderaths oder aus den übrigen Gemeindeangehörigen gewählt werden. Diese Diener (Offizianten) können vom Gemeinderath zu jeder Zeit wieder entlassen werden. Andererseits haben sie vertragmäßig das Recht der Kündigung.“ Die Untergänger werden durch die Ortsvorsteher verpflichtet.

„Jeder Untergänger, möge er aus der Mitte des Gemeinderaths gewählt sein oder nicht, erhält bei seiner Verpflichtung ein Exemplar gegenwärtiger Abhandlung, über die Rechte und Pflichten der Felduntergänger, gegen urkundliche Bescheinigung.

Die Verpflichtung derjenigen Untergangsmitglieder, welche außerhalb des Gemeinderaths gewählt worden sind, erfolgt auf den Grund gegenwärtiger Dienstanzweisung durch das an Eidesstatt abzugebende Gelöbniß, in den Verrichtungen als Felduntergänger einer strengen Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit und Un-

parteilichkeit sich zu befleißigen. Da jedoch diejenigen Untergänger, welche zugleich Gemeinderathsmitglieder sind, einen feierlichen Eid schwören, so wird dieser wohl auch für die anderen Mitglieder anwendbar sein.“

## Eidesvorbehalt

Sie werden als bestellter Untergänger von . . . an Eidesstatt geloben (einen feierlichen Eid zu Gott dem Allmächtigen schwören): „Seiner Königlichen Majestät unseren allergnädigsten König und Herrn getreu und gehorsam zu sein und alle Obliegenheiten Ihres Dienstes nach Vorschrift der Gesetze und Verordnungen und nach den Weisungen der zuständigen Behörden mit Eifer, Fleiß und Genauigkeit zu erfüllen, insbesondere bei der Ihnen obliegenden Erhaltung und Richtigstellung des Steinsatzes innerhalb der Gemeindegrenze sowie bei der Ihnen obliegenden Mitwirkung für Führung der Güterbücher und für die Erhaltung und Fortführung der Flurkarten und Primärkataster mit aller Gewissenhaftigkeit zu Werk zu gehen, auch Vergehen, welche Sie in Beziehung auf den Steinsatz entdecken, der Wahrheit gemäß zur Anzeige zu bringen. Von der getreuen Erfüllung Ihrer Dienstpflichten werden Sie durch keine Rücksichten oder Beweggründe irgend einer Art, weder durch Gefälligkeit, Familienverbindung oder Gaben, noch durch Feindschaft, Privatinteresse oder Menschenfurcht sich abwenden lassen, vielmehr stets in allem so handeln, wie Ihre Pflicht es erfordert, und wie Sie vor dem allwissenden Gott es zu verantworten sich getrauen.“

Ferner ist in der Anweisung die Belohnung der Untergänger geregelt. Die Annahme von Geschenken ist den Untergängern schlechthin verboten. Der Beamte, der Geschenke oder andere Vorteile annimmt, wird mit Geldstrafe bis zu dreihundert Mark oder Gefängnis bis zu sechs Monaten bestraft.

„Ein Beamter, welcher für eine Handlung, die eine Verletzung einer Amts- oder Dienstpflicht enthält, Geschenke oder andere Vortheile annimmt, fordert oder sich versprechen läßt, wird wegen Bestechung mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft.“

„Der Untergang tritt nur in voller Besetzung seiner Mitgliederzahl in Thätigkeit, geschehe dies in Folge gesetzlicher Vorschrift oder kraft besonderen Auftrags.“

**Die Hauptobliegenheiten der Untergänger** bestehen „1. in der Erhaltung und Richtigstellung des Steinsatzes der Gemeindegrenze, ebenso der Allmand-, Güter- und Wegsteine, sowie in der Aufsicht auf alle Arten von Steinen, als Grenz- oder Land-, Markungs-, Forst-, Jagd-, Weid-, Hut-, Zehend-, Allmand- und Wegsteine, 2. in der Mitwirkung für Führung der Güterbücher der Gemeinde; 3. in der Mitwirkung für die Erhaltung und Fortführung der Flurkarten und Primärkataster.“ Es gibt natürliche oder künstliche Grenzmarkierungen, wodurch die Grundstücke in ihrem Umfang kenntlich gemacht sind.

**Zu den natürlichen Marken gehören:** Berge, Hügel, Flüsse, Bäche, Bäume, Klingen, Sümpfe, Felsen, Hägen, Straßen, Quellen usw.

**Zu den künstlichen Marken zählen:** Mahlbäume (Lachbäume), welche durch ein eingehauenes Kreuz bezeichnet sind; Lochbäume, in welchen sich ein Loch befindet; hauptsächlich aber Steine.

„Alle Marksteine, sie seien von Neuem zu setzen, wieder aufzurichten, zu erhöhen, zu er-

niedrigen oder gar zu kassiren, sollen allein durch die Untergänger gesetzt, aufgerichtet, erhöht, auch erniedrigt oder, wo man solche nimmer von nöthen hat, kassirt werden“.

Auf eigenem Eigentum soll kein Untergänger selbst tätig werden.

Zur Verhütung willkürlicher Grenzveränderungen und zur Erhaltung und Bewahrung bereinigter Grenzen überhaupt ist jeder Eigentümer verpflichtet, den Untergängern jede verlorengegangene Grenzmarke anzuzeigen. Bis zur Wiederabmarkung durch den Untergänger ist der wirkliche oder vermeintliche Punkt vom Grundbesitzer einstweilen mit einem Stotzen (Pflöck) zu bezeichnen. Das Einsetzen wie Herausnehmen von Grenzmarken ist dem Grundstückseigentümer verboten.

Selbst wenn sich zwei Nachbarn über ihre Grenze zwischen den Häusern, Hofräumen, Gärten und Feldgütern einigen, dürfen sie ohne Untergänger keine Marksteine setzen. Auch nach der Einigung mit dem Nachbarn, wenn Einer vom Nachbarn ein Stück Boden erwirbt und es zum bisherigen Besitz als ein Stück bewirtschaften will, dürfen die Marksteine zwischen dem zusammengebrachten Gut nicht von den Eigentümern entfernt werden. Auch darf nicht das Gelände so erhöht werden, daß die Grenzmarke dadurch zugedeckt wird.

Die Bestimmungen über die periodische Durchführung der allgemeinen Markungsumgänge wird aufgehoben. Statt dessen wird in bestimmten Zeitabständen durch den Felduntergang (Früh- und Spätjahr) eine Besichtigung der Marksteine der Ortsmarkung vorgenommen und der Befund in ein Protokoll aufgenommen. Es heißt auch, man solle für die Wiederherstellung verloren gegangener Steine Sorge tragen. Nur bei Landesgrenzen durfte ohne Wissen und Auftrag des zuständigen Oberamts keine Änderung vorgenommen werden.

Dieselbe Aufmerksamkeit sollten die Untergänger auf die Erhaltung der Signalsteine (TP) haben. Die Feldschützen wurden von den Untergängern auf die Bedeutung dieser Signalsteine besonders hingewiesen. Die Signalsteine wurden in die Untergangsbücher aufgenommen und die Abstände zu nahegelegenen Grenzpunkten aufgemessen und die Maße in den Büchern vermerkt. Umgefallene Signalsteine wurden unter Zuziehung von einem beauftragten Geometer von den Ortsbehörden unverzüglich wieder aufgerichtet.

Alle gesetzten und unvermarkten Steine wurden mit ihrer Beschaffenheit, äußeren Kennzeichen und ihrer Lage zu den nächsten Steinen in das Untergangsbuch eingetragen.

#### Untergänger und Verzeugung

Die Verzeugung der Marksteine wurde von den Untergängern vorgenommen, die das Geheimnis der Verzeugung streng bewahrten. Dies war eine vorbeugende unterirdische Sicherung der Grenzmarke.

Die Verzeugung war ein feierlicher Akt, zu dem der Untergänger als Urkundsperson im Bratenrock erschien. Erst in „genugsamer Entfernung anderer Leute“ nahmen die Untergänger die geheime Verzeugung vor. Die Untergänger nannten diese Merkmale: Zeugen, Geheimnis, Jungen, Beleg, Gemark, Beilagen und Eier. Zum Teil wurden diese Zeugen in die Grenzen gelegt, mancherorts wurden sie auf ein markantes Ziel ausgerichtet verlegt, z. B. in Richtung auf den Kirchturm des Orts.

#### Woraus bestanden die Zeugen?

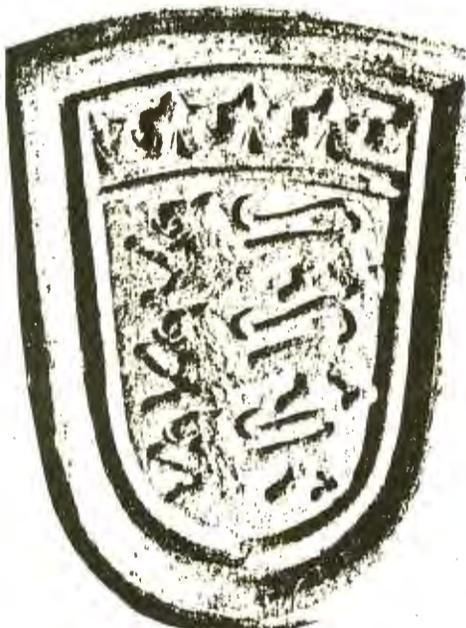
Die Zeugen bestanden aus Holzkohlestücken, Natursteinplättchen, Asche, Eierschalen, Kieselsteinen, oder aus drei bis vier zusammengelegte zueinanderpassende Stücke von zerschlagenen Dachplatten; später aus besonders hergestellten Glas- oder gebrannten Tonstücken, vorwiegend in runder, ovaler, rechteckiger oder dreieckiger Form mit und ohne eingepprägtem Wappen der Gemeinde oder des Grundherren, der Aufschrift des Gemarkungsnamens oder nur einzelner Buchstaben davon, sowie besondere Zeichen, z. B. Wolsangel, Hakenkreuz etc. Manche Untergänger pflegten ih-

re Zeugen in zwei Teile zu zerbrechen, welche dann beim Wiederauffinden zusammenpassen mußten. Auch Tonkegel, Rüben genannt, dienten als Zeugen. Wenn die geheimen Zeichen z. B. von zerschlagenen Dachplatten stammten, wurden sie so verlegt, daß drei Teile in der Mitte zusammenpassen mußten.

#### Zeugen des Landes Württemberg



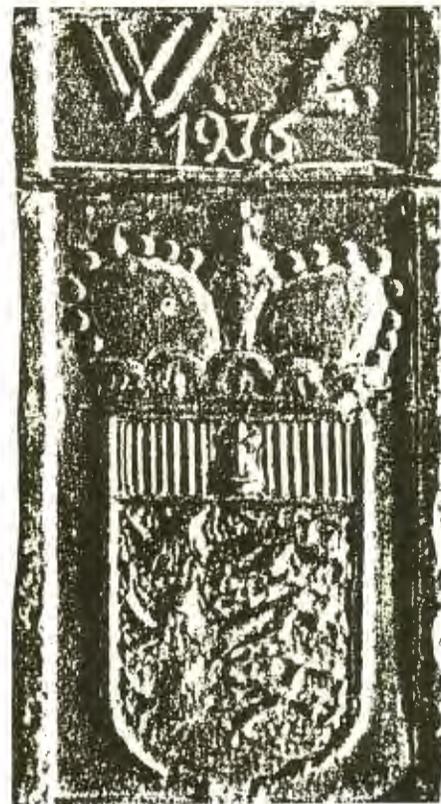
a) Ziegelroter Ton. Das gekrönte Wappen mit den drei Staufer-Löwen erhaben auf vertieftem Grund.



b) Ziegelroter Ton. Dem Umriß des Zeugens folgendes Landeswappen erhaben auf vertieftem Grund.



c) Weißgelber Ton, honigfarben glasiert. „W 1868“ steht für das Land Württemberg, das im Jahre 1868 entlang der Iller, der Grenze nach Bayern, diese Zeugen verlegte. Das bayerische Gegenstück dazu ist mit Ausnahme des Kennbuchstabens „B“ identisch. Diese unzweifelhaft vom gleichen Hersteller gefertigten Zeugen – war es nun eine bayerische oder eine württembergische Ziegelei? – wurden stets gemeinsam einem Grenzstein beigegeben. Es ist zwar nicht überliefert, darf aber als sicher unterstellt werden, daß die Amtshandlung dieser Doppelverzeugung einst auch zwei Geometer erforderte, einen bayerischen und einen württembergischen.



Hochformatiges Rechteck aus hochrotem Ton, dunkelrot bis schwarz-braun glasiert. Prägung erhaben auf vertieftem Grund. Der Kellenschnitt sitzt im oberen Viertel des Formats, um das prächtig reliefierte Wappen mit den drei Stauferlöwen unter der Fürstenkrone nicht zu stören. Durch die Jahreszahl „1936“ unter den Initialen „W. Z.“ (= Waldburg-Zeil) ist der Zeuge genau bestimmbar. Fortsetzung folgt

#### Inhaltsverzeichnis 1986

	Seite
Die württembergische Landesvermessung (1818-1840) und die Zeit davor (Rudolf George)	529 - 532; 533 - 535
Der ehemalige Außenhof „Reuthalde“ in Ratshausen (Gerold Riede)	532
Stadtschreiber in einem kleinen Städtchen (Wolfg. P. Bernhard)	535/536
Die Saatkrähe, Vogel des Jahres 1986 (Dr. K. E. Maulbetsch)	536
Historische Glocken im Zollernalbkreis (Eugen Gröner)	537, 542/543, 548, 550/551
Landschaft und Pflanzenleben der Balingen Berge (Fritz Scheerer)	538 - 540; 543 - 544
Die Ebinger Nellenburg (Dr. Walter Stettner)	541/542
Die abgegangene ehemalige Ratshausener Sägemühle (Gerold Riede)	544, 551/552
Hochrhein und Hotzenwald (Kurt Wedler)	545 - 547
Waldgang - Schloßbesichtigung - Kirchenbesuch (im Stuttgarter Raum) (Erich Walz)	547/548
Der Schömberger Barockbildhauer Urban Faulhaber und sein familier Kreis (Wolfg. P. Bernhard)	549/550
Wer hat ein Foto vom ehemaligen Galthaus (in Burladingen)?	551
Anna Selbtritt (Kurt Wedler)	552
Die Bahnwärterhäuser (Guido Motika)	553/554
Die Schutzmantelmadonna (Kurt Wedler)	554
Das Königreich Württemberg - Vor 100 Jahren Beschreibung von Land, Volk und Staat (Eugen Gröner)	555, 560, 571/572
Nachbarschafts- und Grenzvergleich im Jahre 1558 zwischen Geislingen, Ostdorf, Erlaheim und Owigen (Dieter Häske)	555/556
Zum 50. Jahrestag eines Wahrzeichens der Stadt Balingen - Die wechselhafte Geschichte des Balingen Zollernschlosses	557 - 559; 562/563
Der Plettenberggrutsch zu Ratshausen (Gerold Riede)	559
Was Flurnamen erzählen (Isingen)	560, 563
Meister Simon Schweizer (Eugen Gröner)	561/562
Der Bodmaner Fruchtmarkt und der Zollernalbkreis (Dr. Walter Stettner)	564, 568
75 Jahre Eisenbahn Balingen-Schömberg (Guido Motika)	565 - 568
Pfarrbesoldung in Laufen (Gustav Rieber)	568, 572
Abmarkung und Sicherung von Vermessungs- und Grenzzeichen (von „Zeugen“ und „Untergängern“) (Rudolf George)	569 - 571 - 575 - 576
Lebensmittelpreise in Ebingen 1913-1915 (Dr. Walter Stettner)	572
Die Fenster der Balingen Stadtkirche (Eugen Gröner)	573/574
Humor (mitgeteilt von Kurt Wedler)	556, 572
Pflanzenbilder (Kurt Wedler): Liebstöckel (544), Heckenrose (552), Fichte oder Rottanne (555), Zwergholunder (556), Rainfarn (560), Skabiose (564), Steinpilz (568).	

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Robert Kohler, Balingen, Königsberger Straße 89, Telefon 63 36.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.